

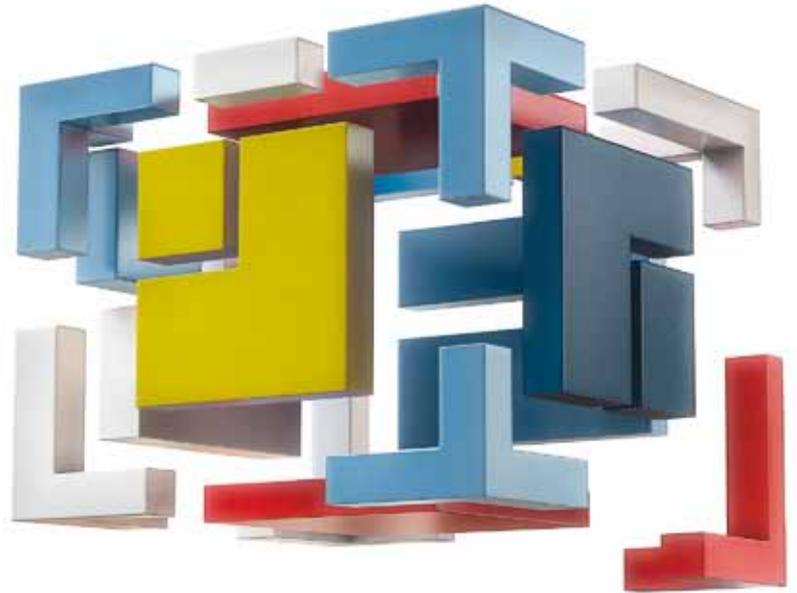
# GO

---

08/13

Magazin der Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl

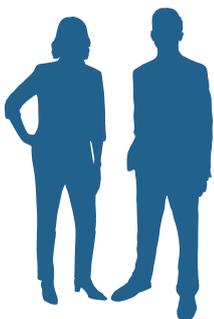
# STILLE



**Die Bosch-Philosophie:**

Nur wer sich  
unterscheidet,  
**kann sich perfekt  
ergänzen.**

**Vielfalt im Arbeitsalltag bei Bosch:** \_\_\_\_\_



Wir wissen, dass die Stärken jedes Einzelnen uns alle bereichern. Deshalb arbeiten schon heute weltweit über **150 verschiedene Nationalitäten** an rund **350 Standorten** für Bosch – denn Vielfalt ist unser Vorteil.

\_\_\_\_\_ Mehr Informationen unter: [www.bosch-denken.de](http://www.bosch-denken.de)



**BOSCH**

Technik fürs Leben

# EDITORIAL

Ein Reportagemagazin über die Stille?

Im ersten Moment mag der eine oder die andere denken:  
Gibt es keine drängenderen Themen? Sehnen sich jetzt schon  
junge Journalisten nach Entschleunigung und Ruhe?

Wir, zwölf Reporterinnen und Reporter,  
wurden von allen Seiten gewarnt: Stille kann man in einem  
gedruckten Magazin nicht darstellen. Das sei so,  
als würde man Radiohörern die Farbe Rot erklären wollen.

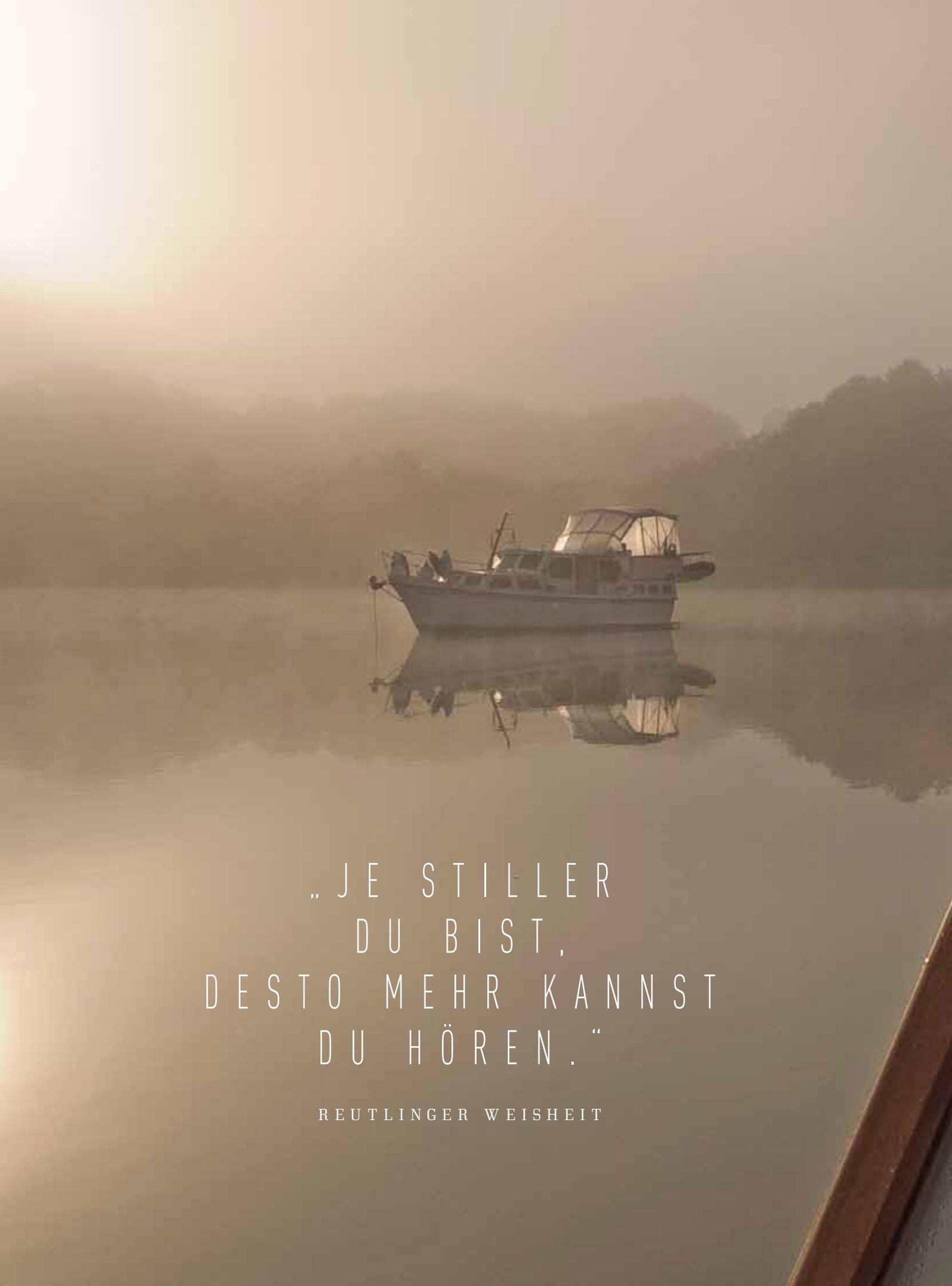
Stille ist langweilig. Stille ist unjournalistisch.  
Stille ist unsexy.

Wir wollten Geschichten finden, die nicht laut rufen:  
Hier bin ich! Schreib mich auf! Ich bin ein Skandal! Themen,  
die sonst oft zwischen Effekthascherei und Trivialität untergehen.  
Und wir wollen damit zeigen, dass guter Printjournalismus lebt.

Keine Angst: Sie werden auf den folgenden Seiten nicht  
die 357. Reportage über ein Schweigekloster finden.  
Herausgekommen ist kein Fast-Food-Journalismus, sondern  
ein Zwölf-Gänge-Menü zum Lesen.

Bitte schalten Sie Ihr Handy aus.

DIE REDAKTION



„ JE STILLER  
DU BIST,  
DESTO MEHR KANNST  
DU HÖREN.“

REUTLINGER WEISHEIT



# DIE REPORTAGESCHULE



Die Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl ist eine Einrichtung der Volkshochschule Reutlingen GmbH in Kooperation mit der Reportageagentur Zeitenspiegel. Sie finanziert sich aus Schulbeiträgen und wird von Sponsoren und durch das Land-Baden-Württemberg gefördert.

In einem einjährigen Lehrgang werden junge Journalisten zu Reportern ausgebildet. Sie bilden eine Lehrredaktion, die Themen entwickelt und Recherchepläne entwirft. Nach einem zweimonatigen Praktikum in einer Magazinredaktion reisen die Reporter für eine Zeit ins Ausland und erstellen anschließend eine Ausgabe des online-Magazins [www.reporterreisen.com](http://www.reporterreisen.com).

„GO“ ist die Abschlussarbeit der Schüler. Die Zeitschrift entsteht unter Mithilfe von Studenten des Studienganges Fotojournalismus und Dokumentarfotografie an der Fachhochschule Hannover. Die Agentur Behnken&Prinz, Hamburg, steht beratend bei Grafik/Layout zu Verfügung.



Philipp Maußhardt,  
Pädagogischer Leiter (l.)  
Dr. Ulrich Bausch,  
Geschäftsführer  
vhs Reutlingen GmbH (r.)

## IMPRESSUM 08/2013

**HERAUSGEBER** Dr. Ulrich Bausch  
Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl  
der Volkshochschule Reutlingen  
Spendhausstr. 6  
D 72764 Reutlingen  
07121 336182  
[info@reportageschule.de](mailto:info@reportageschule.de)  
[www.reportageschule.de](http://www.reportageschule.de)

**KURATORIUM** Prof. Dr. Hermann Bausinger,  
Prof. Martin Beck, Barbara Bosch, Uta-Micaela Dürig,  
Josef-Otto Freudenreich, Anton Hunger, Ingrid Kolb,  
Dr. Rainer Märklin, Prof. Dr. Dietmar Mieth,  
Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle, Dr. Georg Obieglo,  
Gerd Schulte-Hillen, Edzard Reuter,  
Dr. Carl-Heiner Schmid, Prof. Dr. Willi Weiblen

**CHEFREDAKTION** Philipp Maußhardt

**ART DIRECTORIN** Claudia Haas

**BERATUNG** Wolfgang Behnken

### TEXTREDAKTION

Toni Keppeler, Ingrid Kolb, Philipp Maußhardt,  
Petra Schnitt, Erdmann Wingert

### CHEFS VOM DIENST

Stephanie de la Barra, Karl Grünberg

### BILDREDAKTION

Rolf Nobel, Uli Reinhardt (Koordination)  
Felix Austen, Nicole Graaf, Lena Schnabl

### AUTOREN

Felix Austen, Barbara Bachmann, Jenny Becker,  
Stephanie de la Barra, Nicole Graaf, Karl Grünberg,  
Annika Kiehn, Friederike Mayer, Tobias Oellig,  
Marta Popowska, Lena Schnabl, Ariana Zustra

### FOTOGRAFEN

Matthias Ferdinand Döring, Fabian Fiechter,  
Samantha Isabelle Franson, Franziska Gilli,  
Niklas Grapatin, Fernando Gutiérrez Juárez,  
Christoph Kellner, Max Kesberger, Amadeus Waldner

**DRUCK** Sautter, Reutlingen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers. Schützgebühr 5 Euro, einer Teilaufgabe liegt die CD „Chillen im Stillen“ bei, Dank an den Verlag Bastei Lübbe [Lübbe Audio]

### WIR DANKEN:

Hochschule Hannover, Studiengang Fotojournalismus

## DIE SCHULE DANKT:





meister,  
maier,  
krause,  
Steinacher &  
kollegen

## Ihr gutes Recht

### Anwälte

Reinhard Meister

Michael Maier

Rolf Krause

Ulrich Steinacher

Gabriele Maier

### Rechtsgebiete

Arbeitsrecht

Familienrecht

Erbrecht

Steuerrecht

Mietrecht

Privates Baurecht

Reiserecht

Strafrecht

Verkehrsrecht

Sozialrecht

Arzthaftungs- und

Medizinrecht

### Und hier finden Sie uns

Anwaltskanzlei Meister, Maier, Krause, Steinacher & Kollegen  
Kirchheimer Str. 60 72622 Nürtingen  
Fon 0 70 22/97 93-0 Fax 0 70 22/97 93-97  
[www.kanzlei-meister.de](http://www.kanzlei-meister.de) [Zentrale@kanzlei-meister.de](mailto:Zentrale@kanzlei-meister.de)

# „Den Sprung wagen.“



Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.



Unsere Verbundenheit gilt Reutlingen und seiner Umgebung. Als regional verwurzelte Bank fördern wir **soziales, kulturelles und sportliches Engagement** und unterstützen so zahlreiche Vereine, Einrichtungen und Institutionen.

[www.volksbank-reutlingen.de](http://www.volksbank-reutlingen.de)

**Volksbank  
Reutlingen**

*Gemeinsam erfolgreich*

# INHALT

GO # 8/13



## 010 | IM REICH DES PI

Auf einer Reise durch Deutschland zeigt sich die Stille in vielen Formen. Geschichten zwischen laut und leise.

VON JENNY BECKER

## 018 | KALBS-BÄCKCHEN ANGELN

Warum setzen sich Leute den ganzen Tag an den See und warten auf den großen Fang? Um Fische geht es Ulli dabei nicht.



## 020 | DAS SCHWEIGSAME MÄDCHEN

Mit 17 landet sie in der Psychiatrie und erfährt, dass es für ihr Schweigen eine Erklärung gibt: Sabrina leidet unter Mutismus.

VON MARTA POPOWSKA

## 025 | ..SCHWEIGEN UND WARTEN BIS HOFFENTLICH APPLAUS EINSETZT"

Rhetorik-Spezialist Dr. Olaf Kramer erklärt, warum Angela Merkel so gut schweigt.



## 026 | AM BEISPIEL MEINER FREUNDE

Eine Generation von Spaniern steht still – und meine Freunde mitten-drin. Einst lebten sie unbeschwert in León, bis die Krise kam.

VON BARBARA BACHMANN

## 034 | ..MIT DIR RED" ICH NICHT MEHR"

Nach einem Streit herrscht in manchen Familien jahrelang Funkstille. Vier Beispiele und ein Experteninterview.

## 036 | IM ABSEITS

Die deutsche Fußballnationalmannschaft, die niemand kennt: Bei den Olympischen Spielen der Gehörlosen kämpft das deutsche Team um die Goldmedaille.

VON FRIEDERIKE MAYER

## 044 | ADRESSE: HINTER DEM PFLAUMENBAUM LINKS

Erst war er Chef einer Grafikagentur, dann wurde er Einsiedler. Hans Anthon Wagner lebt in einem vier Quadratmeter großen Schäferkarren.



## 046 | WAS ER DACHTE UND FÜHLTE, WIRD SEIN GEHEIMNIS BLEIBEN

Warum nimmt sich ein 13-Jähriger sein Leben? Matthias war schwierig und er hatte es schwer. Doch was geschehen würde, konnte niemand auch nur ahnen.

VON KARL GRÜNBERG

## 052 | DAS HERRGÖTTLE VON EHINGEN

Seit Anton Schlecker Insolvenz anmelden musste, hat ihn in seiner Heimatstadt Ehingen niemand mehr gesehen. Und doch ist er dort überall.

## 057 | LEISER TÖTEN

Eine kleine Kulturgeschichte des Schalldämpfers.



## 058 | ÜBERFALL AUF DIE PROVINZ

Wie das Elektro-Festival „Melt“ eine Region wieder zum Leben erweckt.

VON FELIX AUSTEN

## 066 | PSSST, PARTY!

Bei der Silent Disco gibt es Kopfhörer, statt Lautsprecher. Genial oder banal?

## 069 | ..ICH BIN MEHR ALS EIN GEFANGENER"

Der Asylsuchende Ghlam Vali kämpft um seine Rechte und darum, gehört zu werden. Ein Interview.

## 070 | IM WEISSEN RAUSCHEN

Über die Gletscher des Monte-Rosa-Massivs zur höchstgelegenen Schutzhütte Europas. Dorthin,





▲  
wo die lärmende Welt verstummt  
und nur noch Steigeisen knirschen.  
VON TOBIAS OELLIG

**080 | „UND DAT  
WAR'S DANN“**

Stück für Stück vollzieht sich  
die Stilllegung. Opel verschwin-  
det aus Bochum, die Wut der  
Opelaner bleibt. Ein Porträt

**083 | „ES GIBT  
KLASSEN, WO ALL  
DAS VIELLEICHT DREI  
MINUTEN WIRKT“**

Klangstab und Redeball –  
ein Lehrer verrät, wie er seine  
Schüler zur Ruhe bringt.



▲  
**084 | DAS ENDE  
DER GEMÜTLICHKEIT**

Wie rentabel ist die Stille? Eine  
Gemeinde streitet darüber, wie  
ruhig es auf ihrer Insel Ummanz  
bleiben soll.

VON ANNIKA KIEHN

**090 | DEUTSCHLAND,  
DEINE WHISTLEBLOWER**

Sie sind die Edward Snowdens der  
Republik. Sie decken Missstände  
auf und nehmen dafür viel in Kauf,  
werden gemobbt und gekündigt.



▲  
**092 | NICHTS  
ALS DIE WAHRHEIT**

In Vukovar, der umkämpftesten  
Stadt des Kroatienkrieges, darf  
die Vergangenheit niemals ruhen.

VON ARIANA ZUSTRA

**100 | TIEFE  
WASSER SIND STILL**

Eine Reise in die Tiefe mit dem  
Deutschen Meister im Freitauchen.

**103 |  
„MEDITATIONS-CD'S  
SIND ALBERN“**

Eine CD mit stillen Prominenten:  
Interview mit Michael Köckritz  
über "Chillen im Stillen".



▲  
**104 | LIBRETTO  
EINES LEBENS**

Eine Opernliebhaberin komponiert  
still ihre Tage im Altenheim. Mit  
Disziplin und Vertrauen in Gott.

VON STEPHANIE DE LA BARRA

**110 | EINE ART,  
DIE SEELE ZU ZERSTÖREN“**

Abgeschottet von der Außenwelt.  
Wie Gefangene die Isolationshaft  
erleben.



▲  
**120 | ALTE LIEBE  
ROSTET NICHT**

Eine junge Frau findet den  
Freizeitpark ihrer Kindheit über-  
wuchert und verrostet. Und  
macht ihn zu einer In-Location.

VON LENA SCHNABL



▲  
**112 | „WIR  
ALLE SIND ALI“**

Bei einer Demonstration in der  
Türkei starb ein junger Student  
durch Polizeigewalt. Er wurde zu  
einer Ikone der Protestbewegung.

VON NICOLE GRAAF

**119 | „MEIN EIGENES  
GEREDE GEHT MIR MANCH-  
MAL AUF DIE NERVEN“**

Der Publizist Roger Willemsen  
ist für seine Eloquenz bekannt.  
Auch im stillen Interview ist er  
nicht auf den Mund gefallen.

**127 | „DANKE,  
ICH BIN VERSORGT“**

Mein Mitbewohner spricht  
nicht mit mir.

**128 | „WAR DA WAS?“**

Es gibt sie wirklich: Geisterjäger.  
Nicht nur in Filmen oder  
Serien, auch im richtigen Leben.  
Wer sie begleitet, darf auf  
Gruseliges hoffen.

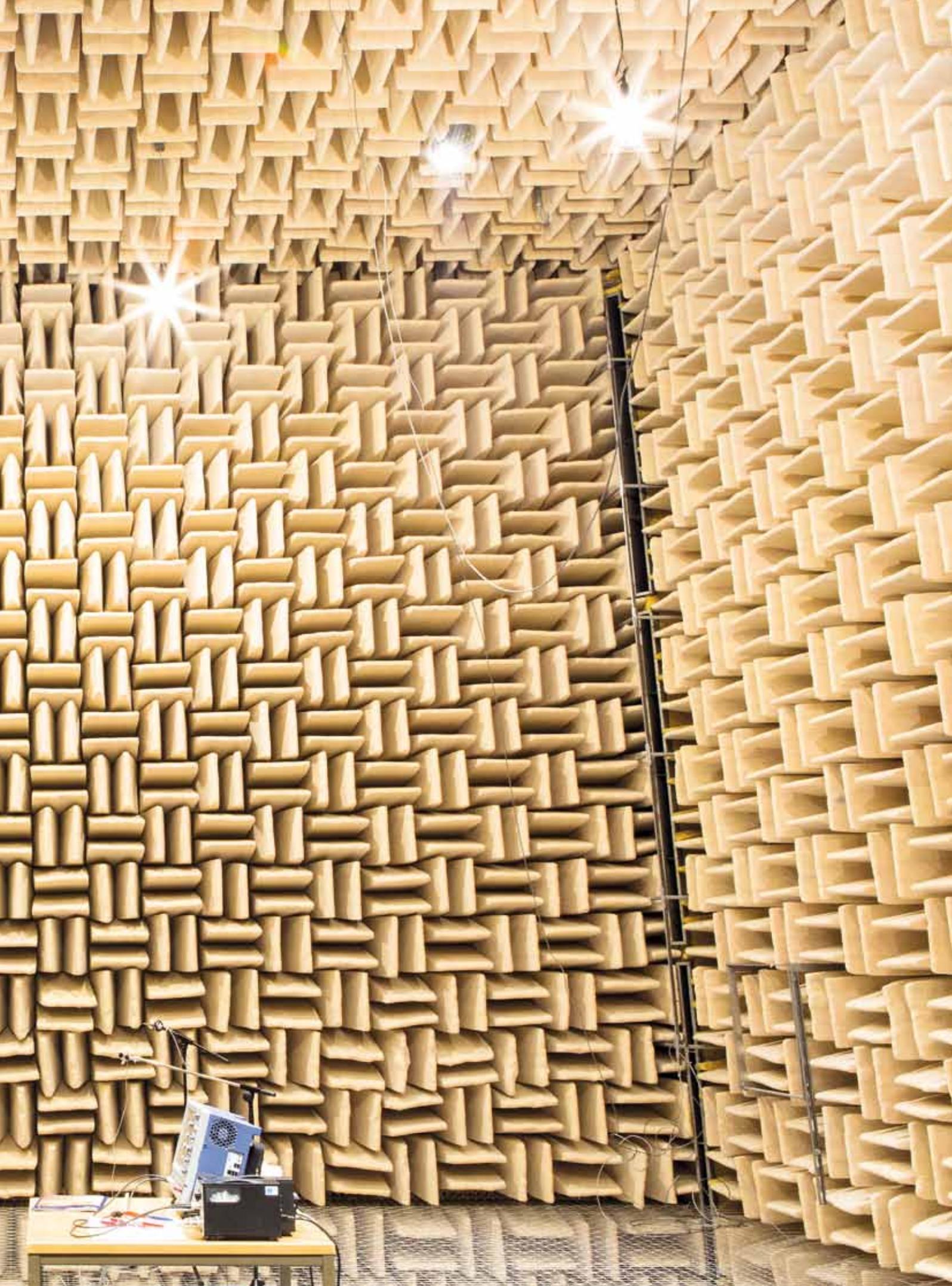
**003 | EDITORIAL**  
**006 | IMPRESSUM**  
**134 | KONTAKT**



# IM REICH DES PI

*Auf einer Reise durch Deutschland zeigt sich die Stille in vielen Formen. Im schalltoten Raum ist sie ganz nah, an der Landebahn weit weg. Sie bewegt den Sounddesigner, den Astronauten, den Künstler. Manchmal muss sich sogar das Gericht mit ihr befassen. Geschichten zwischen laut und leise.*

TEXT JENNY BECKER  
FOTOS AMADEUS WALDNER



# S

o also sieht das Ende aus. Nach einer Reise quer durch Deutschland sitze ich in einem schalltoten Raum. Es ist einer der stillsten Orte im Land. Dumpf umfängt er mich, wie ein großer Wattebausch. Jeder Ton wird verschluckt. „Viele halten es nicht lange hier aus“, hatte Herr Babuke gesagt, der Hüter dieser Kammer am Fraunhofer Institut. „Denen ist das unheimlich.“ Ich höre mein Blut in Wellenbewegungen durch den Körper rauschen. Der Magen blubbert. Und von den Lampen kommt ein feines Sirren.

Es ist, als säße ich in einer Zwischendimension, in der Geräusche verschwinden, es aber noch nicht ganz still ist. Doch wann ist es das schon? Eine Woche lang war ich der Stille auf der Spur, ging dorthin, wo sie die Menschen beschäftigt. In ein sächsisches Maisfeld, in einen bayerischen Gerichtssaal, zum Frankfurter Flughafen... Mein Gehirn ruft die Momente ab wie Lieder einer Jukebox. Menschen, die vom Lärm gequält sind. Menschen, die Klänge sammeln. Menschen, die Stille atmen. Ich sitze. Und höre.

## π MÜNCHEN. DAS LÄUTEREIGNIS.

Ein Gerichtssaal. Die Klimaanlage säuselt, eine füllige Dame klackt das Protokoll in den Computer. Verhandelt wird die „Geräuscheinwirkung durch Kirchenglocken“. Sinnloser Krach, wie Werner Bieberle es nennt. Der Rentner wohnt seit sechs Jahren im bayerischen Haundorf, er ist in das Haus direkt neben der Kirche gezogen. Dong! Dong! Dong!, teilen die Stundenschläge die Nacht. Bimmbimmbim!, läuten die Glocken tagsüber zum Gebet. Seit fünf Jahren streitet er dagegen vor Gericht. Die Dorfbewohner sind empört. Sie stellten Schilder auf: „Lieber von Glocken geweckt, als von Streithanseln“. Hat Herr Bieberle ein Recht auf Stille?

„Wie geht das fragliche Läutereignis von staten?“, fragt der Richter.

Am Samstagnachmittag wird im Dorf der Sonntag eingeläutet: Drei Minuten lang tönt die Christusglocke. Dann drei Minuten die Gebetsglocke. Dann die Taufglocke, auch drei Minuten. Und zum Schluss alle zusammen, für fünf Minuten.

Der Richter nimmt seine Goldrandbrille ab und hängt sich den Bügel in den Mundwinkel. „Vierzehn Minuten Geläut. Das kommt mir ein bisschen viel vor. Und muss das wirklich so laut sein, 71,3 Dezibel?“

Der Anwalt von Herrn Bieberle ruft: „Genau!



**ENTWERFEN** Der Sounddesigner Friedrich Blutner hat einen neuen Gehweg für Blinde entwickelt. Die eingelassenen Platten knacken leicht, wenn man darüber läuft. Ein wichtiges Arbeitsmittel ist die akustische Kamera. Sie zeichnet genau auf, woher Geräusche kommen und stellt deren Stärke auf Computerausdrucken farblich dar

WENN  
RUHERÄUME  
KÜNSTLICH  
GESCHAFFEN  
WERDEN  
MÜSSEN,  
LÄUFT ETWAS  
SCHIEF  
IN DER  
GESELLSCHAFT

Können Sie die christliche Botschaft nicht auch mit 50 Dezibel in die Welt hinaus senden?“

Pfarrer: „Dann hört uns doch niemand! Dann ist das Konzept der Kirchenglocken ad absurdum geführt!“

Herr Bieberle.: „Ein Gescheppere ist das... Manchmal sind es sogar 86,2 Dezibel!“

Richter: „Es bringt nichts, wenn wir uns um Dezibel streiten. Wie wäre es, wenn tagsüber das religiöse Brauchtum seinen Raum hätte und nachts die Gesundheit des Klägers?“

Nach drei Stunden einigt man sich: Nachts muss es still sein. Dafür dürfen die Glocken am Tag so laut läuten, wie sie wollen. Und weil vierzehn Minuten irgendwie doch ziemlich lang sind, soll jede Glocke an Samstagen eine Minute kürzer erklingen. Höchstens zehn Minuten Geläut, mehr will man keinem zumuten.

Herr Bieberle atmet auf: „Jetzt kann ich wenigstens schlafen.“

Eine Dorfbewohnerin aus der Zuschauerreihe sagt: „Die Glocken gehören zu unserem Leben. Nur wenn ich nichts höre, wird mir unbehaglich.“

π GEYER IM ERZGEBIRGE. DIE VERWANDLUNG VON LÄRM ZU KLANG.

Herr Blutner schließt die Tür zum Büro. „Haben Sie das gehört?“, fragt er, im Gesicht ein Bubenlächeln. Was meint er bloß? Da steht er mit der Hand an der Klinke, der Mann, von dem die Zeitungen schreiben, er sei einer der bekanntesten Sounddesigner des Landes. „Das ist wie eine Verzauberung!“, sagt er und öffnet die Tür wieder. „Zwei einzelne Geräusche - und zusammen ergeben sie ein Bild.“ Er zieht die Tür heran, ein saugendes Schmatzen am Türrahmen, ein Klicken am Schloss. Die Tür ist zu. Blutner ist begeistert.

So wie er hört, in feinen Nuancen, so komponiert Friedrich Blutner auch Klänge. Für Autos, Staubsauger, Knackwürste. In einem Bungalow, am Waldrand mitten im Erzgebirge, hat er Geräusche gehortet, Hunderttausende. Sie lagern auf den Festplatten der Computer. Blutner spielt mit ihnen wie ein Parfümeur mit Duftmolekülen. An seinem Schreibtisch, die Ohren unter dicken Kopfhörern verborgen, gießt er natürliche Geräusche in das technische Lärmen, so subtil, dass man es nicht merkt. Firmen ändern den Klang ihrer Produkte nach seinen Vorschlägen.

„Lärm ist reine Psychologie“, sagt er. „Das hat nichts mit Dezibel zu tun, sondern mit gesellschaftlicher Akzeptanz.“ Wenn jemand gegen Glockenläuten klagt, zeuge das vom Bedeutungsverlust der Kirche. Wenn röhrende Motoren stören, liege das an einer veränderten Einstellung zur Mobilität. „Wir hören jetzt gerne clean. Feine Töne sind angesagt, alles was umweltfreundlich und sauber klingt.“

Er arbeitet am Sound von Elektroautos. Die sind so leise, dass man ihnen Geräusche hinzufügen muss – der Mensch ist klangliches Feedback gewohnt, sonst kann er sich nicht orientieren.

Zum Beispiel der Moment, wenn er den Zündschlüssel dreht. Blutner hat dafür den Gong von tibetischen Klangschaalen mit schläfrigem Katzenschnurren gemischt. Angespannte Ruhe nennt er das.

„Das Ohr hat eine nach innen gerichtete Kraft, es ist der Vermittler zu den Empfindungen.“ Herr Blutner hat mal ein Experiment gemacht. Mit Knackwurst. Die Überlegung war: Je knackiger die Wurst klingt, desto besser schmeckt sie den Menschen. Also nahm er eine Wurst ohne Würze und packte sie in den besonders knackigen Darm von mongolischen Schafen. Die Testpersonen waren entzückt von der Wurst.

Wenn Doktor Friedrich Blutner durch die Straßen geht, in Großstädten wie Berlin, denkt er: AsphaltAsphaltAsphalt... Einöde! Das Ohr hasst Monotonie, sagt er. „Wenn wir auf dem Weg durch die Stadt mal über Kies gehen würden, mal über Sand, mal über eine Holzbrücke - wir wären entspannter.“ Blutner ist kein Stadtplaner, aber wenn er einer wäre, würde er so etwas mitdenken. Und nicht hinterher „Räume der Stille“ einrichten. „Wenn wir Ruhe so abgekoppelt brauchen, läuft etwas falsch in der Gesellschaft. Das ist wie ein künstliches Sauerstoffzelt.“ Er schüttelt den Kopf, als säße er über einer unlösbaren Rechenaufgabe, lacht kurz auf und tippt sich an die Stirn. „Räume der Stille, das ist doch krank.“

π HAMBURG. RETTENDES SCHWEIGEN.

Zehn Menschen sitzen zusammen auf dem Boden und atmen. Schlichte, japanische Zen-Meditation, in einer evangelischen Kirche, dort, wo sonst der Altar stünde. Ärzte sind dabei, Anwälte. Sie haben die polierten Schuhe im Holzregal am Eingang abgestellt, die Anzüge in die Schließfächer gehängt, nun sammeln sie ihre Energie an einem Punkt, drei Finger breit unter dem Bauchnabel. In der „Kirche der Stille“ ist es sehr weiß und sehr leer, abgesehen von den Sitzenden und ihren Meditationskissen. „Wir brauchen Räume wie diesen“, sagt eine Frau hinterher. „Die Welt ist so schnell und laut, das macht mich ganz krank.“

Die lichtdurchflutete Kirche mit dem hellen Laminat ist für die meisten Besucher wie eine Umarmung. Oh, ist das schön weiß, staunen sie. Anderen ist es zu ruhig. „Stille muss geübt werden. Hier ist der Raum dafür“, haucht Irmgard Nauck, Pastorin der Christophoruskirche, die seit fast fünf Jahren „Kirche der Stille“ heißt. Der Übungsraum liegt zwischen Backsteinhäusern und Lindenbäumen im Szeneviertel Altona. Hinter den Wohnhäusern fließt vierspuriger Straßenverkehr, ein paar Ecken weiter rauscht die S-Bahn.

Die Stille hat die kleine Kirche gerettet. Während einer Krisensitzung fragten sich die Gemeindeobersten: Verkaufen oder etwas Neues versuchen? Man riss Altar und Bänke heraus, ▶



**ANKOMMEN** Hinsetzen und durchatmen. In der „Kirche der Stille“ gibt es Meditationskissen und genug Raum für die ersehnte Ruhe

malte die Wände weiß, lief mit einem Feng Shui Meister durch das Gemäuer und legte Kissen aus. Geblieben sind eine Orgel und die Sonntagsgottesdienste. Das Ergebnis erinnert mehr an einen Yogaraum als an eine Kirche. Bei den Städtern kommt das ziemlich gut an. Das Gästebuch ist voll, die täglichen Kurse auch, immer neue Leute schauen vorbei, von 12 bis 18 Uhr ist geöffnet. Pastorin Nauck sagt: „Wenn die Kirche lebendig bleiben will, muss sie sich für Wege öffnen, die den Bedürfnissen im 21. Jahrhundert entsprechen.“

Die Besucher sagen, sie wollen bei sich ankommen. Die Pastorin sagt, sie wollen bei Gott ankommen. Vielleicht ist das ja dasselbe. Vielleicht ist Stille dieser weite Raum, der nach innen geht und hinaus ins All.

$\pi$  DER WELTRAUM ALS WIENER WALZER. Anruf bei einem, der dort war, wo Gott sehr nah sein soll und der Stadtlärm unendlich weit weg. Astronaut Ernst Messerschmid, 68, war einer der ersten Deutschen im All. 1985 umrundete er mit der Challenger eine Woche lang die Erde. Wie fühlt es sich an, in der Stille des Universums, Herr Messerschmid?

## DER WELTRAUM KLINGT WIE WIENER WALZER, BIRKENBLÄTTER RASSELN GRAU

*Der Moment, wenn man das infernalische Dröhnen des Starts hinter sich hat und in der Umlaufbahn die Maschinen abgeschaltet werden, ist ganz still. Man gleitet wie auf einem geräuschlosen Schiff. In der Schwerelosigkeit ist jede Bewegung elegant, man redet weniger und wird ganz nachdenklich. Peter Ustinov hat mal geschrieben: ‚Wenn es einen ruhigen Winkel gibt, wo wir ungestört mit der Frage nach unserer Stellung als Einzelne in unendlichen Weiten ringen können, dann ist das die Stille unserer Seele.‘ Genauso spürte ich das.*

*Wer die Stille des Universums nachempfinden will, muss in die Kirche gehen oder in einen schalltoten Raum. In Filmen wird diese besondere Stille leider völlig falsch dargestellt. Mit gewaltigem Orchester... wie unpassend! In Wirklichkeit fühlt es sich viel transparenter an. Nur Stanley Kubricks ‚2001: Odyssee im Weltraum‘ kommt an das Gefühl heran, das ich dort oben hatte. Da wird ein Wiener Walzer gespielt, leicht, beschwingt.*

*Als ich im All war, hatte ich vier verschiedene Musikstücke dabei: Beethoven, Mozart, ein klassisches Gitarrenstück und Elton John. Ich wollte wissen, welche Musik am ehesten für das Universum komponiert ist. Ich stand mit meinem Walkman am Fenster und betrachtete einen Sonnenuntergang, der dort sechzehn Mal schneller ist als auf der Erde. Das Ergebnis war eindeutig: Mozart. Das sind Klänge, die passen gar nicht auf die Erde, zur Gravitation und dem Lärm.*

$\pi$  SEHLIS IN SACHSEN. DAS OHR MIT DER HAND DRAN. Ein Künstler sucht nach den Klängen der Erde. Er geht über den staubigen Weg, fort vom Dorf, hinein in das breite sächsische Land. Er trägt leise Kleidung. Eine Baumwollhose, die nicht quietscht, klebt oder raschelt und ein ebenso stummes T-Shirt. Er hat den Mund offen, damit der Atem unbemerkt hinein huschen kann. Er stört sich nicht gerne selbst beim Hören. Helmut Lemke sammelt Geräusche. Manchmal mit dem Rekorder, meistens mit seinen Stiften. Der Wind bläht sich auf und der Künstler erstarrt. Er nimmt den schwarzen Krempeuhut ab, sodass die Ohren mehr Platz haben. Rechts rasseln silberne Birkenblätter, *diffus, ein grauer Klang*, links im Mais scheint sich eine wildgewordene Regenwolke verfassen zu haben, so laut prasselt es daraus hervor, *hart und klar*. Der Künstler holt ein Mikrofon aus seinem Rucksack und hält es zwischen die Blätter, als wolle er sie zu einer Erklärung nötigen. Als der Mais sich ausgesprochen hat, drückt der Künstler auf Stopp, deutet eine Verbeugung an und sagt *danke, Mais*.

Helmut Lemke setzt sich ins Gras, den Skizzenblock auf den Knien. Er zeichnet was er hört und sagt, *Ich bin nur Ohr, mit einer Hand dran*. Auf das Blatt schreibt er:

*Uiä, uiä. TämTäm (sehr schnell wiederholt). Hobes Sirren, tiefes Hummen!*

Sauber stehen die Buchstaben zwischen Feldern ▶



**AUFZEICHNEN**  
Der Klangkünstler Helmut Lemke horcht auf das Knarzen der Birkenrinde und macht davon eine Klangskizze. Die Zeichnungen hängt er in seiner Küche auf. Mit Pfeilrichtungen und winzigen Buchstaben sind die Geräusche darauf angedeutet. Manchmal nimmt er seinen Rekorder mit nach draußen, um die Natur zu belauschen



**TIEFFLIEGEN** In der Kleinstadt Flörsheim bei Frankfurt ziehen die Flugzeuge so nah über die Dächer, wie nirgendwo sonst in Deutschland. Am schlimmsten ist es bei Ostwind. Dann sagen die Einwohner Grillpartys ab, packen die Kinder ins Auto und fahren weg

und Bäumen. *Worte sind Krücken*, brummt es aus Lemkes grauem Bart. In den Linien steckt der Klang. Mal sind sie fein, mal schwer und unstet. Blasse Krakel für Vogelstimmen, ein dicker Streifen für ein Flugzeug.

*Wir müssen bewusster wahrnehmen*, sagt der Künstler. *Unser Hören ist verkümmert*.

Eigentlich lebt Helmut Lemke in Bielefeld und in England. Er zog ein halbes Jahr nach Sehlis, für ein Projekt der Deutschen Stiftung Kulturlandschaft. *Kunst fürs Dorf – Dörfer für Kunst*. Er nimmt die Menschen auf Hörspaziergänge mit, damit sie wertschätzen, was sie umgibt. Als er neu war im Dorf, fragte der Künstler einen Nachbarn: *Was ist der Sound von Sehlis?*

*Die Stille*, sagte der Nachbar.

*Quatsch*, sagte der Künstler, *hier gibt's doch so viel zu hören*.

Der Künstler mag John Cage, den Komponisten. Der hat mal ein Stück gemacht, in dem vier Minuten und dreiunddreißig Sekunden lang nichts zu hören ist. 4'33" heißt es. Der Klavierdeckel klappte auf. Nach vier Minuten und drei-

OHRSTÖPSEL  
GAB ES  
SCHON IN DER  
ANTIKE.  
IHR ERFINDER  
IST DER  
GRIECHISCHE  
HELD  
ODYSSEUS

unddreißig Sekunden klappte er wieder zu. Fertig. Das Publikum war entsetzt. Es hatte nicht gemerkt, dass der Raum in diesen Minuten voller Klänge war. Das Getuschel, das durch die Reihen zog, das Schaben mit den Stühlen. Alles war da, alles war Musik. Helmut Lemke will 4'33" am liebsten auf das ganze Leben übertragen. *Musik ist, was es wert ist, gehört zu werden. Stille ist nicht mehr wert als ein Düsenflieger. Beides sind Klänge, die da sind.*

$\pi$  FRANKFURT. ANGST VOR DEM OSTWIND. An dem Tag, an dem die Flieger kamen, weinten viele Frauen im Ort. Es war Oktober 2011. Flörsheim lag zwischen Nebelfeldern und dem träge fließenden Main. Am Einkaufszentrum standen die Menschen beisammen, bis ein schweres Donnern über den Himmel wälzte. Es dröhnte die Straßen herauf, schien überall. Alle starrten nach oben. Dort zog ein Flugzeug über die Dächer, zum Greifen nah. „Das muss ein Irrtum sein! Der hat sich bestimmt verflogen“, sagten die Menschen. Sie beobachteten, wie der Flieger herabsank und dann verschwand, irgendwo auf der neu eröffneten Landebahn Nordwest, drüben beim Frankfurter Flughafen. Und während die Köpfe noch in den Nacken gedehnt lagen, flüsterten die Ersten: „Das können die mit uns nicht machen...“

Seit es die neue Landebahn gibt, fliegen die Flugzeuge so tief über Flörsheim wie nirgendwo sonst in Deutschland. Zweihundertfünfzig Meter über dem Boden. Und die Menschen hängen ihr Leben nach dem Wind. Bei Westwind öffnen sie die Fenster und sitzen in den Gärten. Dann gibt es nur die startenden Maschinen, die liegen höher in der Luft und sind erträglich. Bei Ostwind sagen die Flörsheimer Grillpartys ab, packen die Kinder ins Auto und fahren weg. Der Ostwind bringt die landenden Flieger.

Silke Bolender, 40, mit mädchenhaftem Zopf und Bergseeaugen, ist hier geboren. Wie ihre Mutter, und deren Mutter, und deren Mutter. Bei der Beerdigung ihrer Oma stand die Familie auf dem kleinen Friedhof, die Bäume wiegten sich im Ostwind, und der Pfarrer unterbrach die Grabrede alle 90 Sekunden. Im Takt der Flugzeuge. Auf Flörsheimer Friedhöfen klingt der Satz „Ruhe in Frieden“ jetzt irgendwie unpassend. Von der ziegelfarbenen Kirche hängt ein langes Banner: „Der Himmel gehört nicht Fraport!“ Fraport, der Flughafenbetreiber, ist für die Flörsheimer der Antichrist. Jede Woche demonstrieren sie gegen die Landebahn Nordwest und den weiteren Flughafenausbau. Wenn es nach Fraport geht, gibt es bald 200 000 Starts und Landungen mehr pro Jahr. Es sind schon jetzt eine halbe Millionen. „Ich kann nicht einfach wegziehen“, sagt Silke Bolender. Das Haus! Die Kosten! Die Wurzeln! „Ich muss hier irgendwann wegziehen“, sagt sie. Die Kinder!

Manchmal, nachdem ein Flugzeug tief über die Häuser gezogen ist, gibt es in der Luft einen

Knall, wie ein Peitschenhieb. Dann ein Zzzzzischen. Einmal warf sich eine alte Dame auf den Boden vor Schreck. Fahrräder rollen alleine los, Schaukeln pendeln gespenstisch. Von Zeit zu Zeit fallen Ziegel von den Dächern. Es sind Wirbelschleppen, unsichtbare Luftwirbel, die von landenden Flugzeugen ausgelöst werden. Die Flörsheimer sagen, es ist nur eine Frage der Zeit, bis jemand verletzt wird.

Neben Silke Bolenders Bett liegt eine Packung Ohropax, ab und zu macht sie Qigong gegen die Aggression. „Ohrenstöpsel und geschlossene Fenster sind keine Lösung“, sagt sie. „Das ist nicht menschengerecht. Das ist Käfighaltung.“

$\pi$  DER KLEINE LUXUS. Anruf bei Ohropax im hessischen Wehrheim. Ist das moderne Leben einfach zu laut? „Wahrscheinlich ist es heute leiser als früher“, sagt Michael Negwer, Geschäftsführer von Ohropax, Enkel des Erfinders.

*Ohne Ohropax bei Tag und Nacht ginge es gar nicht*, schrieb Franz Kafka 1922 an einen Freund. Fünfzehn Jahre zuvor hatte ein Apotheker in Berlin mit Wattebällen, Wachs und Vaseline experimentiert. Der Erfolg seiner Erfindung kam mit dem Tosen des Ersten Weltkriegs. Die kleinen Wachsstöpsel waren schlagartig bekannt, als das Militär sie an die Soldaten verteilte. Auf der metallenen *Armee-Packung* von Ohropax stand: *Gegen die Schallwirkung des Kanonendonners... für Luftschiff, Flugzeug und Automobilbegleitung. Für Artillerie und Kriegsschiffe...*

Krieg, Dampflok, knatternde Autos, alles Geschichte. Aber die Nachfrage nach den Ohrstöpseln? „Die steigt trotzdem“, sagt Negwer. „Der Markt wächst. Die Menschen achten mehr auf ihre Gesundheit.“

50 Millionen Stöpsel produziert die Firma jedes Jahr. Die meisten davon sind noch immer klassisch aus Wachs. Eine zeitlose Idee. Der Großvater fand seine Inspiration in einer 2700 Jahre alten Geschichte: der Odyssee von Homer. Odysseus schützte seine Gefährten vor den gefährlichen Gesängen der Sirenen, indem er ihnen Bienenwachs in die Ohren klebte.

„Mit Ohropax werden Geräusche um etwa dreißig Dezibel gedämmt“, sagt Negwer. „Aber überhaupt nichts mehr hören – das geht nicht.“

$\pi$  STUTTGART. IM REICH DES PI. Nach einer Woche Odyssee sitze ich also in dem schalltoten Raum und lausche meinem Blutkreislauf. Das Fraunhofer Institut nutzt diesen „reflexionsarmen Freifeldraum“ um Geräte für die Industrie zu testen, für Messungen und Vergleiche ohne Störgeräusche. Ich frage mich, ob das feine Sirren wirklich von den Lampen kommt oder ob es in meinen Ohren hängt.

In der Tiefe meiner Lunge formt sich ein Satz, der aufsteigt wie ein Ballon und direkt vor meinem Mund hängen bleibt: *Hallo, Stille?* Der



**HINHÖREN** Im Fraunhofer Institut in Stuttgart sitzt die Autorin zum ersten Mal in ihrem Leben in einem schalltoten Raum. In der Mitte der Kammer ist ein durchsichtiges Gitter gespannt, das als Fußboden dient. Zuerst lenkt das Wandmuster ab, es flirrt und scheint sich zu bewegen. Doch mit geschlossenen Augen gelingt es, auf die Geräusche der Stille zu hören, zum Beispiel das Rauschen des eigenen Blutes

Satz wird nirgendwo hingetragen, er zerplatzt geräuschlos an den Lippen. Es klingt fremd. Habe ich ihn überhaupt ausgesprochen oder kam die Stimme aus meinem Kopf? Egal, hier verwischt die Grenze zwischen Innen und Außen, unklar, wo meine Geräusche enden und die der Welt anfangen.

Stille. Sobald sie da ist, verschwindet sie wieder, weil sich aus ihr immer neue Geräusche schälen, wenn man immer genauer lauscht. Man kann sie nie erhören. Es ist eine unendliche Annäherung, so, als tauche hinter dem Komma stets eine neue Zahl auf. Wie bei der magischen Zahl Pi.  $\pi = 3,14159...$  Eine Kette kaum fassbarer Bruchstücke von Nichts. Die Stille ist das Pi in unseren Ohren.

Quietschend öffnet sich die schwere Drehtür

und Herr Babuke, der Hüter der Kammer, steckt den Kopf herein. „Und? Wie war’s?“, fragt er. Ich fühle mich angenehm schläfrig, im Reich des Pi hat die innere Ruhe viel Platz, sich auszubreiten. Noch einen tiefen Zug Stille geatmet – und wieder hinaus in die klingende Welt. ■



**JENNY BECKER** nahm auf diese Reise einen Schallpegelmessgerät mit. Als besonders lauter Ort entpuppte sich die Toilette in einem Hamburger Café: Der automatische Handtrockner brauste mit 100 Dezibel. In der „Kirche der Stille“ waren es nur 35 Dezibel und im schalltoten Raum spielte das Gerät verrückt

# KALBSBÄCKCHEN ANGELN

Angeln ist ein schweißtreibender Männersport? Ulli, der Angler, zumindest will gar keine Fische fangen. Er fischt nach glücklichen Momenten und Ideen.

FOTO ULI REINHARDT

Wenn Ulli, der Koch, in seinem Campingstuhl am Stausee sitzt, komponiert er Gerichte. Er hält dann sein Notizbuch quer und schreibt links: Kalbsbäckchen. Dann zieht er eine Linie bis zum rechten Rand. An ihr entlang wird er in den nächsten Stunden die Zutaten notieren.

Ulli heftet den Blick an die Wasseroberfläche. Dort, wo der See Strömung entstehen lässt, werden die Fische vorbeigetragen. Was Ulli fischt, lässt er wieder frei. „Ich tu alles releasen“, nennt er das. Er sitzt nicht den ganzen Tag am See, um Fische zu fangen. Er sitzt dort, um einfach dort zu sitzen.

„Köche sind unruhige Menschen“, sagt Ulli, während er regungslos in seinem Campingstuhl sitzt. Beim Kochen muss alles dampfen. Erst, wenn die Bonleiste voll ist mit Bestellungen und er zehn, zwölf Töpfe vor sich stehen hat, sei er fokussiert. Er malt eine Abzweigung an die waagerechte Linie in seinem Büchlein und schreibt: Trüffelschaum. Dann eine weitere: Kalbsjus.

Aus seiner Tasche zieht er ein Päckchen, eingeschlagen in die Zeitschrift *Angelwoche*: „Leia Dir nen Hecht“ und „Dreimal täglich Aal“ titelt das Magazin. Dazwischen ein Plastiktütchen, aus dem er ein gefrorenes Rotaugel zieht. Zehn Zentimeter, silbrige Schuppenfärbung, rote Iris, die Rückenflosse scharf wie Nähnadeln. In das Köderfischchen soll der Zander, ein Raubfisch, heute anbeißen. Ulli nimmt eine lange Nadel und fädelt die Angelschnur samt Haken in den Fisch. Dann spritzt er ihm Heringsöl. Der Geruch soll den Zander anziehen.

Ulli schreibt: Kalbsbries. Er wirft die Angel aus, zooom!, bremst ab. Platsch! Das Fischchen und ein Bleiklumpchen klatschen ins Wasser. Er rammt den Rutenhalter, eine höhenverstellbare Gabel, in den Boden und legt die Angel darauf. Die Halter sind Hightech für Bequeme, piepen aufgeregt, wenn etwas am Haken zieht. Ulli geht zu seinem Campingstuhl. Dort sitzt er nun und schaut auf den See. „Jetzt kommt das große Fressen“, sagt er in die Dämmerung. Wildnis, Jagen, Totschlag.

Ulli war vier als er mit dem Angeln anfing. Damals ist er jedes Wochenende zusammen mit seinem Opa um vier Uhr morgens raus ans Wasser und erst um zehn Uhr abends zurück. Die

Eltern schufteten währenddessen in ihrem Gasthaus. Ihr Sohn lernte erst Konditor, später noch Koch. „Da musst du nie hungern“, sagt Ulli.

„Petri heil!“  
„Petri dank!“

Ein anderer Angler steht am Zaun und guckt. Ulli steht auf, die Rute kontrollieren. Der Angler möchte schwätzen.

„Hab' hier einen 41er und einen 43er Karpfen gefangen.“

„Hmhm.“

„Und vor drei Wochen einen Aal. 1,06 Meter. Da hab ich nicht schlecht geschaut.“

„Soso.“

Der andere Angler geht.

Eine halbe Stunde später sagt Ulli: „1,06 Meter Aal. Wahnsinn!“ Und schreibt: Miso-Kresse.

Als Ulli zwischen 16 und 30 Jahre alt war, ging er dann seltener an See und Fluss. „Ich hatte andere Interessen: Frauen. Nur zwei- bis viermal im Monat ging ich in den Angel-Puff“, sagt er und meint damit kommerzielle Seen, bei denen der Fang garantiert ist. Die meisten Frauen mögen es nicht, von Händen berührt zu werden, die damit auch Tauwürmer auf Haken aufziehen. Sie erschrecken, wenn sie morgens ihren fettfreien Papayajoghurt aus dem Biofresh-Fach des Kühlschranks holen und in einem durchsichtigen Plastikpott daneben Maden wuseln. Sie verstehen nicht, dass Ulli am liebsten jeden Tag hier sitzt und stundenlang aufs Wasser starrt. Meistens fängt er nichts. Meistens wartet er. Wer Fische mit nach Hause nehmen möchte, geht in den Supermarkt, nicht zum See.

Derweil verändert sich die Strömung am Stausee. „Müsste jetzt die Rute flacher legen.“ Er schreibt: Brezenknödel. Die Zutatenliste für das Rezept ist fertig. Nervöses Piepen von der Rutengabel. Die Angel hebt ab und klackt wieder in ihren Halter. Ulli springt auf, rennt zur Rute, kurbelt. Der Köderfisch zeigt Bissspuren, die Hundszähne des Zander, dem lichtempfindlichen Raubfisch mit den Knopfaugen. Mist! Der

Fisch ist wohl erschrocken, weil die Angel sich plötzlich ruckartig bewegt hat. Mit flacherer Rute wäre das nicht passiert. Ulli wirft die Angelrute wieder aus. Dong! Wartet. Scheitern ist der Normalfall. Angler scheitern meistens, Ulli stört das nicht.

„Und eben sagste noch...“ – „Ja“ – „Hättest mal...“ – „Hm“ wäre jetzt die Unterhaltung, die zwei Angler führen würden.

In sein Notizbuch malt er nun einen ovalen Teller unter die Zutatenliste. Fischchen schnabbeln den Blütenstaub von der Wasseroberfläche. Zuerst malt er kleine Kreise, die eine Wellenform bilden: Die kalten, hauchdünn zu einem Carpaccio geschnittenen Kalbsbäckchen. Lauer Sturmwind verweht den Geruch der Köderfischchen und die Bremsen aus den letzten Sonnenflecken. Ulli malt eine Spur aus dem Kalbsjus auf den Teller. „Das ist so konzentriert und sämig wie Balsamico“, sagt er und stellt zwei Stücke des heißen Kalbsbries' neben die Spur aus Carpacciostückchen, die er in einer S-Form aneinandergereiht hat. Die Brezenknödel schneidet er in Quader und legt sie auf den Trüffelschaum. Die Miso-Kresse verziert das Kalbsbries. Der Teller liegt jetzt fertig angerichtet in Ullis Notizbuch.

Die Sonne ist untergegangen, die zwei Sternbilder *Walfisch* und *Südlicher Fisch* leuchten auf den Angler nieder. Er klappt das Buch zu, senkt das Rückenteil des Campingstuhls ab. Wenn er morgen nicht arbeiten würde, könnte er einfach liegen bleiben. Er kramt seine Stirnlampe aus dem Rucksack und leuchtet sich mit Rotlicht den Weg zur Angel, damit er die Fische nicht erschreckt.

Abbau, nach sechs Stunden am See. Die Schnur ist locker, aber da hat nichts gepiept. Ulli holt die Schnur ein. Wieder ein Biss vom Hundemaul. „Hab' vergessen, den Alarm wieder einzuschalten“, sagt er. Er wirft den Köder in den See, schraubt Angel und Rutenhalter auseinander und macht sich auf den Heimweg. Als er ins Auto steigt, sagt er: „Rote Beete Geleewürfel würden auch noch gut dazu passen.“

LENA SCHNABL



# DAS SCHWEIGSAME MÄDCHEN

*Mit 17 landet sie in der Psychiatrie – und das ist ihr Glück.  
Sabrina erfährt, dass es für ihr Schweigen eine Erklärung gibt:  
Sie leidet seit frühester Kindheit unter selektivem Mutismus.  
Bis heute kämpft die junge Frau um Worte.*

TEXT MARTA POPOWSKA  
FOTOS FABIAN FIECHTER

Für einen Moment erstarrt sie, fixiert das Regal der Bäckerei, in dem ihr Brot für gewöhnlich liegt. Es ist leer. Ausverkauft. Ihr Herz beginnt schneller zu schlagen. Verlässt sie wortlos den Laden oder gelingt es ihr, ein anderes Brot zu kaufen? Da ist sie wieder, die Angst, wie eingefroren dazustehen und nicht sprechen zu können.

Sabrina ist 26 Jahre alt und studiert an einer hessischen Universität. Seit frühester Kindheit leidet sie unter Mutismus, einer Kommunikationsstörung, die wenig erforscht und kaum bekannt ist. Sie verstummt, obwohl sie sprechen will. Kontaktaufnahme mit anderen fällt Sabrina schwer, wer sich mit ihr treffen möchte, muss erst langsam über E-Mails einen Kontakt zu ihr aufbauen.

Verabredungen mit Fremden vergleicht sie mit einer Achterbahnfahrt, ein Nervenkitzel, den Sabrina in ihrem Leben nicht braucht. Für das erste Treffen schlägt sie ein ruhiges Café vor.

WENN ANDERE  
DABEI WAREN,  
KONNTE  
SIE NICHT  
EINMAL SAGEN,  
DASS SIE  
DURST ODER  
HUNGER HATTE

Sie spricht schnell und leise, oft kaum zu verstehen. Sie erzählt von Psychiatrie und Selbstverletzung, von Liebe und Anonymität, vom Internet, und davon, wie sie gegen ihren Dämon kämpft. Sie trägt braune Hosen und ein gestreiftes T-Shirt. Sie ist blass, ohne Make-Up oder Nagellack. Eine, die nicht auffällt und das auch nicht will. Wenn sie über ihre Schulzeit spricht, dreht sie immer wieder eine Haarsträhne um ihren Zeigefinger, haucht ein kurzes Lächeln, als könne sie sich selbst nicht erklären, warum alles so gelaufen ist.

Aufgewachsen in einem hessischen 300-Seelen-Dorf fiel ihre Schweigsamkeit nicht weiter auf. Das ist Schüchternheit, das verwächst sich, meinte man. Immerhin redete sie zuhause mit ihren Eltern. Niemand ahnte, dass Sabrina nicht einmal sagen konnte, wenn sie Durst oder Hunger hatte, sobald andere dabei waren. „Es war eine einsame Kindheit“, sagt sie. Es gab keinen Supermarkt, keinen Tante-Emma-Laden, die Eltern hatten kaum Freunde, waren nur Zugezo- ▶

**WUNSCH NACH ANONYMITÄT**

Nur wenige Menschen in Sabrinas Umfeld wissen von ihrer seltenen Krankheit. Sie möchte, dass dies so bleibt.





**EINSAM UNTER MENSCHEN**

Was für die meisten normal ist, musste Sabrina erst üben, zum Beispiel zum Bahnhof gehen und sich nach einer Verbindung erkundigen.

gene. Im Kindergarten saß sie lieber allein in einer Ecke und malte. Später, in der Schule, als Mitschüler ihr ein Bein stellten, wehrte sie sich nicht. Nahm es auch stumm hin, als sich ihre Nebensitzerinnen wortlos von ihr wegsetzten. Wenn Leute sie auf der Straße nach dem Weg fragten, tat sie, als hätte sie nichts gehört, lief einfach weiter.

Sabrina erinnert sich gut an den Chemielehrer, der sie immer zwang vor der Klasse vorzulesen. Sie saß wie eingefroren auf der Schulbank, ihr Puls raste, doch sie verzog keine Miene. Äußerlich ganz ruhig, innen tobte der Sturm. Sie glaubt, das war das Problem. „Dann hätte vielleicht jemand gesehen, ich will sprechen, aber ich habe zu viel Angst.“

Für Menschen wie Sabrina folgt Kommunikation einem System, dessen Regeln sie nicht bestimmen können. Ihr Schweigen ist nicht freiwillig. Selektiver Mutismus tritt häufig im frühen Kindesalter auf. „Die Menschen schweigen entweder bestimmten Personen gegenüber, an festgelegten Orten oder in bestimmten Situationen“, erklärt Kerstin Bahrfeck-Wichitill, Expertin für Mutismus im Sprachtherapeutischen Ambulatorium an der TU Dortmund. Die totale Form dieser Krankheit, bei der Menschen völlig verstummen, ist dagegen sehr viel seltener.

Als Sabrina siebzehn wird, ist der Mutismus nicht mehr ihr einziges Problem. Während ihre Mitschüler sich verlieben, heimlich die erste Zigarette rauchen, den ersten Schnaps trinken, quält Sabrina sich im Stillen. Sie hat Depressionen, will nicht mehr leben. Immer wenn es mit dem Sprechen nicht klappt, bestraft sie sich, ritzt sich mit Rasierklinge oder Schere. Der körperliche Schmerz lindert Wut und Selbsthass. „Ich war schon immer ehrgeizig“, sagt sie.

Sie macht niemandem einen Vorwurf. Nicht der stillen Mutter, einer Hausfrau, die die Schimpftiraden des Vaters ohne Widerworte erträgt. Nicht dem Vater, einem Mechaniker, der kein Verständnis für seine Tochter zeigt und zugleich jeden ihrer Schritte ängstlich verfolgt.

Als Sabrina von der Realschule auf die Fachoberschule wechselt, trifft sie auf den ersten Menschen, der einen Blick hinter ihre Mauer wirft. Die neue Klassenlehrerin übersieht die schweigsame Schülerin nicht – vielleicht sind es auch die Narben an Sabrinas Armen, die ihr zu denken geben. Als ahne sie, dass sich das Mädchen nie alleine hintrauen würde, begleitet sie ihre Schülerin zum Schulsozialarbeiter. Nun gehört jeden Donnerstag eine Stunde ihm. Sie fühlt sich wohl in seinem Büro, traut sich jedoch nicht, ihn anzusehen, starrt stattdessen auf seine Ohrhinge und Halskette. Er sieht ihren Blick, erzählt, woher er den Schmuck hat. Die Antworten auf seine Fragen schreibt sie auf Zettel und schiebt sie über den Tisch. Es ginge ihr schlecht, steht da. Er versteht das Jugendamt. Vielleicht ist er überfordert, weiß nicht weiter. „Ich hasste ihn damals für diesen Vertrauensbruch.“

Sie tauscht den Klassenraum gegen ein Zimmer in der Jugendpsychiatrie. Dort hört sie zum ersten Mal das Wort, das zusammenfasst, wofür sie all die Jahre keinen Begriff hatte. Ärzte meinen, die späte Diagnose bedeutet, dass sie den Mutismus nie mehr ganz loswerden wird. Je früher er entdeckt wird, desto erfolgreicher lässt er sich in den Griff bekommen. Noch existieren keine Langzeitstudien. Schätzungsweise eines bis sieben von tausend Kindern erkranken an selektivem Mutismus. Über erwachsene Mutisten gibt es keine Zahlen. Untersuchungen besagen, dass Angststörungen und gehemmtes Verhalten bei mutistischen Kindern in der Familie liegen. Das gilt als wichtiger Hinweis auf erbliche Faktoren.

WENN ES MIT  
DEM SPRECHEN  
NICHT KLAPPT,  
RITZT SIE  
SICH MIT  
RASIERKLINGEN  
ODER EINER  
SCHERE.

Nachdem sie sich von ihrer Mutter verabschiedet hat, bringt eine Betreuerin sie auf die Station 3 der Psychiatrie. Mit dem Koffer in der Hand folgt Sabrina ihr einen langen lichtdurchfluteten Korridor entlang an dessen Ende ihr Zimmer liegt. Ein Bett, ein Schrank, ein Schreibtisch. Acht Monate wird sie in der Klinik verbringen. „Anfangs wollte ich da nicht hin, wollte nicht weg von zuhause.“ Später habe sie die Therapie als Chance gesehen. In ihren ersten Sitzungen schweigt sie den Therapeuten an. Herr V., wie sie ihn nennt, ist sehr geduldig mit ihr, auch wenn sie nur dasitzt und manchmal nichts sagen kann. Er geht mit ihr zum Bahnhof. Dort soll sie sich nach einer Verbindung erkundigen. Sie fühlt sich wie ein Tier, das

zur Schlachtbank geführt wird. Stresshormone durchfluten ihren Körper. Sie schafft es anfangs nicht. Sich Sätze zurechtzulegen ist das eine, sie auszusprechen das andere.

Fünf Jahre lang sitzt Sabrina jede Woche im Sprechzimmer von Herrn V. Er denkt sich ständig neue Übungen für sie aus. Sie zwingt sich ans Telefon. Mal gelingt es, mal knallt sie den Hörer panisch wieder hin, wenn sich eine Stimme meldet. Den Anruf, den sie eine Woche nach der letzten Sitzung erhält, wird sie nie vergessen. Sie war verärgert, weil Herr V. sie fragte, ob sie ein Antidepressivum nehmen möchte. Sie wollte nicht. Vor Wut konnte sie nicht sprechen, zuckte beim Abschied nur mit den Schultern, sagte nicht „auf Wiedersehen“ und zog die Tür hinter sich zu. Eine Woche später klingelt ihr Telefon. Immer wieder. Sie sieht die unbekannte Nummer auf dem Display. Normalerweise geht sie in solchen Fällen nicht ran, doch es scheint dringend zu sein. Die Stimme am anderen Ende sagt, Herr V. sei tot. Eine Hirnblutung. Sabrina zittert am ganzen Leib. Seither hat sie nie wieder einen Therapeuten besucht.

Sie sagt, sie fühle sich „austherapiert“. Sie sagt, sie habe vor vielem Angst. Sie sagt, sie sei glücklich und zufrieden. Sie sagt, sie habe keine Selbstmordgedanken mehr. Sie sagt, sie akzeptiere, dass sie viele Dinge, die für die meisten Menschen normal sind, nie machen wird. Sie sagt auch: „Das muss ich auch nicht.“ Sie muss nicht tanzen oder Smalltalk auf Partys halten oder auf dem Markt nach einem Kilo Kartoffeln fragen.

Um abzuwägen, was sie „können muss“, folgt sie einem Prinzip. Sie nennt es Kosten-Nutzen-Analyse. Da funktioniert sie wie ein Unternehmer, der den Aufwand berechnet, bevor er Geld ausgibt. Sabrina berechnet, ob sich der Aufwand an Stress bei bestimmten Aktionen lohnt. Auf dem Markt lässt sie ihren Freund einkaufen.

Gehör verschafft sie sich auf andere Art. Lauter als ihre Stimme es je vermag, dringen die Worte aus ihrem Blog, den sie seit Jahren führt. Anfangs schreibt sie unreflektiert über ihre Frustration: „Ich würde euch am liebsten dieses Ding ausleihen und vor lauter Stummheit würdet ihr keine Fragen mehr stellen, sondern einfach nur fühlen wie es das ganze Leben ruiniert.“

Manchmal werden Verzweiflung und Wut groß. Früher gab sie allen anderen, Mitschülern, Lehrern, der Gesellschaft, die Schuld: „In diesem verdammten Leben zählt nun mal der Erfolg, die Leistung, was man mit Behinderungen nicht schafft. Behinderungen, die von dieser dummen Gesellschaft selbst verursacht wurden.“ Heute sieht sie das anders. „Es ändert ja nichts.“ Sie hadert nicht mehr.

Sie dokumentiert ihre Therapiefortschritte und gibt preis, wie viel Kraft es manchmal kostet, sich an die Uni zu zwingen. Manchmal ist sie bereits mittags so erschöpft, dass sie nachhause geht und nur noch schlafen will. „Weil das ▶

Aushalten einfach so anstrengend ist. Die Angst aushalten. Und das Weitermachen. Und trotzdem hingehen.“

Sie bloggt auch über Erfolge. Über die eben bestandene Prüfung in ihrem Masterstudium. Über das beflügelnde Gefühl, es mit harter Arbeit und im Kampf mit sich selbst geschafft zu haben. Es Zweifeln gezeigt zu haben, allen voran den Lehrern, die ihr vor Jahren nahelegten, die Fachoberschule sein zu lassen, da sie es doch „nicht schaffen würde“.

Zwischen der jungen Frau mit der leisen Stimme, die bei der Unterhaltung mit Blickkontakten spart, ins Leere schaut und dabei an ihren Haaren fummelt und „Sab“, wie sich die Mutistin im Internet nennt, scheinen Welten zu liegen. Im Internet produziert sie Sätze wie am Fließband.

Meist schreibt sie nur an Leidensgenossen. Wenn es um den Austausch von Betroffenen und verzweifelten Eltern geht, ist das Internet ein Segen. Ein Fluch dagegen, wenn es von den echten Kontakten ablenkt und man sich mit den realen nicht mehr auseinandersetzen muss. Persönliche Treffen kosten Überwindung. Das letzte Mal, als sie sich mit einer anderen Mutistin verabredet hat, wird sie nie vergessen. Sabrina will die Internetbekanntschaft gerade am Bahnhof treffen, als sie sieht, dass die junge Frau hinter eine Säule huscht. Sabrina wartet ab, weiß nicht was tun. Zehn Minuten vergehen, ehe sich die Frau schließlich hervortraut, sie schweigt die meiste Zeit. „Ich habe zum ersten Mal gemerkt, wie das ist. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten soll.“ Die beiden setzen sich in ein Café. Angestrengt versucht Sabrina, ein Gespräch zu führen. Die andere sitzt ihr gegenüber, schaut schüchtern, reagiert nur minimal. Mal ein „Ja“, mal ein „Nein“, Achselzucken.

Ihren ersten Freund lernte sie in einem Chat kennen. Sabrinas jetzige Liebe Roland, ihr „Herzmensch“, las ihren Blog und wurde neugierig. Bei ihrer ersten zufälligen Begegnung im Kreis von gemeinsamen Bekannten hatte sie nicht mit ihm gesprochen. Er schrieb ihr, sie trafen sich, verliebten sich.

Seit zwei Jahren wohnen sie zusammen in einer Zweizimmerwohnung. Auf einem Schild an der Schlafzimmertür steht: „Die Angst muss draußen bleiben!“ Roland hat es an die Tür gehängt. Er wollte ihr vor der mündlichen Prüfung einen angstfreien Raum schaffen, vor allem für die Nächte, in denen Panik sie nicht schlafen lässt. Der Informatiker, 31, trägt Schwarz. Militärhose, T-Shirt und eine Baseballkappe auf dem kahlen Kopf. „Normalerweise hänge ich das Schild ab, wenn Besuch kommt“ sagt Sabrina. Sie hat keine Angst, etwas nicht zu wissen. Für eine mündliche Prüfung übt sie nicht nur Inhalte, sondern Wort für Wort die Antworten.

Hin und wieder gehen die beiden in eine dieser schicken Salatbars. Kaum wahrnehmbar wie

schnell und leise sie ihrem Freund zuflüstert, welche Zutaten sie möchte. Sie tritt zwei Schritte zurück, verschwindet förmlich aus dem Sichtfeld der Verkäuferin. „So viel Auswahlmöglichkeiten, verschiedene Dressings. Das ist so chaotisch. Es könnten zu viele Nachfragen kommen“, sagt sie später. Sie sagt nicht danke oder tschüss. Nicht weil sie unhöflich ist. Aber in solchen Momenten ist es Sabrina lieber, man denkt, sie könne wirklich nicht sprechen.

In Sabrinas Umfeld weiß niemand von ihrer Krankheit, kein Dozent, keine Kommilitonin. Ihr Blog ist anonym, sie erwähnt nicht die Stadt,

in der sie lebt und studiert. Roland hat seinen Eltern und Freunden erzählt, dass sie Probleme habe, sich mitzuteilen. „Es macht vieles einfacher. So denkt keiner, sie sei komisch, weil sie so still ist.“

„Manchmal, nach einem Treffen mit Freunden, sprudelt es auf der Heimfahrt einfach aus ihr heraus“, sagt Roland. Erst jetzt holt sie die Gespräche des Abends nach, weil sie sich in keine Diskussion einklinken konnte. Wie auf der Lauer hat sie die ganze Zeit dabei gesessen, genau zugehört, gehofft, etwas sagen zu können. Jetzt, im Auto, fallen ihr tausend Dinge ein. Eine Ersatzhandlung, die sich aber nicht gut anfühlt.

Roland stellt sich das Dilemma so vor, als teile sich eine Tischrunde in zwei Gruppen. „Dann sitzt man dazwischen und sagt zu nichts etwas.“ Für Sabrina ist das Glas in solchen Situationen nicht halb leer, sondern halbvoll: „Ich finde das gut. Ich kann beiden zuhören. Vielleicht spricht ja eine Gruppe über ein Thema, bei dem ich mich auskenne. Dann fällt mir vielleicht etwas ein, das ich sagen kann.“ Manchmal gelingt ihr das. Dann hat sie Schmetterlinge im Bauch und hüpfte vor Freude zuhause auf und ab. Wie vergangenes Jahr, als sie zum ersten und einzigen Mal in einem Seminar vor der ganzen Klasse etwas spontan gesagt hat. „Das war berauschend.“ ■

## EIN BLOG IM INTERNET IST DER ERSATZ FÜR DIE WÖRTE, DIE IHR UNTER MENSCHEN FEHLEN



**MARTA POPOWSKA**  
fand ihre Protagonistin über das Internet. Sie war überrascht und zugleich erleichtert, wie aufgeschlossen die junge Frau war.

**LEBEN HINTERM SCHLEIER** Sabrina hat acht Monate in einer Psychiatrie verbracht und anschließend fünf Jahre lang eine Therapie gemacht. Ganz loswerden wird sie den Mutismus vermutlich nie.



# „SCHWEIGEN UND WARTEN BIS HOFFENTLICH APPLAUS EINSETZT“

Wir sprachen mit Dr. Olaf Kramer, 43, vom Seminar für Allgemeine Rhetorik der Universität Tübingen. Der Spezialist für amerikanische Redekunst hat auch die Wahlkampfauftritte deutscher Politiker verfolgt.



*Die Wahl ist vorbei. Wer hat besser geschwiegen: Merkel oder Steinbrück?*

Wer zu Beginn des Wahlkampfes sehr gut geschwiegen hat, war Frau Merkel: in dem sie gar nicht auf Herrn Steinbrück reagierte. Eine Strategie der Nicht-Beachtung. Im Fernsehduell hat sie Steinbrück zum ersten Mal als Gegenkandidaten öffentlich wahrgenommen. Das war eine geschickte Form rhetorischen Schweigens. Wäre sie schon vorher auf ihn eingegangen, hätte sie dazu beigetragen, ihn als ernsthaften Kandidaten mit aufzubauen.

*Wie hat Steinbrück sich aus Ihrer Sicht geschlagen?*

Es gab einen Moment des beredten Schweigens, als er sich weigerte, noch mal Auskunft zum Thema Kanzlergehalt zu geben. Aus rhetorischer Sicht gelungen, denn da gab es für ihn keinen Punkt mehr zu holen. Steinbrück tut sich aber generell schwer damit, Menschen für sich zu gewinnen. Er verliert schnell die Fassung und stößt mitunter sogar Leuten vor den Kopf, die ihm wohl gesonnen sind. Das Duell war sehr sachlich und es gab wenige Stellen, wo Merkel und

Steinbrück versucht haben, die Zuhörer auch emotional zu bewegen.

*Können das die Amerikaner besser?*

Ja, auch wenn deren Pathos im deutschen Raum natürlich zuviel wäre. Barack Obama beispielsweise gelingt es sehr gut, in seinen Redeauftritten Kontraste zu schaffen, auch durch Momente der Stille.

*Wie macht er das?*

Er ist ein Meister der Pause und ein Meister der Dramaturgie: Er nimmt sich zurück, schweigt, um dann auch immer wieder sehr aktiv zu sein und starke kommunikative Impulse zu setzen. Die nur deshalb so stark wirken können, weil es auch das Schweigen und die Stille gibt. Wenn ich die ganze Zeit hochtönend bin, verpufft die Wirkung, dann kann man kein Pathos erzielen, sondern Zuhörer nur irritieren. Wenn man sich Obamas Reden ausdrückt, ist man immer überrascht, mit wie wenig Text der Mann auskommt. Er spricht sehr langsam, setzt unglaublich viele Pausen und arbeitet mit vielen Leerstellen.

*Was meinen Sie mit „Leerstellen“?*

Das ist ein Begriff der Literaturtheorie: Wir halten die fiktive Darstellung nur deshalb für real,

weil es Leerstellen gibt. Wenn ein Text komplett ausgestaltet wird, ist für meine Fantasie eigentlich kein Freiraum mehr. Dann springe ich darauf auch nicht an. Obama lässt in seinen Reden viele Erzählungen bewusst unterdeterminiert und macht Pausen, damit seine Zuhörer die Leerstellen und die entstehende Stille mit ihren eigenen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen füllen können. Das ist eine Technik, die für den Erfolg seines ersten Wahlkampfes eine große Rolle gespielt hat.

*Wo spielt Stille in der Rhetorik noch eine wichtige Rolle?*

Ans Ende einer Rede sollte man eine ruhige Passage setzen, um ganz zum Schluss einen Steigerungseffekt zu erzielen. Das Ende ist die letzte Möglichkeit, auf die Zuhörer einzuwirken – die sollte man nicht verspielen. Und ein guter Redner weiß, wann er still sein muss, wann der richtige Zeitpunkt zum Aufhören gekommen ist. Das Ende sollte man nicht verschleppen mit Kommentaren wie „So, das war’s dann jetzt auch.“ Sondern: Schweigen und warten bis hoffentlich der Applaus einsetzt.



SE VENDE SOLAR  
629 832 463  
339 103 173

# AM BEISPIEL MEINER FREUNDE

*In Spanien steht eine ganze Generation still. Und meine Freunde sind mittendrin. Vor sechs Jahren, als ich mit ihnen studierte, lebten sie unbeschwert in León – bis die Krise ausbrach. Nun bin ich noch einmal zurück. Und nichts war mehr wie vorher.*

TEXT BARBARA BACHMANN  
FOTOS SAMANTHA FRANSON



SEMPRE  
SENZA  
630922401



WWW.BARTOL.COM



**Z A I D A**, 27 Jahre, ist über ein Subunternehmen bei einer multinationalen Firma angestellt: „Ich werde ausgebeutet und bin froh darüber. Wer in Spanien Arbeit hat, hütet einen Schatz.“



**J O R G E**, 34 Jahre, muss der Bank 40 Jahre lang den Kredit für seine Wohnung zurückzahlen: „Ich bin als einziger meiner Freunde noch in León. Wenn ich könnte, würde ich gehen.“



**D A V I D**, 26 Jahre, ist Ingenieur für Flugzeugmotoren und arbeitslos. Er überlegt, Spanien zu verlassen: „Es wird eine Zeit kommen, da werden wir bezahlen, um arbeiten zu dürfen.“



**A N A**, 30 Jahre, hat den Sprung gewagt und lebt seit drei Jahren in Hannover: „Mittlerweile sind so viele Spanier in Deutschland, dass wir uns bei der Arbeitssuche auf die Füße treten.“

# E

r ist der Letzte. Jorge Rodriguez, 34 Jahre alt, Agraringenieur, hat León 2013, im sechsten Jahr der Krise, noch nicht verlassen. Ich kannte ihn einmal gut, aber nun erkenne ich ihn kaum wieder. Den Jorge von früher, den kindlich Sorglosen, der keinen Morgen kannte, gibt es nicht mehr. Seine Schultern hängen, die Haare sind vor der Zeit ergraut. Mit Frau und zwei Kindern lebt er auf 80 Quadratmeter Eigentumswohnung, ein zementierter Neubau, vier Zimmer auf zwei Stockwerken. Die ersten eigenen Wände. Sie sind auch Jorges Gefängnis. Denn mit ihnen finden die Probleme an.

Der Nordwesten Spaniens, Region Castilla y León. Es ist ruhig geworden in León. 130 000 Menschen leben hier. Einst, in den guten Zeiten, gehörten meine vier Freunde dazu: Jorge, Ana, Zaida und David. Und Anfang 2007, für sechs Monate als Gaststudentin, auch ich. Am Ende jenes Jahres platzte Spaniens Immobilienblase, da war ich schon fort. Sechs Jahre später sitze ich Jorge gegenüber und frage ihn, wo die anderen sind. „Ana ist nach Deutschland gegangen. Zaida lebt mit David in Madrid. Sie jobbt. Er sucht Arbeit, egal wo.“ Er hat sie schon lange nicht mehr gesehen.

Eine Generation verkümmert in der Warteschleife. Die Geschichte meiner Freunde bündelt die Krise der spanischen Jugend. In den ersten Jahren der Demokratie geboren, im spanischen Wirtschaftswunder groß geworden, als Erwachsene aus dem vermeintlich sicheren Nest gestoßen – die am besten ausgebildete Jugend, die Spanien je besaß. Ihre Bewerbungsmappen sind bestückt mit Universitätsdiplomen, sie sprechen mehrere Fremdsprachen, haben Europa bereist. Und dennoch finden sie keine Arbeit, die ihrem Studium entspricht, oder kriegen am Ende des Monats lächerliche Beträge auf ihr Konto überwiesen. Sie sind die Elite, die Spanien irgendwann herausholen könnte aus dieser Krise, die sich durch das Land frisst wie die Raupe Nimmersatt – das niedliche Tier aus ihren Kinderbüchern. Sie sind seine wichtigste Ressource, aber Spanien verliert sie. Jedes Mal, wenn mir in den vergangenen Jahren eine Horrormeldung aus dem Sorgenland begegnete, musste ich an meine Freunde denken. Was war aus ihnen geworden?

León, die Stadt der kostenlosen Tapas, kannte 2007 niemand so gut wie Ana, 24 Jahre alt, hier geboren

und groß geworden. Sie wusste, wo sonntags Kinofilme umsonst gezeigt wurden, wo man an einem Samstag bei freiem Eintritt ins Theater gehen konnte. Eine aufrechte junge Frau, die ihre Stadt vehement gegenüber dem zwei Autostunden entfernten Valladolid verteidigte. Das hatte beim Wiederaufbau nach der Franco-Diktatur alle Industrie abgekriegt, während León leer ausgegangen war. Touristen pilgerten den Jakobsweg entlang, wir pilgerten ins Barrio Humedo, „das feuchte Viertel“, in dem sich auf wenig Fläche über 100 Lokale konzentrierten. Zehn Bars an einem Abend, am Ende landeten wir fast immer im Korova – eine Hommage an die Milchbar aus dem Film „Clockwork Orange“. Hier lief Musik, die man in anderen Clubs nicht hörte. Nichts fehlte damals. Alles war so, wie es sein sollte.

An jeder Ecke Leóns eine andere Bank. Caja Espanya, BBVA, Caja de León, Banco Gallego. Die eine leuchtend gelb, die andere tiefrot oder meeresblau, zusammen sahen sie aus wie bunte Bonbons in einer Tüte. Ana hatte gerade ihr Studium abgeschlossen, jobbte im Callcenter der Santander-Bank. Auf ihrem Bildschirm erschienen die Konten



**Z U V E R K A U F E N** Brach liegende Flächen, leer geräumte Schaufenster, geschlossene Geschäfte – niemand will sie haben.

jener verschuldeten Kunden, denen sie am Telefon „créditos rápidos“ als Häppchen präsentierte – schnelles Geld ohne Verpflichtung, für den nächsten Urlaub, ein neues Sofa. Unter den Anrufern waren auch Einwanderer. Chinesische Kleinwarenhändler, rumänische Telefonistinnen, Lateinamerikaner, die in den Bars und auf dem Bau ihr Geld verdienten. Sie lebten ihn mit, den spanischen Traum – dafür waren sie in Scharen hergekommen.

Baustellen, überall Baustellen. Die Universität von León, an der David, Zaida und ich studierten – die beiden waren 20 und 21 Jahre alt – wurde gerade umgebaut, der Campus vergrößert, neue Gebäude sprossen aus dem Boden, ganze Fakultäten in nur sechs Monaten. David hatte die gutmütige Art eines Babybären, war der Kumpeltyp, hielt sich gerne im Hintergrund. Damals studierte er Luft- und Raumfahrttechnik. Nach dem Abschluss winkten hervorragende Jobaussichten. Dass ein Ingenieur wie David sechs Jahre später 100 Bewerbungen verschicken würde, von denen die meisten unbeantwortet blieben, hätte 2007 wie die Nachricht von einem anderen Stern geklungen.

Zaida war Anglistikstudentin, zur Universität fuhr sie mit dem Auto. Am Nachmittag tranken wir „café con hielo“, Kaffee mit Eiskwürfeln, lernten in der Bibliothek. Zaida guckte Fußballspiele und fieberte einem Sieg der spanischen Nationalmannschaft entgegen. Ihr Vater, ein Autohändler, liebte alles, was aus Deutschland kam. Die Waschmaschine, die Mikrowelle und der Toaster, alle Haushaltsgeräte ihrer Eltern waren deutsch. Nur die Spülmaschine war spanisch und – so Vater José – deshalb ständig kaputt. Die zierliche Zaida, das Einzelkind mit der schwarzen, breitrandigen Intellektuellenbrille und dem Hang zu melancholischer Popmusik. Eine geborene Mitteleuropäerin, im darauffolgenden Jahr sollte sie zwei Semester lang in Österreich studieren.

Wie die meisten Spanier sparte Jorge nicht. Es waren die Boom-Jahre, die Was-kostet-die-Welt-Zeiten für Leute wie Jorge. Er war in einem asturianischen Dorf inmitten von Kuhfladen aufgewachsen

SIE SIND DIE  
ELITE,  
DIE SPANIEN  
IRGENDWANN  
HERAUS-  
HOLEN  
KÖNNTE AUS  
DER KRISE.  
ABER DAS  
LAND VER-  
LIERT SIE.

und zum Studium nach León gezogen. Als ich ihn kennen lernte, arbeitete er in seinem ersten Job als Agraringenieur. Jorge fuhr einen Zweisitzer der Marke Hyundai Coupé, silberfarben, sportlich, schnell. Er wohnte in einer Altbauwohnung über den Dächern von León. Sein Büro lag nur wenige Gehminuten entfernt. Jorge sah aus wie der Zwillingbruder des mexikanischen Schauspielers Gael García Bernal. Die Zuversicht, mit der er in den Tag lebte, fand ich beeindruckend.

2013 ist alles anders. Was mir in León sofort auffällt: Nur spanische Gesichter auf den Straßen, kaum noch Einwanderer sind geblieben – sie hat die Krise als erste getroffen. Es gibt keine chinesischen Geschäfte mehr und auch kein argentinisches Steakhaus. Dafür sehe ich mehr spanische Pilger. Seit der Krise ist der Jakobsweg ein billiges Urlaubsziel geworden, weil Herbergen nur fünf Euro kosten und Wandern ohnehin frei ist. Die Wirtschaftsnachrichten in den Regionalzeitungen lesen sich wie Todesanzeigen. Gewerbe sterben, Firmen werden zu Grabe getragen. Gierige Goldhändler kaufen die Verzweiflung der Leoneser auf, wo

früher Wunderbras anprobiert wurden. „Zum Verkauf“-Schilder kleben an den Schaufenstern leer geräumter Geschäfte. Das Korova, die „Clockwork-Orange“-Bar von damals, wird seine Türen nicht wieder aufsperrten.

Zerlumpte Männer hocken in Hausecken und vor Supermärkten, nachts schlafen sie im Vorraum der Banken, direkt neben den Geldautomaten. Eine bittere Ironie der Krise: Die Bank hat den Menschen ihr Heim genommen, aber immerhin dürfen sie bei ihr unterkriechen. Auf der Plaza Marcelo beherbergen vier der fünf Gebäude immer noch Geldinstitute. Statt mit schnellen Krediten zu werben, sprechen sie jetzt von Vertrauen und Schutz, „te ayudamos a ahorrar“ – „wir helfen dir sparen“.

Als Erste von meinen Freunden hat Ana León verlassen. Seit drei Jahren lebt sie in Hannover. Es ist 22 Uhr im „Rias Baixas II“, einem spanischen Restaurant im Stadtteil Linden-Süd. Bestecke klirren, Menschen reden wild durcheinander. Ana bestellt „pulpo“, Tintenfisch. Sie liebt das Restaurant, weil sie hier noch lange nach deutschen Abendbrotzeiten bedient wird. Unweit von Anas Stammkneipe ▶



**ZU BEZAHLEN** In der großen Scheibe eines Lotteriestandes spiegelt sich der Alltag auf Leóns Straßen. Die Stadt steht auf Platz vier der am meisten verschuldeten Gemeinden. Mit 440 Millionen Euro im Minus.

steht die Hanomag – die Hannoverische Maschinenbau AG. Eine Fabrik, die in den 60er Jahren viele Spanier beschäftigte.

Von den ungelerten Arbeitern von damals will sich Ana abgrenzen. „Jederzeit könnte ich gehen und woanders einen Job finden.“ Sie möchte von mir nicht Krisenflüchtling genannt werden, Stolz ist in Spanien eine Tugend und Ana ist darin ganz Spanierin. Sie formuliert es lieber so: Das Land Niedersachsen hat sie nach Deutschland geholt. „Kulturministerium Niedersachsen sucht Spanischlehrerinnen“ stand auf dem Aushang im Arbeitsamt von León. Noch am selben Tag hat sie ihre Bewerbung verschickt. Wenige Monate später fand sie sich im Klassenzimmer eines Gymnasiums in Bad Nenndorf wieder.

Am Anfang sah sie oft Mitleid in den Gesichtern der Deutschen, hörte Sätze wie: „Wir retten euch vor dem Ruin.“ Das machte sie wütend. „Mal sehen, wer am Ende wen rettet“, gab sie trotzig zurück.

DIE WIRT-  
SCHAFTS-  
NACHRICHTEN  
LESEN SICH  
WIE TODES-  
ANZEIGEN.  
GEWERBE  
STERBEN,  
HÄNDLER  
GEBEN AUF.

Den strammen Gang, ihre direkte Art, hat Ana behalten. Aber sie redet nicht mehr so laut am Telefon wie früher, geht mit Rucksack durch die Stadt, hat sich ein Fahrrad gekauft. „Das ist deutsch an mir“, sagt sie.

Zwei Jahre lang unterrichtete sie am Gymnasium, dann lief das Förderprogramm aus. „Danach wird von uns erwartet, dass wir wieder gehen.“ Ana will bleiben. In Deutschland hat sie ihre erste eigene Wohnung bezogen, 30 Quadratmeter Dachgeschoss. Hier hat sie sich verliebt, in Axel, einen Deutschen. Im Moment arbeitet sie nicht. Hartz IV steht ihr nicht zu, dafür hat sie zu viel gespart, seit sie in Deutschland lebt. Weil ihr das Unterrichten ohne deutsches Staatsexamen und Förderprogramm schwer gemacht wird, versucht sie sich jetzt als selbständige Übersetzerin. Die Konkurrenz ist hart. „Mittlerweile leben so viele Spanier in Deutschland, dass wir uns bei der Arbeitssuche auf die

Füße treten“, sagt Ana. Und es werden immer mehr.

Bald könnten Zaida und David dazu zählen. Seit vier Jahren sind sie nun ein Paar. León, die Stadt ihrer Kindheit, haben sie eingetauscht gegen Madrid, die Hauptstadt der Krise – nirgendwo sonst ist das Elend sichtbarer. Dort teilen sie sich ein WG-Zimmer in einer 50 Quadratmeter großen Wohnung. Das Bad ein Loch, die Küche eine Besenkammer. 1 400 Euro beträgt die Miete inklusive Nebenkosten.

Die 27 Jahre alte Zaida ist erwachsen geworden, verdient ihr eigenes Geld. Seit vergangenen November arbeitet sie als Sekretärin in der Abteilung für internationale Projekte einer multinationalen, französischen Firma, betreut Vorhaben in Millionenhöhe im Nahen Osten und Nordafrika. Eigentlich möchte sie als Englischlehrerin arbeiten, das hat sie studiert, 2012 wurden für ganz Spanien jedoch nur zehn neue Stellen ausgeschrieben. Sie ging leer aus. Zaida will

„MERKEL KANN UNS MAL“ Zwar gibt es an manchen öffentlichen Schulen kaum noch Klopapier, aber Leóns Straßencafés und Restaurants sind noch immer gefüllt, die Fassade wird gewahrt. Zuhausebleiben kommt für einen Spanier nicht in Frage.



nicht jammern. „Wer heute in Spanien eine Arbeit hat, hütet einen Schatz.“

Das hat Jorge schon zuvor in León gesagt. Auch er würde niemals kündigen, ohne ein anderes Jobangebot in Aussicht zu haben, egal, wie schlimm die Bedingungen werden. „Wir sind eine Nummer, ein Kostenfaktor, nicht mehr“, sagt Zaida. Sie ist, wie beinahe alle jungen Spanier, über ein Subunternehmen angestellt, mit einem Zeitvertrag. So spart das Unternehmen lästige Nebenkosten. „Ich bin froh ausgebeutet zu werden“, sagt sie und weiß, wie absurd das klingt.

Die Geschichte wiederholt sich. 1987, im Jahr von Davids Geburt, litt Spanien an massiver Arbeitslosigkeit. Damals wie heute liegt sie in keinem Land Europas höher, nicht einmal in Griechenland. Nachdem David morgens aufgestanden ist, geht er noch vor dem Frühstück die Jobinsere durch, blättert in Zeitungen, sucht stundenlang im Internet. Er hat in einem Monat über 100 Firmen angeschrieben, halb Europa seinen Lebenslauf geschickt. David ist wie ein Sprinter, der loslaufen möchte, aber nicht kann, weil man ihn an den Schnürsenkeln festgebunden hat. Wenn er lächelt, verknautscht sich sein Gesicht noch genauso wie früher. Seine Augen werden dann zu Strichen. Doch er wirkt nun unruhiger, zappelt viel. Ich würde ihn gerne festhalten und so etwas sagen wie: „Wird alles gut.“ Aber ich fürchte, das wäre kein Trost.

Ein Jahr lang hat David als Praktikant für eine Firma gearbeitet, die zu Airbus gehört. In der Abteilung für Design hat er Flugzeugmotoren gezeichnet, für 820 Euro brutto im Monat. „Es wird eine Zeit kommen“, meint er, „da werden wir in Spanien bezahlen, um arbeiten zu dürfen.“ Wenn David in den nächsten Monaten in seinem Land keinen Job findet, wird Zaida und ihn hier nichts mehr halten. Selbst ihr Vater, der mürrische José, rät den beiden zu gehen. Kann man jungen Spaniern ein Land wie Spanien überhaupt noch zumuten? Schon einmal haben Intellektuelle das Land fluchtartig verlassen – es folgten 40 Jahre Franco-Diktatur. Heute herrscht die Diktatur der Sparkommissare. ▶

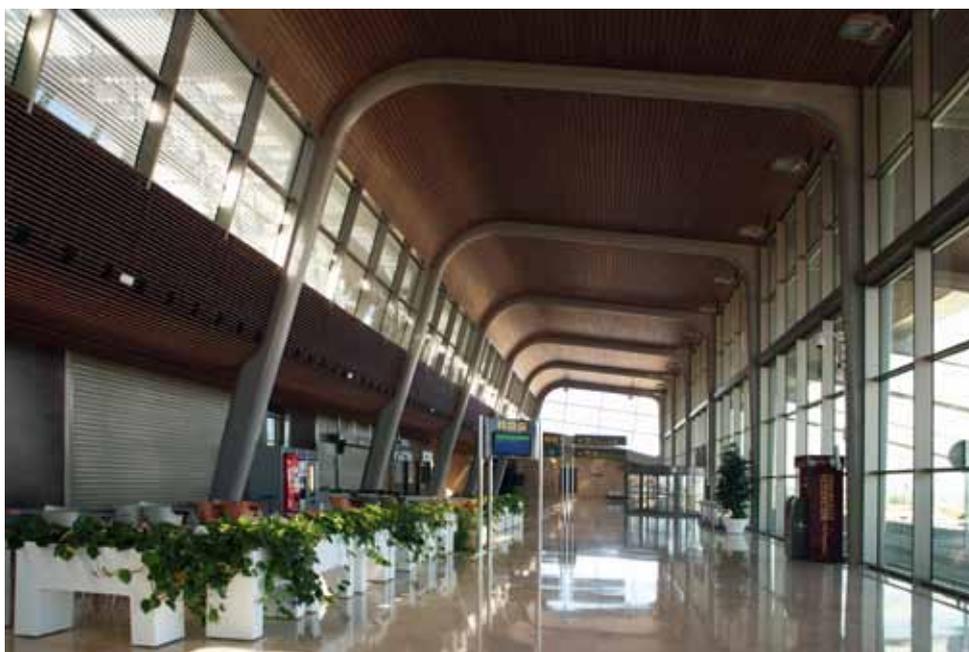


**MAGERE ZEIT** Die Krise hat der Caritas großen Zulauf gebracht. Die Nonnen müssen nun doppelt so viele Essenstüten als noch vor sechs Jahren vorbereiten.



**„HALLO, ICH BIN EIN KRANKER MANN“** Niemand wundert sich mehr über Bettler, die sich von Gästen auf den gesäumten Caféterrassen Almosen erhoffen.

**TEURES GESCHENK** Der Flughafen von León kostete 170 Millionen Euro. Die Stadt hat ihn seinem berühmtesten Sohn zu verdanken, dem ehemaligen Ministerpräsidenten José Luis Rodríguez Zapatero. 2007 landeten noch 160 000 Flieger. Für 2013 rechnet man mit 32 000.



Drei Mal im Jahr fährt Ana aus Hannover nach León. Seit ihr Bruder Luis in Singapur arbeitet, ist die Mutter alleine zurückgeblieben. Vieles an Spanien zieht Ana der deutschen Lebensweise vor. In León hat sie ein entspanntes Leben geführt. In Deutschland, sagt sie, müsse man Stress vortäuschen, um ernst genommen zu werden. Wenn sich Spanien von der Krise erholt hat, möchte sie zurück. „Das wird in 40 Jahren sein, oder?“, sagt sie mit einem Galgenlachen. Von Zeit zu Zeit sieht sie auf Onlineportalen die Arbeitsangebote für León durch. Für einen Posten als Telefonistin treffen innerhalb von viereinhalb Stunden 211 Bewerbungen ein. Dann doch lieber Deutschland.

In Spanien hackt die Armut täglich Löcher in die Staatsfassade. In León lässt sie sich mit etwas Mühe noch überdecken. Zwar gibt es an manchen öffentlichen Schulen kein Geld mehr für Klopapier, aber die Lokale rund um die Plaza Mayor servieren weiterhin „copas de

verano“, Sommercocktails. Statt drei Gläsern Bier trinkt man nur noch eines. Zu Hause zu bleiben kommt für einen Spanier nicht in Frage. Manch einer, der die vollen Barterrassen säumt, wird – wie schon so viele – im nächsten Monat sein Haus verlieren, weil er die Kredite nicht mehr bedienen kann. Und selbst dann wird noch geschertzt. „Wie heißt die größte Firma Spaniens?“, wird Zaida gefragt, als sie in León zu Besuch ist. Sie weiß keine Antwort darauf. Ihre Freundin: „Na, das Arbeitsamt! Da stehen die Kunden Schlange.“

Viele Folgen der Krise werden erst in Jahren erkennbar sein. Wenn keine Akademiker mehr übrig sind in Spanien. Wenn die einzigen Ausländer Touristen sind. Wenn nur noch Alte im Schatten sitzen und die Kinder fehlen, weil junge Paare wie Zaida und David sich nicht trauen, eine Familie zu gründen. Die Krise verändert León, sie hat meine Freunde verändert. Am härtesten hat sie Jorge getroffen.

KANN MAN  
JUNGEN  
SPANIERN  
EIN LAND  
WIE  
SPANIEN  
NOCH  
ZUMUTEN?

„Papá“, schreit die vierjährige Agnes Noelia, wenn er spätabends von der Arbeit kommt, 250 Kilometer Fahrt hinter sich. Erwin, neun Monate alt, strahlt, wenn Jorge die Tür zur Wohnung öffnet. In seiner Nachbarschaft fehlen an vielen Häusern die Namensschilder, an manchen sogar die Nummern. Die Wohnung, in die Jorge von seinem Küchenfenster aus blickt, steht leer. Seine eigene würde er lieber heute als morgen loswerden. Aber im Land der leerstehenden Eigenheime findet sich niemand, der sie kaufen könnte. Und eine wie die Jorges, bei deren Bau gepfuscht wurde, ist so attraktiv wie ein verschimmelter Pappkarton.

Nur drei Jahre nach dem Kauf ist der Keller feucht, auf den Wänden zeichnen sich Risse ab. Die Hausgemeinschaft hat das Bauunternehmen verklagt; anders als der Immobilienmakler ist es noch nicht Bankrott gegangen. Auch Jorge würde Spanien verlassen, wenn er denn könnte. Aber er hat vor drei

**BITTERE IRONIE** In der ersten Jahreshälfte 2013 haben 50 Leóneser Familien ihr Zuhause verloren, weil sie die Kredite nicht mehr bedienen konnten. Die Eigenheime fielen an die Bank zurück, in deren Vorräumen nun die obdachlos gewordenen Menschen Unterschlupf suchen.





**WAHNSINNIGE BAUTEN** Von 6 430 geplanten Wohnungen im Viertel La Lastra im Süden Leóns sind 1 300 realisiert und nur 600 bewohnt. Eine Geistersiedlung, kein Mensch weit und breit. Währenddessen stürzen die meist stümperhaft gebauten Objekte in sich zusammen.

Jahren einen teuflischen Pakt unterschrieben. Damals schrumpften die Preise für Wohnungen, die Krise galt als fast überwunden. Jorge ließ sich 150 000 Euro und kaufte die Wohnung in einer Neubausiedlung in Virgen del Camino, außerhalb von León. 40 Jahre wird ihm die Bank dafür im Nacken sitzen. Damals glaubte der Mann, der heute noch von sich behauptet, nicht länger als eine Woche im Voraus zu planen: Das wird schon, das krieg ich hin. Es wurde nicht.

Die Verschnaufpause nach der ersten Krise dauerte nur kurz. Innerhalb von drei Monaten brachen 2011 fast alle Projekte seiner Firma

ein, acht Kollegen wurden an einem Tag entlassen. Jorge durfte bleiben, wurde versetzt ins 125 Kilometer entfernte Mombuey. Seitdem steht er jeden Morgen um halb sieben auf, kommt abends nach 20 Uhr nach Hause, ist zum Sklaven einer fragilen Sicherheit geworden. Er plant keine Autobahnen mehr und auch keine Brücken. Der spanische Staat hat kein Geld mehr. Im Grunde hatte er nie welches. Ein einziges Projekt ist ihm und auch Jorge geblieben, der Hochleistungszug, der ganz Spanien verbinden soll.

Jorge ist Alleinverdiener, seine Frau sucht seit Jahren vergebens

nach Arbeit. Ende März 2014 läuft sein Vertrag aus. Er erzählt das ganz nüchtern – als ob es das Leben eines anderen wäre. Was danach passiert, sagt er, seine beiden Kinder im Arm, mag er sich heute noch nicht vorstellen. ■



**BARBARA BACHMANN** fühlte sich unbehaglich, wenn ihre Freunde sie in den Bars nicht bezahlen ließen. Aber für Spanier kommt nichts anderes in Frage.



## ARMES SPANIEN

In der Kosten-Nutzen-Rechnung der EU bedeutet Spanien nur noch Kosten. Die Stadt León verhält sich im Kleinen wie das Land im Großen. Seit 2007 ist das Baugewerbe um 97 Prozent eingebrochen. León hat seine Schulden vervierfacht, sie sind jetzt auf 440 Millionen Euro angehäuft. Das bringt der Stadt Platz vier auf der Liste der am meisten verschuldeten Gemeinden Spaniens ein. 12 441 Arbeitslose zählt León im Sommer 2013, doppelt so viele wie 2007. Landesweit ist die Arbeitslosenrate mit 26 Prozent die höchste in Europa.

Die Krise frisst ihre Kinder: Seit 2007 ist die Geburtenrate pro Frau von 1,47 auf 1,36 gesunken. Spanien hat die finanzielle Unterstützung für Familien massiv gekürzt. Die Entwicklungen haben einen Exodus der am besten ausgebildeten Generation zur Folge. 2012 zogen knapp 30 000 junge Spanier nach Deutschland. Im Jahr zuvor sind erstmals mehr Menschen aus Spanien aus- als eingewandert.

# „MIT DIR RED ICH NICHT MEHR .“

Streit kommt in den besten Familien vor. Aber manchmal stehen sich enge Verwandte so unversöhnlich gegenüber, dass sie nicht mehr miteinander sprechen. Das kommt häufiger vor, als man vielleicht vermutet. Die folgenden Beispiele stammen alle aus dem Kreis der GO-Autoren.

## „... WEIL ICH MICH FÜR PAPA ENT- SCHIEDEN HABE.“

Die Schwestern Christine, Lisa und Clara B. wuchsen in einer scheinbar glücklichen Familie auf, der Vater war der Mittelpunkt, spielte und lachte viel mit den Töchtern und sang ihnen Lieder zur Gitarre.

Irgendwann brach die Fassade ein: Der Vater war spielsüchtig und hatte alle Ersparnisse verzockt. Die Familie musste ihr Haus verkaufen, die Eltern trennten sich. Der Vater

stellte die inzwischen erwachsenen Töchter vor die Wahl: „Entweder haltet ihr den Kontakt zu Mama oder zu mir. Beides geht für mich nicht.“

Weil sie viel mehr an ihrem Vater hingen, brachen Christine und Lisa den Kontakt zu ihrer Mutter ab. Lisa hat mittlerweile selbst eine Tochter, die ihre Oma noch nie gesehen hat.

## „... WEIL DU UNSERE MUTTER AUSGENOMMEN HAST.“

Als die Witwe Emma F. zu Hause nicht mehr allein zurecht kam, teilten sich ihre fünf Kinder die Aufgaben auf. Jede Woche kümmerte sich ein anderer um Frühstück und Abendbrot und sah nach dem Rechten. Das Mittagessen brachte ein Essensdienst. Tochter Gertrud W. übernahm einmal wöchentlich das Putzen. Anders als bei den anderen bezahlte Emma F. ihr etwas dafür. Gertrud W. hatte auch eine Vollmacht über das Konto ihrer Mutter, um ihre monatliche Witwenrente abzuholen, denn die alte Dame konnte nicht mehr aus dem Haus gehen.

Gertrud und ihr Mann waren häufiger knapp bei Kasse und bateten die Mutter deshalb um Geld,

mal ging es um eine Renovierung, mal um die Verlobung des Sohnes, mal wollte Gertruds Mann Schützenkönig werden und ein Fest ausrichten. Die gutmütige Emma F. gab ihnen jedes Mal das nötige Geld.

Nach einiger Zeit wunderten sich die anderen Geschwister, warum ihre Mutter nie mit ihrer Rente auskam. Jeder verdächtigte den anderen, ihr Geld abgeschwatzt zu haben. Schließlich gab die Mutter zu, der Tochter häufiger etwas zugesteckt zu haben. Sie habe es nötig gehabt und die anderen seien doch versorgt, sagte sie. Als Gertrud W. das nächste mal zum Putzen kam, stellten die anderen sie zur Rede. Es kam zum Streit, seitdem reden die Geschwister nicht mehr mit ihr.

## „... WEIL DU MEINE MUTTER INS GRAB GEBRACHT HAST.“

Vier Jahre pflegte der 83-jährige Rainer K. seine Frau Lise in der gemeinsamen Wohnung. Sie konnte zuletzt nicht mehr alleine aufstehen, sich waschen oder das Essen zubereiten. Manchmal erinnerte sie sich nicht mehr daran, was sie zwei Minuten zuvor gesagt hatte – eigentlich ein Fall für das Pflegeheim. Doch das Paar entschloss sich: wir bleiben bis zum Tod zusammen.

Die Tochter Eva M. lebte rund 400 Kilometer entfernt, so dass sie

ihre Eltern nicht sehr häufig besuchen konnte. Sie telefonierte jedoch täglich mit ihrer Mutter, die ihr den Eindruck vermittelte, der Vater sei oft schlecht gelaunt und würde sie nicht liebevoll behandeln.

Nach der Beerdigung brach Eva M. jeden Kontakt zu ihrem Vater ab. Sie wirft ihm bis heute vor, er habe ihre Mutter durch seine Lieblosigkeit ins Grab gebracht.

## „... WEIL UNSERE ELTERN DICH IMMER BEVORZUGT HABEN.“

Klaus D. wuchs neun Jahre lang als Einzelkind auf. Für die Eltern war er ihr kleiner Prinz.

Seine Mutter bekam nach drei Fehlgeburten schließlich noch einen Sohn, Jürgen. Doch der ältere stand weiterhin im Mittelpunkt. Mit Klaus hatte der Vater in seiner Kindheit viel gespielt. Für Jürgen hatte er, nachdem er einen Job als Kellner fand, keine Zeit mehr.

Klaus und Jürgen sind inzwischen erwachsen und leben bis

heute im gleichen Haus. Während Klaus sehr selbstbewusst ist, leidet Jürgen unter Minderwertigkeitsgefühlen und ist gegenüber seinem Bruder immer noch eifersüchtig. Sie streiten oft wegen Banalitäten und sprechen manchmal monatelang kein Wort miteinander. Jürgen weiß stets noch genau, wer was bei welchem Streit gesagt hat. Klaus erinnert sich nicht und es ist ihm auch egal.

## „... WEIL DU DIR DAS HAUS UNTER DEN NAGEL REISSEN WOLLTEST.“

Der Konflikt zwischen Inge H. und ihrem Bruder Gerd schwelte schon seit Langem. Die beiden leben in einem kleinen Dorf in einer konservativen Gegend in Süddeutschland. Dort kennt jeder jeden, und jeder redet über den anderen.

Die heute 90-jährige Inge H. hatte sich nur wenige Jahre nach ihrer Heirat scheiden lassen und zog ihre Tochter allein groß, vor gut sechzig Jahren ein Skandal im Dorf. Gerd H. bezeichnete seine Schwester damals als Schande für die Familie.

Als Inge H. von ihrer Mutter das Elternhaus erbt, in dem sie seit der Scheidung wieder lebte, kam es

zum endgültigen Bruch mit ihrem Bruder Gerd. Er hatte auch auf das Haus spekuliert und wollte es für seine Söhne umbauen. Gerd H. wohnt gleich nebenan. Dieses Grundstück hatten die Eltern ihm noch zu Lebzeiten als Schenkung vermacht.

Bei der Testamentseröffnung wurde Gerd H. stinksauer, ein Wort gab das andere und am Ende verpasste er seiner Schwester eine Ohrfeige. Seitdem redet sie kein Wort mehr mit ihm. Das ist mehr als 40 Jahre her. Die beiden leben Tür an Tür. Inge H. verlässt kaum noch das Haus und wenn, dann geht sie durch die Hintertür.

GESAMMELT VON NICOLE GRAAF ■

# SCHWEIGEN KANN AUCH ENTLASTEND SEIN

Woran es liegt, wenn enge Verwandte nicht mehr miteinander sprechen und wie Konflikte zu lösen sind, erklärt Reinert Hanswille, Leiter des Instituts für systemische Familientherapie in Essen.

*Sie befassen sich seit Jahren mit Familien, in denen Sprachlosigkeit herrscht. Bei allen Unterschieden in den Fällen, gibt es etwas, was sie eint?*

Dass einzelne Familienmitglieder nicht mehr miteinander reden, gab es schon immer. Oft nennen die Beteiligten vorgeblich rationale Gründe, so etwas wie: „Du gratulierst mir nie zum Geburtstag“, „Du ignorierst mich.“ *Aber das sind nicht die eigentlichen Gründe?*

Richtig. In den allermeisten Fälle liegen dem Konflikt tiefe Kränkungen zugrunde. Wenn Menschen verschiedene Wertvorstellungen haben, ist das Zusammenleben nicht einfach. Es geht es oft um „Schuld“, „Recht haben“, „was wirklich wahr ist“, ...

Solche Kränkungen können zum totalen Bruch führen. *Sollte man also miteinander reden, bevor es dazu kommt?*

Reden allein hilft nicht. Manchmal eher im Gegenteil, denn dabei können wieder neue Kränkungen entstehen, wenn ein Wort das andere gibt. Aber totschweigen bringt auch nichts, dann entsteht keinerlei Bewegung. *Wie lässt sich der Konflikt denn dann lösen?*

Es muss etwas passieren, das völlig im Unterschied steht zu dem, was bisher war.

*Das müssen Sie bitte genauer erklären.*

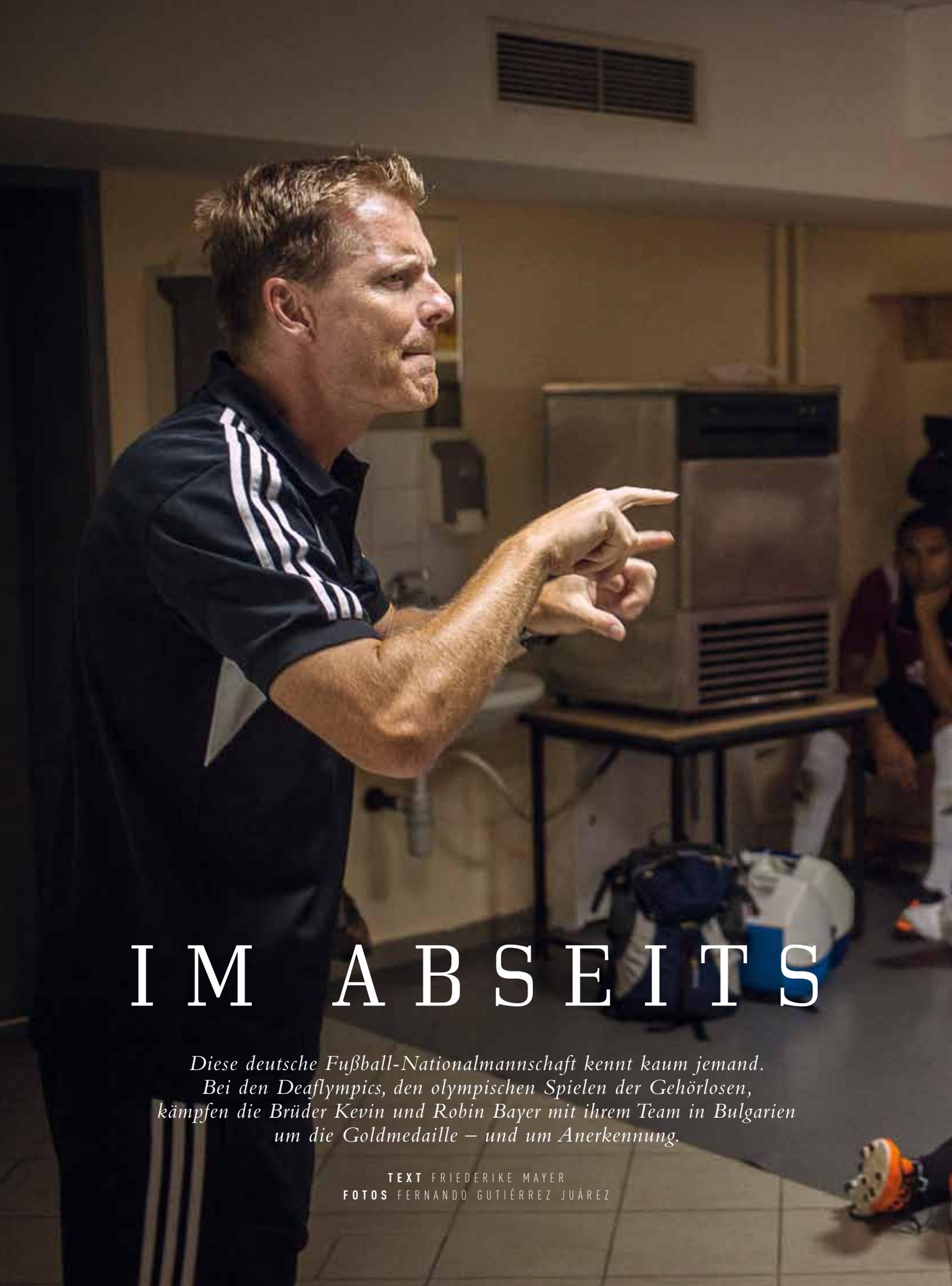
Wenn jemand immer wieder die gleichen Erfahrungen erlebt, sich zum Beispiel von den Eltern stets zurückgesetzt fühlt, dann prägt das seine eigene Wahrnehmung so stark, dass er im Verhalten seiner Eltern oder Geschwister stets eine Bestätigung dafür sieht. Das passiert ganz unbewusst.

Um das aufzubrechen, müssen sich in dem Beispiel die Eltern so anders verhalten, also so viel liebevoller und fürsorglicher sein, dass es für den Betroffenen deutlich spürbar ist und er es in seiner inneren Wahrnehmung auch glauben kann.

*Manche Menschen empfinden es als einfacher ihrer bösen Schwester oder dem gemeinen Vater aus dem Weg zu gehen.*

Auch das kann eine Lösung sein. Man muss sich dann aber innerlich damit abfinden, dass der Konflikt nicht zu lösen ist, sonst entsteht ein Leidensdruck. Denn viele empfinden es als persönliches Scheitern, wenn eine Beziehung nicht glücklich verläuft. Das zermürbt. Wer sich aber das Scheitern eingesteht und seinen Frieden damit macht, kann auch das Schweigen als große Entlastung empfinden.

NICOLE GRAAF ■



# IM ABSEITS

*Diese deutsche Fußball-Nationalmannschaft kennt kaum jemand.  
Bei den Deaflympics, den olympischen Spielen der Gehörlosen,  
kämpfen die Brüder Kevin und Robin Bayer mit ihrem Team in Bulgarien  
um die Goldmedaille – und um Anerkennung.*

TEXT FRIEDERIKE MAYER  
FOTOS FERNANDO GUTIÉRREZ JUÁREZ

MANNSCHAFTSBESPRECHUNG  
VOR DEM SPIEL Trainer Frank Zörn  
gibt seinen Spielern letzte Anweisungen.





Viertelfinale im Fußball-Länderspiel Deutschland gegen Iran. Eigentlich sollten tausende Fans die Tribünen füllen und Sprechchöre anstimmen, Fernsehkameras sollten aufgebaut sein und dieses Spiel in alle Welt übertragen. Doch hier gibt es keine Tribünen, keine Reporter und am Spielfeldrand stehen nur ein paar deutsche und iranische Fans, kaum mehr, als Spieler auf dem Platz sind. Als der Schiedsrichter nach 90 Minuten abpfeift, schwenkt er eine Fahne, denn seinen Pfiff können die Mannschaften nicht hören. In Pravets, einem kleinen Ort in den bulgarischen Bergen mit gerade einmal 5000 Einwohnern, finden die Fußballmatches der Olympischen Spiele für Gehörlose statt. Pferdekarren fahren an den modernen, mit EU-Geldern gebauten Sportplätzen vorbei, und die alten Männer darauf wenden neugierig ihre Köpfe, sehen diesen Fußballern zu, die mit den Händen reden.

Erschöpft schleppt sich die deutsche Nationalmannschaft in die Kabine, die Stollen prasseln wie

Hagelkörner auf dem Steinboden. Bis zur Verlängerung will Trainer Frank Zürn, 45, seine Mannschaft noch einmal motivieren. Er malt mit den Fingern ein Herz über die linke Brust und sagt, Herz zeigen vor dem Tor, wir sind besser, wir schaffen das!

Kevin, 19, Mittelfeldspieler, steht auf, klatscht in die Hände und schreit mit verzerrtem Gesicht, ‚Koooommt!‘ 90 Minuten und kein Tor. In solchen Momenten ist er immer der Erste, der die anderen anspornt. Jetzt brüllt sich die ganze Mannschaft Mut zu. Neben Kevin auf der Bank sitzt sein Bruder Robin, 22, Stürmer. Wenn sie heute gewinnen, dann sind sie im Halbfinale und Gold ist greifbar nah, so wie die Gebärde für Gold, bei der beide Hände nach vorne greifen. Es gibt nichts, was sich die Brüder mehr wünschen.

23 Fußballmannschaften, sieben Frauen und 16 Männerteams, spielen gegeneinander bei den Deaflympics, von deaf, englisch für gehörlos. Manche wie Kevin hören ein bisschen, die meisten, wie sein Bruder, hören gar nichts. Fußball

– in Gebärdensprache eine Faust, die sich aus dem Handgelenk nach oben bewegt – ist für Kevin und Robin das Wichtigste im Leben.

Kurz bevor es in die Verlängerung geht, bildet die deutsche Nationalmannschaft noch mal einen Kreis, die Arme ineinander verschlungen, die Köpfe dem Kapitän zugewandt. Der schlägt die Fäuste aufeinander: Kämpfen, wir müssen jetzt ein Tor machen! Alle Hände strecken sich in die Mitte, dann aus heiseren Kehlen, ‚Schwarz! Rot! Gold!‘

Während der nächsten halben Stunde geht der Trainer unruhig am Spielfeldrand auf und ab. Als hörender Sohn gehörloser Eltern ist er von klein auf mit der Gebärdensprache vertraut. Er brüllt und fuchtelt mit den Armen, nur wenn seine Jungs zu ihm hinschauen, kann er ihnen übers Feld hinweg Anweisungen geben. Er wird mehrmals verwart und Hütchen werden aufgestellt, um die Coachingzone zu markieren. „So was Bescheuertes“ schimpft Zürn, „eine Coachingzone bei Gehörlosen, da werden einfach sinnlos FIFA-Regeln angewandt!“

DIE FÄUSTE  
AUF EINANDER  
GESCHLAGEN  
HEISST:  
KÄMPFEN!

## ERÖFFNUNGSFEIER IN SOFIA

Bei den Deaflympics nehmen gehörlose Sportler aus 90 Ländern teil (links). Kevin mit Spielerkarte (Mitte) neben seinem Bruder Robin. Unten: Gebärdendiskussion in der Kabine.



Auch in der Verlängerung fallen keine Tore, es kommt zum Elfmeterschießen.

In angespannten Reihen stehen die deutschen Spieler am Rand, Arm in Arm. Kein Ball wird gehalten, keiner verschossen. Als es 3:3 steht, ist Kevin dran. Er läuft zum Elfmeterpunkt, sein Puls rast, er darf jetzt keinen Fehler machen. Er muss sich konzentrieren, nicht nachdenken, bloß nicht daran denken, wie er im Meisterschaftsfinale der Gehörlosen den Elfmeter verschoss, das einzige Mal, dass ihm das passiert ist. Kevin legt den Ball hin und wartet darauf, dass der Schiedsrichter die Fahne senkt. Dumpf hört er die Zuschauer, die ohne seine Hörgeräte nur eine diffuse Geräuschmasse für ihn sind, aber er weiß, dass jetzt alle auf ihn schauen, seine Eltern, seine Freundin. Er schießt, ohne den iranischen Torwart anzusehen, trifft den Ball, wie er wollte, er fliegt gerade und mit voller Wucht ins rechte obere Eck, der Torwart streckt sich, berührt ihn noch mit den Fingerspitzen, für einen Moment sieht es so aus, als würde er ihn halten –

dann ist er drin. 4:3 steht es jetzt, „Deutschlaaaaaand“ brüllen die Zuschauer. Am Ende gewinnt das deutsche Team knapp mit 6:5, der Einzug ins Halbfinale ist geschafft.

Die deutschen Fans, alles Verwandte und Freunde, werfen die Arme in die Luft. Alle Spieler rennen aufs Feld und umarmen sich, lachen erlöst, Halbfinale! Der Trainer küsst den Torwart auf den Kopf, unser Held, Robin und Kevin küssen ihre Freundinnen. Ihre Eltern, die beide gehörlos sind, stehen daneben. Die Mutter, ihre lockigen Haare von schwarzen, roten, gelben Spangen gehalten, strahlt, mein Sohn, mein Sohn! sagt sie, und es ist nicht ganz klar, welchen sie meint aber auch nicht wichtig. Der Vater, klein und mit Deutschlandhut, lächelt stolz unter seinem Schnauzbart.

Nach dem Sieg läuft die Mannschaft noch ein paar Runden um den Platz. Klaus Heckenberger, rechter Verteidiger, läuft voran, hüpf und klatscht. Alle machen es ihm nach, die Stimmung ist ausgelassen. Jeder in der Mannschaft hat eine eigene Gebärde, die ihn am

besten beschreibt. Für Klaus ist es die gekrümmte Hand vor der Nase, eine Clownsnase. Kevins Gebärde ist nur der Buchstabe K – Zeige- und Mittelfinger gespreizt, Daumen an den Mittelfinger – für Robin sind es alle zehn Finger, so wie die Zahl auf seinem Trikot zuhause beim Gehörlosenverein Karlsruhe. Hier in der Nationalmannschaft ist er die Nummer 12, sein Bruder Kevin Nummer 16. Sie haben die gleichen hellen Augen, aber dass sie Brüder sind, sieht man nicht sofort. Kevin, der Jüngere, ist schlaksiger und größer, sein Gesicht kantiger. Robin, mit seinen krausen Haaren und dem offenen Lachen, war früher der wilde, ungestüme von beiden. „Die Brüder haben beide ein lodernes Feuer in sich“, sagt der Trainer. Seit sie fünf sind, spielen sie Fußball, die Leidenschaft haben sie vom Vater. Der war früher auch Nationalspieler und holte Medaillen bei den Deaflympics, als sie noch „Stille Weltspiele“ genannt wurden. Ihr müsst euch immer umschaun, hatte ihr Vater ihnen von klein auf eingeschärft, wenn ihr den Ball bekommt, seht euch immer zuerst um. ▶



**FUSSBALL** Mats-Hendrik Krämer (Abwehr/Mittelfeld)



**TORWART** Christian Bölker (Torwart)



**ABWEHR RECHTS** Klaus Heckenberger (Rechtsverteidiger)



**MITTELFELD** Daniel Rotondi (Mittelfeld)



Als Kinder nahm er sie immer mit ins Stadion des Karlsruher Sport-Clubs, das nur wenige Minuten von ihrem Elternhaus entfernt ist. Immer noch gehen die Brüder jedes Wochenende zum Spiel und manchmal kommen sie mit ihrem Behindertenausweis kostenlos rein. Bei den Deaflympics haben sie sich vorgenommen, mehr Medaillen zu holen als ihr Vater früher, da sind sie ehrgeizig. Es ist aber nicht nur ein familieninterner Wettkampf. Die Eltern sollen stolz auf sie sein.

Sie spielen nicht nur im Gehörlosenverein, sondern auch mit Hörenden, das war ihrem Vater sehr wichtig. Kevin übersetzt dort manchmal für seinen Bruder. Sie könnten ganz normale Jugendliche sein, aber wenn man nicht hören kann, darf man nicht von der Bundesliga träumen. Vom Bundesligisten Hoffenheim kamen sie einmal, um Robin spielen zu sehen, wollten ihm danach ein Angebot machen, das war, bevor sie wussten, dass er nichts hören kann. Und Kevin durfte als Zehnjähriger zum Probetraining bei seinem Lieblingsverein KSC. Nach einer Weile sagten sie,

er sei technisch zu schlecht. Sein Vater, der sonst so ruhige, hatte sich damals sehr aufgeregt, mein Sohn ist technisch stark! Nur Kevins hörenden Onkel erzählten sie später, sie hätten Bedenken ihn spielen zu lassen, was, wenn er die Zurufe nicht höre, lieber nicht.

Die Brüder sind ehrgeiziger als andere Spieler, jeder auf seine Weise. Robin, der Ältere, steht manchmal auf dem Platz und brüllt seinen Ärger heraus, „für ihn ist jedes Spiel ein Endspiel“, sagt ein Mitspieler. Kevin dagegen diskutiert eher mit dem Schiedsrichter, schimpft, wenn es mal nicht so läuft, wie er sich das vorstellt. „In meiner Jugendzeit habe ich oft eine gelbe Karte wegen Meckerns gekriegt“, sagt er und klingt dabei wie ein alternder Fußballprofi kurz nach Karriereende. Bei diesem Turnier ist das anders, hier weiß er, wie gefährlich eine gelbe Karte sein kann. Im Spiel gegen Irak bekam er trotzdem eine. Er hatte den Abpfiff nicht gesehen, rannte weiter. Als er es dann mitbekam, packte ihn die Wut und mit voller Wucht schlug er den Ball weg. Das ganze Spiel

über war er schon abgelenkt gewesen, hatte unter den Fans immer wieder nach seiner Freundin gesucht, weil er nicht wusste, dass sie krank war an dem Tag, ärgerte sich gleichzeitig über sich selbst, weil er unkonzentriert war. Kevin hat sich zuhause neben sein Bett sein Motto gemalt, ‚Wer kämpft, kann verlieren, wer nicht kämpft, hat schon verloren‘. In dem Spiel gegen Irak schoss er dann in der zweiten Halbzeit sein erstes Länderspieltor. Es geht um gewinnen oder verlieren – aber es geht auch um mehr als das. „Wenn wir Gold holen, interessiert man sich in Deutschland vielleicht ein bisschen mehr für uns“, sagt Kevin. Sie sind zwar in der Nationalmannschaft, doch das Land, für das sie spielen, kennt sie nicht. Dabei gibt es die Deaflympics schon seit fast hundert Jahren, länger als die Paralympics, auf die hier alle neidisch schauen, wegen der Sponsoren, der hohen Prämien, der Aufmerksamkeit der Medien.

Kevin ist das erste Mal bei den Deaflympics und irgendwie enttäuscht. Sein Bruder hatte ihm begeistert erzählt, wie es vor vier Jah-

„ WENN WIR  
GOLD HOLEN,  
INTERESSIERT  
MAN SICH IN  
DEUTSCHLAND  
VIELLEICHT  
FÜR UNS “

**JUBEL** nach dem gewonnenen Elfmeterschießen. Robin mit der Nummer 12 kann es kaum fassen

**BESPRECHUNG IN DER HALBZEIT**

Kevin (rechts) diskutiert mit einem Mitspieler. Alle Hände in die Mitte: Ritual vor Spielbeginn



ren in Taiwan war: Auf den Straßen nach Autogrammen gefragt zu werden, sich endlich als deutscher Nationalspieler zu fühlen. Das ganze Land feierte mit, überall in Taipeh hingen Plakate, und die Abschlussfeier war so pompös wie bei den normalen olympischen Spielen. Es war ein Jahr nach den Wettkämpfen in China und Taiwan wollte offenbar nachziehen. So ähnlich hatte sich Kevin das auch in Bulgarien vorgestellt, doch am Flughafen in Sofia weist nur ein kleines Schild zwischen Personaleingang und Toiletten auf die Deaflympics hin. Medien sind wenige da, in Sofia nicht und in Pravets erst recht nicht. Hier gibt es keine Läufer mit Beinprothesen wie bei den Paralympics, man kann die Gleichgewichtsprobleme, die viele Spieler haben, nicht mit der Kamera zeigen. Gehörlosigkeit ist unfotogen. „Es ist, als würden wir unsichtbar spielen“, sagt Kevin. Er fühlt sich manchmal, als wären das alles nur Spiele für den Verein – nicht für Deutschland.

Ein paar Minuten von den Sportplätzen entfernt liegt das Luxusho-

tel RIU Resort, in dem die Mannschaften untergebracht sind. An den Balkonen hängen die Flaggen der Länder, viele blau-gelbe vom Titelverteidiger Ukraine, neben Socken und gewaschenen Trikots. Kevin und Robin teilen sich ein Zimmer im ersten Stock. Die Atmosphäre im Hotel erinnert ein bisschen an eine Klassenfahrt. In der Lobby hängt nach ein paar Tagen ein Zettel: Den Spielern ist es ab sofort nicht mehr erlaubt, mit nacktem Oberkörper durch die Flure zu laufen. Jeden Abend um halb zehn stehen die Nigerianer auf den Rasenterassen hinter dem Hotel und beten, tief versunken neben gestutzten Buchsbaumbüschen und laut lachenden russischen Touristen. Einige Ägypter kommen dazu und verbeugen sich mit ihnen über den See und die Sportplätze hinweg, nach Mekka. Auf einem Balkon unterhält sich eine japanische Spielerin mit ihren Mannschaftskolleginnen vom Zimmer schräg unter ihr, das Licht der Scheinwerfer, die das Hotel nachts anstrahlen, wirft die Schatten ihrer Worte auf die Hotelwand. Unten stehen der

argentinische Trainer und der deutsche Kotrainer, ihre Hände beteuern gegenseitiges Verständnis, die Bedingungen für Gehörlosensport sind überall schlecht.

Die Gebärdensprache ist das Esperanto der Gehörlosenwelt. Es gibt verschiedene Sprachen, sogar Dialekte, doch die Spieler können sich alle gegenseitig verständigen. Zuhause in Karlsruhe ist das für Kevin anders. „Ich lebe in drei Welten“, sagt er, „in der hörenden, der Schwerhörigen und der Gehörlosenwelt“. Er bewegt sich in ihnen mit einer Lässigkeit, als gäbe es keine Grenzen, keine Schallmauern zwischen Geräuschen und der Stille, in der seine Familie lebt, in der die Hände Sätze bilden und das Gesicht ein Fragezeichen sein kann. Kevins Freundin ist schwerhörig wie er und wenn er mit ihr redet, dann gebärdet er manchmal gleichzeitig, es passiert unbewusst. Nimm die Hände weg, sagt sie dann, wir wollen doch eigentlich miteinander sprechen, später im Beruf können wir ja auch nicht gebärdern.



**KÄMPFEN** Kevin Bayer (Mittelfeld)



**FOUL** Marc Christ (Abwehr)



**GRÄTSCHEN** Andras Fischer (Mittelfeld, Kapitän)



**FALLRÜCKZIEHER** Firat Kaya (Angriff)



**RAUMDECKUNG** Fillip Kieffer  
(Innenverteidiger)



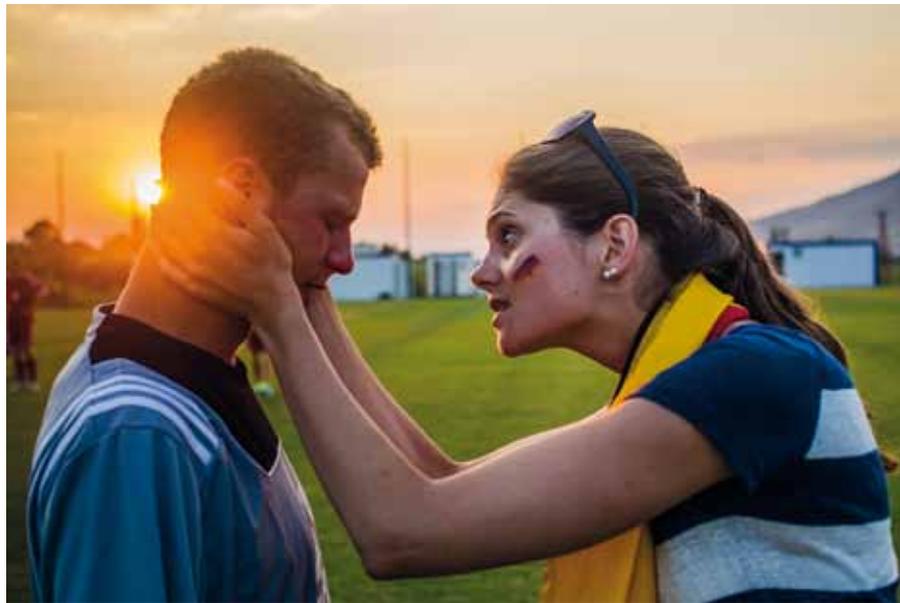
**VORLAGE** Robin Bayer (Angriff)



**KOPFBALL** Benjamin Christ  
(Angriff)



**ABSEITS** Edris Saighani  
(Mittelfeld)



**ENTTÄUSCHUNG NACH DEM VERLORENEN SPIEL** Kevins Freundin tröstet Robin, für den der Traum von der Goldmedaille nun zum zweiten Mal geplatzt ist

**RÜCKFAHRT INS HOTEL**

Im Bus wird noch lange über das Spiel diskutiert, mit aufgeregten Gebärden und großen Emotionen.

Es ist der Morgen vor dem Halbfinale, die nächsten Gegner sind die Russen, gegen die sie schon zweimal verloren haben. Kevin ist angespannt. Die russische Mannschaft hat viel Geld und eine lange Vorbereitungszeit, nicht nur drei Wochenenden wie die Deutschen. „Die mussten auch keine 300 Euro aus eigener Tasche zahlen wie wir“, sagt Kevin. „Deutschland hat noch nie Gold gewonnen, wir könnten Geschichte schreiben, Robin und Kevin Bayer!“ sagt Kevin und die Brüder lachen, aber meinen es ernst, Robin hat sogar Boxershorts in Deutschlandfarben.

Bei der Besprechung vor dem Spiel hebt der Trainer beide Hände in die Höhe, alle tun es ihm nach, es ist ihr Begrüßungsritual. Zürich ist der unbekannteste Fußball-Nationaltrainer Deutschlands. Seit er vor zwölf Jahren den Job übernahm, gewann die Mannschaft erstmals Titel, sie wurden Weltmeister und Europameister. Bei den Deaflympics, der wichtigsten Veranstaltung im Gehörlosensport, reichte es nur zur Bronzemedaille. Er ist ein Taktikfuchs, sagt Robin, sie bewun-

dern ihn beide sehr. Wenn Zürich von seiner Mannschaft spricht, folgen alle Augen den Bewegungen seines Körpers, hängen an seinen Lippen. Das Mundbild ist wichtig. Es zeigt, wie Worte geformt werden, die Zunge ist ein wendiger Dirigent der Laute. Er spricht mit leiser Stimme, seine Gebärden begleiten die hörbaren Worte. Wenn ein Spieler eine Frage hat, steht er auf, damit ihn alle verstehen können. Wir sind jetzt stark, weil wir eine Mannschaft sind, sagt der Trainer. Seine Gebärde ist ein großer Kreis, schließt alle mit ein. Kevin, du spielst im Zentrum, sagt er, ich weiß, du möchtest mehr machen, aber wir brauchen einen, der aufräumt. Kevin nickt ernst und kaut an den Fingernägeln.

Über dem Feld hängt ein schwüler Schleier. In dem kleinen Bistro bei den Sportplätzen haben sie sich längst auf die Wettkämpfe eingestellt, die Kellnerinnen gestikulieren nur noch, selbst wenn sie angesprochen werden und verkaufen geschäftig kalte Softdrinks. Heute sind mehr Zuschauer gekommen als sonst, Verwandte der Spieler

und andere Mannschaften, das deutsche Team ist jetzt so was wie ein heimlicher Favorit. In der 19. Minute fällt das erste Tor für Deutschland. Bald darauf wird Robin gefoult, rote Karte für Russland. Der Trainer schwenkt die Arme, zurück, zurück. Doch kaum eine Minute später gibt es Gelbrot für Deutschland, jetzt spielen sie zehn zu zehn, doch immer noch führen sie.

Weiter kämpfen – beide Fäuste aufeinander – sagt der Trainer in der Halbzeit, Robin, gut gemacht. Robin rennt, knickt um, wird ausgewechselt und liegt keuchend mit durchnässtem Trikot am Boden. Doch gleich haben sie es geschafft. Nachspielzeit, 91. Minute, ein Fehler in der Abwehr und Russland schießt den Ausgleich. Die Mutter hat Tränen in den Augen, hält es kaum aus, es ist das schwerste Spiel für sie, ihre Söhne. In der Verlängerung fällt nach drei Minuten ein russisches Kopfballtor. Robin steht jetzt wieder, rudert mit den Armen, schreit.

Kevin steht in der kurzen Pause einfach nur da und starrt auf den



Rasen, er glaubt nicht mehr daran, dass sie es schaffen, schon wieder 120 Minuten spielen. Ein Mitspieler, der sich im zweiten Spiel den Arm gebrochen hat, geht zu ihm, nicht aufgeben, sagt er, es ist noch nicht vorbei.

Wer nicht kämpft, hat schon verloren.

In den letzten Minuten werfen die Deutschen alles nach vorne, umsonst. Die Russen schießen noch zwei Tore. Auf der Bank beginnt Robin zu wimmern, Abpfiff, Fahنشwenken, aus.

Der Traum von Gold löst sich in Robins Schluchzen auf. Er zieht sich das Trikot über den Kopf, nichts sehen können heißt auch, nichts hören können. Verloren stehen die Spieler am Platz, sinken zu Boden, der Trainer muss schlucken. Eltern und Freunde laufen aufs Spielfeld, umarmen und trösten. Kevin wendet sich ab, geht mit schweren Schritten zur Eckfahne, wo er niedersinkt, die Enttäuschung sitzt wie ein Klumpen in seinem Hals, macht ihn sprachlos und leer. Er versucht angestrengt, die Tränen zurückzuhalten, erst als

seine Freundin zu ihm kommt, ihn streichelt und mit der Deutschlandfahne einhüllt, kann er nicht mehr und weint. Aus. Vorbei.

Der Finger am Kinn entlang gezogen, das ist die Gebärde für Russland. Es gibt viele Worte für Niederlage, eines ist, nur wenig tiefer, der Finger über den Hals.

Sie werden noch lange über dieses Spiel reden, im Bus mit aufgeregten Armen, die schnell durcheinander gestikulieren, mit ungeduldigem Winken, wenn man etwas sagen will. Sie werden sich Vorwürfe machen und Klaus Heckenberger wird weinen, ein trauriger Clown, sein versuchter Fallrückzieher, warum hatte er den gemacht. „Wir sind einfach alle zusammen schuld. Wir gewinnen gemeinsam, wir verlieren gemeinsam“, sagt Kevin, als müsste er auch sich selbst überzeugen. „Und jetzt müssen wir nach vorne schauen, sonst verlieren wir auch noch Bronze.“

Das Spiel um den dritten Platz ist das einzige, das in Sofia stattfindet. Das National Stadion ist für die Mannschaft der erste Hauch

von Olympia, die Flutlichter, der Aufgang von der Kabine, die jubelnden Fans, die Siegerehrungen. Auch wenn nur eine Tribüne mit Zuschauern besetzt ist und das große Rund des Stadions wie ein Geisterstadion wirkt.

Das Spiel gegen Ägypten gewinnen sie.

Bei der Siegerehrung ballt Robin seine Hände zu Fäusten und streckt sie in die Höhe, Kevin strahlt und klatscht, als er auf dem Podest steht. „Schon ein geiles Gefühl“, meint er. „Und zumindest hatten wir mehr Fans als die Russen!“

Wie vor vier Jahren haben die Russen im Finale gegen die Ukraine gespielt und diesmal Gold gewonnen. Nach der Siegerehrung geht die deutsche Nationalmannschaft mit ihren Medaillen um den Hals im Imbiss „Gyros Planet“ in der Nähe des Stadions essen. „Pork?“ fragt der Verkäufer und hält sich die Hand an die Nase, „or chicken?“ und imitiert Flügelschlagen.

Später bei der Abschlussfeier tauscht Robin sein Trikot mit einem Venezolaner, alle Mannschaften feiern sich auf dem Spielfeld,

das Feuerwerk ist so mickrig wie ein Tischfeuerwerk und die Organisatoren scheinen alle hörend zu sein, so viele Lautsprecherdurchsagen gibt es. Kevin wird sich an diesem Abend immer wieder vor die Mannschaft stellen, aufgedreht und glücklich, immerhin hat er seine erste Medaille, auch wenn es nicht Gold ist. „Gebt mir ein D“ wird er brüllen und die Finger zum D formen, „geb mir ein E, ein U... Deutschland!“

„Nächstes Mal gewinnen wir“ sagt er überzeugt, „dann sind wir ja auch alle älter, ich bin dann 23, im besten Fußballalter.“

Als die Brüder zwei Tage danach in Frankfurt aus dem Flugzeug steigen, haben sie ihre Medaillen um den Hals gehängt. Vielleicht sind ja doch Reporter da. ■



**FRIEDRIKE MAYER** ist nicht mehr nur Fan von Hannover 96 sondern auch von der Gehörlosen-Nationalmannschaft. Sie freut sich schon auf die EM 2015 - in Hannover.

# ADRESSE: HINTER DEM PFLAUMENBAUM LINKS

Hans Anthon Wagner war Chef einer Grafikagentur. Dann schmiss er alles hin und zog in einen Schäferkarren am Rand eines schwäbischen Naturparks. Den genauen Ort hält er geheim, die Menschen würden scharenweise kommen, fürchtet er. Sie würden wissen wollen, warum er seit fast vierzig Jahren auf vier Quadratmetern lebt und ob das ein gutes Leben ist.

FOTOS ULI REINHARDT



# H

inter dem Pflaumenbaum links, dann rechts am Walnussbaum vorbei, ein paar Schritte durch struppiges Gras, dann steht er auf der Lichtung, die sein Wohnzimmer ist. Grüne Büsche als Wände, der Himmel als Decke. Hans Anthon Wagner, schwäbischer Einsiedler, setzt sich auf seine Bank an den kleinen Holztisch. Schafgarbe streift seine Beine, die Grillen knattern. Niemand soll wissen, wo genau die Wiese liegt, die Menschen würden scharenweise kommen, glaubt er.

Wenn ein Mann seit fast vierzig Jahren an einem Hang in einem Schäferkarren lebt, 3,6 Quadratmeter groß, finden die Leute das irgendwie faszinierend. Sie wundern sich, wie jemand so wohnen kann, ohne Strom, ohne Wasseranschluss, mit so wenig Platz. Dabei ist seine Wohnung weit wie die Welt. Hans Anthon Wagner sitzt draußen vor seinem 150 Jahre alten Schäferkarren, einem hölzernen Wagen mit Schornstein und zwei Rädern. Er blickt durch seine runde Brille hinunter ins Tal, über die braunen Felder und die bewaldeten Hügel. Das ist es, was sein Leben hier ausmacht, er sitzt. Und schaut.

Einmal konnte er beobachten, wie eine Rentnergruppe die Wege und Büsche am Hang absuchte, wild entschlossen ihn zu besuchen. Sie hatten im Dorf gefragt, wo der Schäferkarren steht. Doch die Bewohner hatten geschwiegen. Sie

**DRAUSSEN** Hans Anthon Wagner sitzt am liebsten vor seinem Schäferkarren und schaut in die Weite. Ab und zu besuchen ihn Tiere in seinem Idyll, die neuesten Gäste sind zwei Katzenjunge

wissen, dass Anthon lieber allein ist. Die Rentner fanden ihn nicht, und wahrscheinlich hätten sie sowieso keine Antwort bekommen auf ihre Frage: Wieso leben Sie so?

In dem Jahr, als er zum ersten Mal in dem Karren übernachtete, war Deutschland gerade Fußballweltmeister geworden, mit Uli Hoeneß auf dem Spielfeld. In Amerika trat Präsident Nixon wegen der Watergate-Affäre zurück. Hans Anthon Wagner war Grafiker, 29, Chef einer kleinen Werbeagentur, die er während des Studiums gegründet hatte. Mit dem Fahrrad fuhr er manchmal die Gegend ab, von Tübingen bis zur Schwäbischen Alb, und zeichnete Häuser. Er fand es wichtig, den Charme der Fachwerkhäuser für die Nachwelt festzuhalten. Auf einem dieser Ausflüge hatte er den Karren entdeckt, ausrangiert im Hof eines alten Schäfers. Dessen Sohn zog längst mit einem Wohnmobil von Weide zu Weide. Der alte Schäfer bemerkte das Interesse des Fremden, und als sie beim Bier zusammen saßen, sagte er: Du kannst ihn haben, wenn du ihn in Ehren hältst und einen guten Platz findest.

Hans Anthon Wagner, 68, öffnet die Tür zu seinem Schäferkarren, duckt sich und tritt ein. Würde er die Arme ausbreiten, könnte er die hölzernen Wände berühren. Das Bett ist so lang wie das Zimmer, zwei Meter, er kann sich gerade so darin ausstrecken. Schlank ist er und groß, 1,82 Meter, er trägt eine karierte Weste und einen grauen Schnauzer. Ein gusseiserner Ofen mit einem Teekessel schmiegt sich in die Ecke. Manchmal köchelt darauf Kaffee oder Pfefferminztee. Hans Anthon Wagner lässt sich auf der Sitztruhe an dem kleinen Tisch nieder und schmiert ein Brot. Dann nimmt er sein Lieblingsbuch aus dem Regal über dem Bett und steigt wieder hinaus, mit Käsebroten und dem Philosophen Arthur Schopenhauer.

Schopenhauer schreibt: *Das Streben sehen wir überall kämpfend, also immer als Leiden.* Anthon Wagner schreibt auch, kleine Gedichte: *Der Deutsche mag den Apfel sehr, doch hat er ihn, dann will er mehr.*

Als junger Grafikdesigner wollte er probieren wie es ist, sich von

WENN ER  
DURST HAT,  
TRINKT ER  
REGENWASSER,  
WAS ER  
SONST NOCH  
BRAUCHT,  
KAUFT ER BEI  
PENNY EIN



**DRINNEN** Am Esstisch hält sich der Einsiedler nur auf, wenn es regnet. Er liest dann gerne Bücher des Philosophen Arthur Schopenhauer

Dingen zu lösen und mit dem Nötigsten auszukommen. Eine Herausforderung, ein Spiel. Schaffe ich das, einen Herbst lang im Schäferkarren? „Erst war es reiner Ehrgeiz“, sagt der Einsiedler. „Doch es wurde immer schöner.“ Für den jungen Anthon war jede Nacht im Karren ein Nervenkitzel, er lag wach und lauschte den Geräuschen im Gebüsch. Der alte Wagner lässt sich gerne vom Knacken der Zweige in den Schlaf ziehen.

Schopenhauer schreibt, *nur in der Einsamkeit kann jeder ganz er selbst sein; in ihr allein ist Freiheit.* Und Hans Anthon Wagner sagt, „Ich bin nicht menschen-scheu, ich fühle mich einfach nur wohl mit mir.“

Er fängt das Regenwasser in einem Eimer auf und trinkt es, im Winter wäscht er sich mit Schnee. Aber es geht ihm nicht darum, sich auf die Natur zu besinnen und sich von ihren Früchten zu ernähren. Er kocht nicht gern, das Beet hinter dem Wagen ist verwildert. Der Boden unter der dünnen Erdschicht besteht fast nur aus Kalkstein, da wächst ohnehin nichts. „Ich versorge mich beim Penny am Ortseingang.“ Es geht ihm nicht darum, sich der Gesellschaft zu entziehen. Manchmal trinkt er Bier in der Kneipe. Und an jedem Wochentag spaziert er ins Dorf, kommt abends zurück. Ein Berufspendler. Seit fast vierzig Jahren verdient er das bisschen Geld, das er braucht, mit sei-

ner Kunst. Er hat ein Atelier im Haus von Verwandten, *Kunst im kleinen Bildformat*, steht auf dem Schild. Er zeichnet Miniaturen. Zehn mal zehn Zentimeter sind die Rahmen groß, winzig die Stadtansichten und Figuren, die sie bevölkern. „Ich brauche nicht viel Platz“, erklärt er, als beantworte das alle Fragen.

„Die Menschen wollen von mir ein Rezept für das gute Leben“, sagt der Einsiedler ein bisschen verwundert, denn er tut ja nichts Besonderes, außer auf der Bank über dem Tal zu sitzen. Wenn er auf Lesungen Gedichte aus seinem Buch vorträgt, der *Schäferkarren-Philosophie*, kommen hinterher immer einige zu ihm, die auf der Suche sind nach Ruhe oder anderen Dingen. „Die wollen am liebsten mit mir tauschen.“

Als der junge Anthon sich entschied, ganz in den Schäferkarren zu ziehen, gab er seine Wohnung auf, verkaufte sein Auto und schenkte seine Firma den Mitarbeitern.

„Man muss sich selbst genug sein“ sagt er. Das muss als Erklärung genügen. In der *Schäferkarren-Philosophie* gibt es ein Gedicht, das geht so:

*Wer eine Sache schildern will  
Und liefert erst den Kommentar,  
der wär, zum Teufel, besser still  
und Wahres bliebe wirklich wahr.*

W A S E R  
D A C H T E U N D  
F Ü H L T E ,  
W I R D S E I N  
G E H E I M N I S  
B L E I B E N

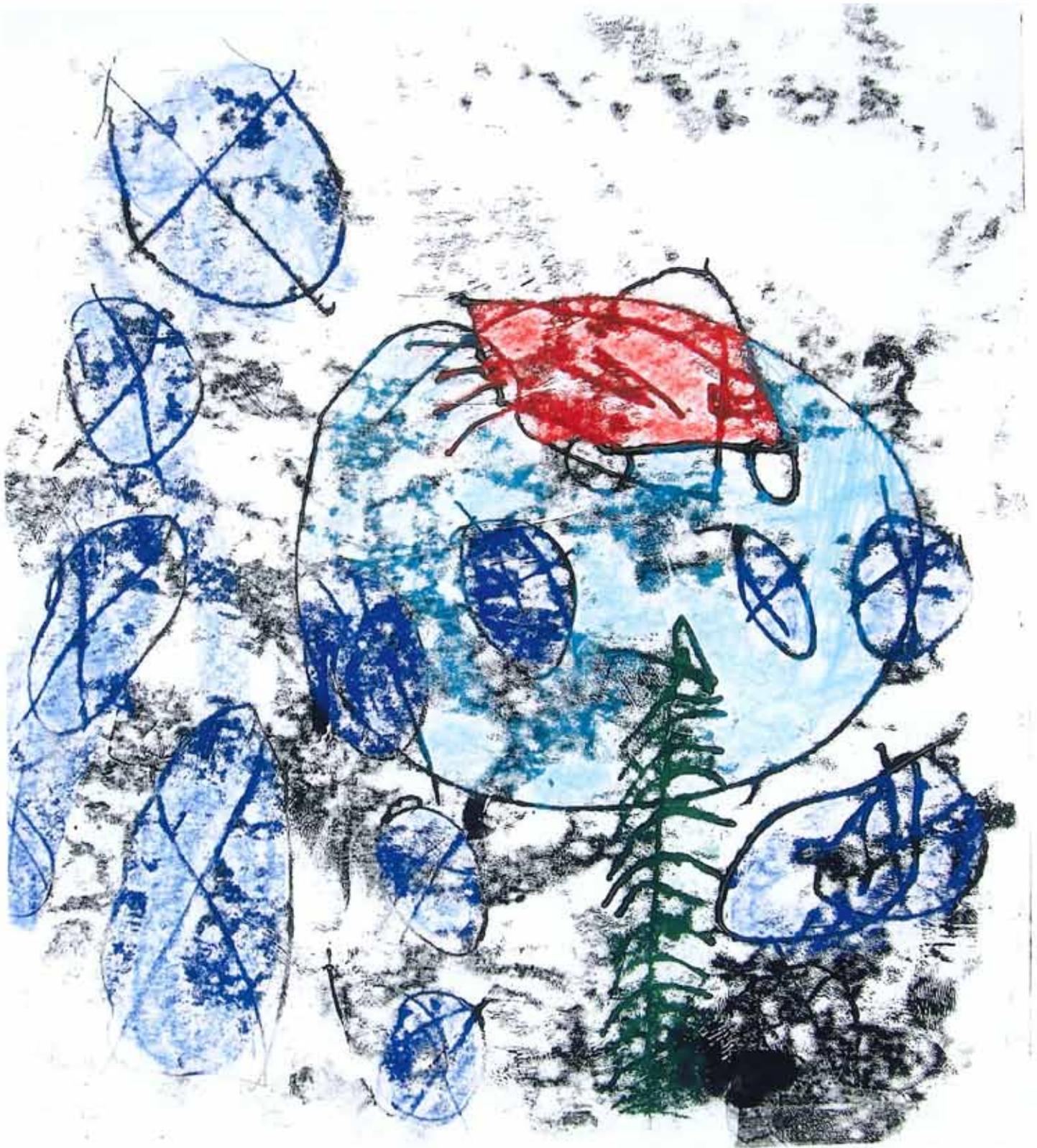


**FARBE** Der Abdruck von Matthias Händen entstand im Werkraum. Jeden Nachmittag beschäftigte sich ein Erzieher mit ihm.

*Warum nimmt sich ein 13-Jähriger sein Leben?  
Matthias war schwierig und er hatte es schwer. Doch was  
geschehen würde, konnte niemand auch nur ahnen, nicht seine  
Großeltern und Eltern, nicht seine Erzieher und Lehrer.*

**TEXT** KARL GRÜNBERG





Auf diesem Bild hat Matthias seine Lebenssituation dargestellt. Er erzählte dazu: „Da ist ein großer Punkt, der ist wichtig. Da hat es auch noch viele kleine wichtige Punkte. Dann ist da auch noch der Rennwagen, der die einzelnen Punkte verbindet.“

# M

Matthias\* steht auf dem Bahnsteig, von hier aus kann er das Städtchen sehen, in dem er aufgewachsen ist. Er trägt einen dunklen Armeeparka, auf dem Rücken seinen Schulranzen. Es ist kühl an diesem Frühlingmorgen, ein Dienstag. In den Bäumen liegt noch der Frühnebel. Der Zug kommt, die Türen öffnen sich, Matthias steigt ein. Langsam verschwinden die Häuser hinter ihm, eines davon ist das alte Bauernhaus seiner Großeltern. Es ist das letzte Mal, dass er sich auf den Weg in die Schule macht, erst vier Stationen mit der Bahn, dann mit dem Bus.

„Matthias Clemens Wolf“ steht auf dem Holzkreuz. Geboren 2000, gestorben 2013. Jemand hat einen gestreiften Stoffiger auf das Grab gelegt und einen Korb mit Muscheln hingestellt. „Denn es geschehen Dinge, die wir nicht begreifen können“, hieß es in der Todesanzeige. Matthias hat sich das Leben genommen. Warum begeht ein Kind von 13 Jahren Suizid? Eine Spurensuche beginnt: Da sind die Großeltern und die Eltern, die Lehrer, Erzieher und Mitschüler – so viele Menschen, so viel Trauer und so viele Schuldgefühle.

„ICH HABE IHN GEMOCHT, WIR WAREN BEIDE AUSSENSEITER, ER WAR MEIN FREUND, AUCH WENN ER FIES SEIN KONNTE. EIN MITSCHÜLER“

Tag 1, Dienstag, 7.50 Uhr: Matthias geht in die fünfte Klasse einer Förderschule. Der Unterricht beginnt. Sieben Tische, einer für jedes Kind, der von Matthias steht hinten links. Morgens braucht er immer eine Weile. Während die Klasse schon arbeitet, hat er noch den Kopf auf das Pult gelegt und verbirgt sich hinter seinen verschränkten Armen. Er ist auf Tauchstation. Die anderen Kinder ignorieren ihn. Sie kennen das. Matthias muss weniger machen als sie. Seine Aufgaben sind leichter als ihre. Immer gibt es Ärger mit ihm. Die Lehrerin hat eigens eine Ecke für ihn eingerichtet. Abgeschildert durch eine Arbeitswand hat er dort sein kleines Reich. Hierhin kann er sich zurückziehen, wenn er unruhig wird.

Wenn die Lehrerin an seine Zukunft denkt, sieht sie ihn im Freien, in Bewegung, bei Arbei-

ten, die seine Hände beschäftigen. Eine Ausbildung zum Gartenfachwerker würde er schaffen. Doch Matthias bekommt diese Wutanfälle. Wenn er glaubt, dass ihn jemand provoziert, ihn angreift, „muss“ er sich verteidigen. Dann schimpft er einen Mitschüler „Ausländer-schwein“ oder seine Lehrerin „Fotze“. Wenn er vergessen hat, seine Tabletten zu nehmen, brüllt er los, rennt herum, springt über Tische, stößt Tiergeräusche aus, ist nicht mehr zu bändigen. Wie ein Rennauto ohne Bremse und Lenkrad, das auf eine Wand zurast. Matthias hat ADHS, das Zappelphilipp-Syndrom, ist hyperaktiv, un- aufmerksam, wütend. Die Lehrerin fragt sich, ob Matthias auf einer Sonderschule nicht besser aufgehoben wäre.

Manchmal schlägt Matthias zu: „Ich weiß, das ist falsch, aber ich werde so wütend, ich kann nicht anders“, hat er einmal gesagt. Wenn er es

MATTHIAS  
SAMMELT,  
SCHLÜSSEL  
UND  
SCHLÖSSER  
FASZINIEREN  
IHN, AUF-  
SCHLIESSEN,  
ZUSCHLIESSEN,  
SICHERN.

nicht mehr aushält, flieht er aus dem Klassenraum und rennt nach draußen auf das Gelände. Ein kleiner Mensch auf der Flucht. Er versteckt sich auf dem Spielplatz oder hinter den Büschen. Er darf das, alle hier wissen, dass es ihm guttut. Aber wiederkommen muss er, sobald er sich beruhigt hat, spätestens nach einer halben Stunde. Anschließend will er sich entschuldigen, weiß aber nicht wie. Er gibt seiner Lehrerin die Hand oder bleibt in ihrer Nähe, abtastend, ob sie noch böse auf ihn ist. Oder er fragt nach Strafarbeiten, will etwas abschreiben, für ihn fühlt sich das am meisten nach Bestrafung an. Auch an diesem Dienstag knallt es, „nur ein kleine Auseinandersetzung“, sagt die Lehrerin. Doch Matthias will unbedingt noch seine Strafe bekommen. Dreimal erinnert er sie daran, bis sie ihm eine Seite aus dem Deutschbuch zum Abschreiben aufgibt.

*Ich stehe mit der Lehrerin in dem Klassenraum. Sie hat Matthias Bilder abgehängt, seine Sachen in eine Box gepackt. Die Großeltern sollen sie bekommen. Ein Jungenleben in einer Schachtel. Draußen vor dem Fenster wächst ein kleiner Kirschbaum, den haben sie für Matthias gepflanzt. „Wir müssen jetzt nach vorne schauen“, sagt die Lehrerin. Sie zwingt sich zur Ruhe, kontrolliert ihre Stimme. Sie erzählt, wie sie immer wieder vor Matthias stand und nicht mehr wusste, wie sie reagieren sollte. Wie sie nur langsam gelernt hat, seine Stimmungen zu lesen, um ihn dazu zu bewegen, ein bisschen Mathe zu machen. Wie sie sich in ihrer Verzweiflung seine Akte angeschaut hat. Das macht sie sonst nie, sie will nicht, dass ein lebendiges Kind zu einem Aktenkind wird, zu viele kalte Begriffe: „Seit der ersten Klasse steht da über Matthias das Gleiche drin“, sagt sie, „kaum Veränderung, nichts.“*

„DU WIRST UNS SEHR FEHLEN, DIE RUHE IM HAUS UND DER SCHMERZ IN UNSEREN HERZEN SIND UNERTRÄGLICH. OMA UND OPA.“

Auch zu Hause, im alten Haus der Großeltern, hat Matthias sein Reich. Sein Zimmer ist ihm heilig. Hier lässt er keinen ohne seine Erlaubnis herein. Matthias sammelt, was er nützlich findet: alte Handys, eine ausgediente Schreibmaschine, Schlüssel und Schlösser faszinieren ihn. Drei Dutzend hat er davon. Aufschließen, zuschließen, sichern. Das alte Bauernhaus ist selbst eine Festung, dicke Mauern, kleine Fenster. Der Großvater hat es renoviert, zwei Jahre hat er dafür gebraucht. Matthias mag seinen Großvater, dicker Bauch, dicke Arme, wenige Worte. Lieber tut er etwas. Er arbeitet in der Nachtschicht bei einem Autobauer. Matthias will auch dort arbeiten, wenn er groß ist. In der Garage steht ein kleiner, alter Traktor, den sie beide zusammenschraubt haben.

Matthias hört gern Rapmusik, die Boxen voll aufgedreht. Sido findet er gut, der ist stark, genauso wie Balotelli, der schwarze Fußballer aus Italien, der mit den Muskeln, der gegen Deutschland zwei Tore geschossen hat, der ist auch stark. Matthias hätte gern die gleiche Frisur wie Balotelli.

Wenn Matthias zu Hause seine Wutanfälle bekommt, schreit er seine Oma an, „du Hure“. Danach tut es ihm leid. Zur Oma geht er, wenn er in den Arm genommen werden will. Nachts, wenn er sich gruselt oder wenn es gewittert, kriecht er zu ihr unter die Bettdecke. Sie beschützt ihn, dann ist er wieder ihr kleiner Junge. Vor ein paar Monaten gab es eine Übernachtung in der Schule. Die Großeltern waren besorgt, Matthias braucht noch eine Windel. Doch abends, kurz vor dem Schlafengehen, kam er allein von der Toilette zurück, grinste, hob sein Hemd hoch und zeigte der Lehrerin die Windel. Ich habe alles im Griff, sollte das heißen. ▶

Solange er jünger war, konnten die Großeltern mit seinen Eigenheiten umgehen. Ihn morgens einfach in Ruhe lassen, sein Zimmer als sein Reich respektieren, ihm gut zureden. Jetzt, wo er sich verändert, in die Pubertät kommt, reicht das nicht mehr. Vielleicht, so die Überlegung, wäre Matthias in einem betreuten Jugendwohnen besser aufgehoben.

*Ich stehe vor dem Haus der Großeltern. Überall offene Türen, ich kann in den Flur schauen, in die Garage, in den Keller, stelle mir vor, wie der Opa dort seine Schlangen füttert, wie die Oma hinter den weißen Gardinen Essen macht. Ich könnte jetzt die Treppe hochlaufen und klopfen. Aber die Großeltern wollen nicht mehr über ihren Enkel sprechen, sie können nicht mehr. Ich gehe weiter. Am Kindergarten vorbei, in dem es so viel Ärger mit den Erziehern gab, runter zur Bahnstation, von der aus Matthias zur Schule fuhr.*



**TURBOANTRIEB** Matthias feuerroter Rennwagen

„DEIN LACHEN FEHLT MIR SO SEHR, DICH NICHT MEHR HALTEN ZU KÖNNEN, IST SO SCHLIMM, DU WIRST IMMER MEIN SCHATZ SEIN. DEINE MAMA.“

Dreizehn war seine Mutter, als sie mit ihm schwanger wurde. Der Vater war knapp achtzehn. Nach der Geburt wachte der Säugling alle halbe Stunde auf, schrie, ließ sich nicht beruhigen. Die Mutter, selbst noch ein Kind, war überfordert. Heute wohnt sie in einer Nachbarstadt, mit seinen drei Geschwistern und ihrem neuen Freund.

Matthias bewundert seinen Vater, jederzeit würde er zu ihm und mit ihm gehen – wenn der nur wollte. Obwohl sein Vater ihn, als er noch kleiner war, oft geschlagen hat. Obwohl er mit ansehen musste, wie sein Vater seine Mutter schlug, ein Mal, zwei Mal, viele Male. Matthias blieb bei den Großeltern. Das schien allen besser so, das alte Bauernhaus war sein Zuhause geworden. Seine Mutter und seinen Vater besucht er am Wochenende. Er kann sich aussuchen, zu wem er gehen möchte, seine Mutter sieht er häufiger.

*Ich sitze der Mutter gegenüber. Wie soll ich mit jemandem sprechen, der gerade sein Kind verloren hat? Hübsch ist sie, hat sich geschminkt, auf den Armen hat sie Tattoos, Sterne sind dabei. Matthias jüngerer Bruder sitzt vor dem Fernseher und spielt Playstation. Der Freund der Mutter steht in der Küche und raucht. Welche Bilder tauchen vor ihren Augen auf, wenn sie an Matthias denkt? Spontan kommt von ihr: Matthias, der wie ein Verrückter Rad fährt, Matthias, der mit seinem Bruder Süßigkeiten teilt. Doch plötzlich kippen ihre Erinnerungen. Sie springt zu Matthias Vater, wie er schlägt, wie er sich nicht kümmert. Auf einmal ist eine Wut im Raum, die alle anderen Bilder wegschüttelt. Matthias Bruder protestiert. Es ist auch sein Vater und er will ihn verteidigen. Doch gegen die Wut hat er keine Chance.*

„ABER DAS TRAUIGSTE IST, DASS DU DER BIST, DEN ICH IN DER TAGESHILFE AM MEISTEN MOCHTE UND JEDER EINZELNE SCHÖNE MOMENT WAR DER BESTE. DEIN FREUND.“

12.15 Uhr: Die Schule ist zu Ende. Matthias hat seine Strafarbeit bekommen und läuft hinüber in die Tageshilfe, einer speziellen Nachmittagsbetreuung. Drei Erzieher, eine Praktikantin und eine junge Freiwillige kümmern sich um acht Jungs. Über die Straße, nach rechts, nach links, zur Haustür rein, die Treppe hoch, schon ist Matthias da. Im Gang hängt ein Bild, das hat er gemalt. Ein feuerrotes Rennauto mit Turboantrieb. Er ist der Älteste in der Gruppe und seit sechs Jahren dabei, von allen Kindern am längsten. Doch nach diesem Schuljahr ist definitiv Schluss, dann ist für ihn die Altersgrenze erreicht. Morgen soll es deshalb ein Gespräch mit dem Jugendamt geben. Alle kommen zusammen, die Großmutter, die Mutter, der Erzieher, die Lehrerin und Matthias selbst. Sie wollen beraten, wie es weitergehen soll.

Mittagstisch, die Jungs, wilde Kerle mit Engelsgesichtern. Matthias kommt herein, vibriert vor Unruhe. Mit tiefer verstellter Stimme sagt er: „Ich schlag dich zusammen, ich schlag dich zusammen, ich hole meinen Vater, der schlägt dich zusammen.“

„ERST WAR ER MONATELANG MISSTRAUISCH, DANN HAT ER SICH HELFEN LASSEN UND AM ENDE HAT ER MIR GEHOLFEN. JUNGE FREIWILLIGE“

Beim Essen reden alle Kinder durcheinander: Einer fühlt sich angegriffen, der andere kontert, drei wollen wissen, wie heute das Programm aussieht. Wie ein Pingpongspiel und jeder hat einen Ball. Matthias redet ununterbrochen mit. Er redet viel, aber nur sehr wenig über sich, nicht darüber, wie es ihm geht, nichts über das, was er erlebt hat.

Einmal haben sie in der Tageshilfe Weihnachtskarten gemalt. Der Erzieher zündete eine Kerze an und erzählte die Geschichte von Maria und Joseph. Matthias malte drauflos, eine Krippe mit einem Baby, dann einen Mann hinter der Krippe. „Das ist Joseph, der beschützt das Baby“, erklärte er dem Erzieher. Danach nahm er einen Pinsel, tunkte ihn in rote Farbe und übermalte das Bild.

*Ich bin in der Tageshilfe. Der Erzieher sitzt mir gegenüber und ich weiß nicht, wo ich hinsehen soll, in seine oder in die Augen von Matthias. Überall hängen Fotos von ihm, er schaut dem Erzieher über die Schulter, sieht ihn von der Seite aus an. Auf der Geburtstagsliste steht noch sein Name. Es ist, als käme er gleich um die Ecke, um seinen Ran-*

zen zu holen. Der Erzieher dreht an seinem Ring, fährt sich mit den Händen durch die Haare. Er geht zum Fenster, zur Kaffeemaschine, wieder zum Fenster: „Schau“, sagt er, „den Zaun habe ich mit ihm gebaut, da haben wir gesägt, während die anderen schon aufgegeben haben.“ Er fragt sich, was er falsch gemacht hat, was er übersehen hat, wie das so plötzlich passieren konnte. Ein diffuses Schuldgefühl macht sich breit. Doch das sprechen wir nicht an. Wir sitzen und schweigen.

15 Uhr: Die Hausaufgaben sind erledigt, Matthias Strafarbeit auch, jetzt ist Freizeit. Er will Lego spielen. Normalerweise vergisst er alles, wenn er mit den Legosteinen Autos, Häuser, ganze Welten baut. In solchen Momenten ist er so in Gedanken versunken, dass er singt oder pfeift. Heute ist es anders: Die junge Freiwillige trifft Matthias im Gang. „Mir ist langweilig“, sagt er, geht in den Keller, greift sich sein blaues Fahrrad, das mit dem elektronischen Tachometer, und trägt es die Treppe hoch. Oben stößt er auf einen Erzieher. Fahrradfahren war heute nicht abgemacht. Er muss sich an die Regeln halten. Matthias zankt nicht, wird nicht wütend, bringt sein Fahrrad in den Keller, stellt es ab – und verschwindet.

15.30 Uhr: Ein Erzieher geht ihn suchen. Aber weil Matthias oft abhaut und sie verbredet haben, dass er auf dem Gelände bleiben und nach „seiner“ halben Stunde zurückkommen soll, warten sie erstmal ab.

16 Uhr: Die junge Freiwillige hat Geburtstag, jeder bekommt einen Muffin. Der von Matthias bleibt übrig.

16.30 Uhr: Die Tageshilfe ist zu Ende. Matthias ist immer noch nicht da. Seine Mappe hat er zurückgelassen. Die Erzieher informieren die Mutter und die Vorgesetzten. Sie gehen ihn noch einmal suchen, überall, wo er sich versteckt haben könnte.

18 Uhr: Die Erzieher fahren nach Hause, die Mutter fährt zu den Großeltern. Er wird bestimmt bald da sein.

21.45 Uhr: Matthias ist nicht gekommen. Die Mutter ruft die Polizei. „Er wird schon auftauchen“, sagt der Beamte am Telefon. Bestimmt übernachtet er bei einem Freund. „Da ist was passiert“, sagt die Mutter. Die Polizei beginnt mit der Suche.

Tag 2, Mittwoch: Die Großeltern kommen in die Tageshilfe. Jetzt hätte das Gespräch mit dem Jugendamt stattfinden sollen. Sie sind aufgelöst, blass, sie zittern. Nie würde Matthias nachts alleine draußen bleiben. Suchmeldungen gehen über Facebook raus. Die Nachricht, dass ein Junge verschwunden ist, verbreitet sich rasend schnell. Vor der Schule taucht ein Kamerawagen auf.

Polizeimeldung: Seit Dienstagmorgen wird Matthias Wolf, 13 Jahre, vermisst. Matthias hat kein Geld und kein Handy dabei. Suchmaßnahmen verliefen ohne Ergebnis. Der Vermisste ist

1,50 Meter groß, schlank und hat kurze, braune Haare. Er trägt einen dunklen Armeeparka, eine schwarze Hose und Turnschuhe.

Die Polizei sucht. Mit Hubschrauber, mit Hunden, am Fluss, im Wald, auf dem Gelände der Schule, in der Nähe des Hauses der Großeltern. Immer wieder fährt die Mutter alle Orte ab, wo sie Matthias vermutet.

Tag 5, Samstag, Abends: Eine Anwohnerin geht einen kleinen Weg entlang, nur hundert Meter Luftlinie von der Schule entfernt. Es ist dämmerig. In den Gebüsch, an einem Schuppen, sieht sie eine Gestalt. Sie geht hin.

Es ist Matthias. Er ist tot. Erhängt.

WENN KINDER  
SICH  
DAS LEBEN  
NEHMEN,  
WOLLEN SIE  
EIGENTLICH  
NUR UM HILFE  
RUFEN.

Tag 7, Montag, 10.15 Uhr: Es ist der erste schöne Tag nach langen Regenwochen. Die Sonne bricht durch die Wolken, es wird warm. Auf dem Schulhof stehen Lehrer und Schüler im Kreis, in der Mitte ein Tisch mit einem Foto von Matthias. Die Schüler umringen ihre Lehrer, halten sich an ihren Armen fest. Ein Pfarrer spielt ein Lied auf der Gitarre. Matthias wird nie mehr wieder kommen, das wissen sie jetzt. Alle schweigen, auch die Kinder, die sonst kaum stillhalten können.

In der Klasse sprechen sie über ihn, schauen auf seinen leeren Stuhl, manche Schüler fragen: Was ist passiert? Wo ist Matthias jetzt? Fragen, auf die ihre Lehrerin keine Antworten hat. Sie fängt an zu weinen.

Abends besucht der Erzieher die Großeltern in ihrem alten Haus. Auch sie suchen nach Erklärungen. Jemand muss ihm Drogen gegeben, ihn angestiftet oder alles arrangiert haben. Doch die Polizei bleibt dabei: Matthias hat sich das Leben genommen.

Tag 8, Dienstag: Die Beerdigung muss vorbereitet werden. Ein Pfarrer kommt. Er schreibt die Trauerrede. Die Familie sitzt zusammen, sucht nach Worten, um zu erklären, was für ein Mensch Matthias war. Es fällt ihnen schwer, erst nach und nach kommen die Erinnerungen, dann sprudeln sie: „Matthias hat sich früh morgens um seinen Bruder gekümmert, hat ihn gewidelt und mich schlafen lassen“... „mir hat er Kaffee ans Bett gebracht und über die Wange gestreichelt“... „er hat der Frau von gegenüber den Schnee weggeschippt“... „im Urlaub auf dem Campingplatz am Meer mit dem Boot, da hat er Muscheln gesammelt, da war er immer fröhlich.“

„Gründe unklar“, lautete die Schlagzeile in der Lokalzeitung. Ich lese Bücher, Fachartikel, spreche mit Experten, doch keine Antwort passt. Ja, Matthias war schwierig und er hatte es schwer. Aber es gibt Kinder, die es noch schwerer haben und sie nehmen sich nicht das Leben. Ich gehe zu einem Psychologen, der eine psychiatrische Klinik für Kinder und Jugendliche leitet. In einem roten Sessel sitzend, höre ich mir kluge Sätze an. Schließlich etwas, das wie eine Erklärung klingt: „Kinder bringen sich eigentlich nicht um, sie wollen um Hilfe rufen oder es allen zeigen.“ Der Psychologe beschreibt, wie sie auf einem Dach stehen, mit dem Gedanken spielen, hinabzuspringen, und erschrecken, weil plötzlich jemand die Treppe hochkommt. Sie probieren aus, wie es wäre wenn und finden dann nicht mehr aus der Situation heraus. War das bei Matthias auch so? Ich verabschiede mich. Die Sonne scheint, ich stelle mir vor, wie Matthias irgendwo da oben herum düst, in seinem feuerroten Rennauto mit Turboantrieb.

Tag 10, Donnerstag, 13.30 Uhr: Matthias wird beerdigt, auf dem Kirchenfriedhof in seinem Städtchen, nur ein paar Minuten vom alten Bauernhaus entfernt. Mehr als hundert Menschen sind gekommen. Neben dem Sarg steht Matthias Fahrrad, sie spielen sein Lieblingslied, 'Follow Rivers', der Pfarrer spricht: „Was in diesem Moment geschah, was Matthias dachte und fühlte, wissen wir nicht. Es wird sein Geheimnis bleiben, das wir zu respektieren haben, auch wenn es schwer fällt.“

Langsam versinkt der Sarg in der Erde. Erst regnet es Rosen, dann Erdklumpen, dann ist es still. ■



KARL GRÜNBERG möchte sich für das Vertrauen bedanken, das ihm entgegengebracht wurde. Nur so konnte die Geschichte von Matthias erzählt werden.

# DAS HERR- GÖTTLE VON EHINGEN

*Verschanzte, versteckt, verstummt. Anton Schlecker hat sein Leben im schwäbischen Ehingen verbracht. Aber seit Europas größter Drogeriekönig Insolvenz anmelden musste, bleibt das Tor zu seiner Villa geschlossen. Niemand hat ihn mehr gesehen und doch ist er in der Kleinstadt auf seltsame Weise präsent.*

FOTOS NIKLAS GRAPATIN

**E**gal wohin man kommt in Ehingen, Anton Schlecker ist überall. Man erkennt ihn im starren Blick seiner ehemaligen Sekretärin, die täglich im Café Miraval sitzt, seit sie nicht mehr „schaffe geht“. Wenn die Sonne scheint wie an diesem Morgen und der Himmel sich in blau-weiß hüllt – den Schlecker-Farben – rührt Ilona an einem der Tische auf der Terrasse in ihrem dritten Cappuccino. Fragt man sie, was übrig blieb von Schlecker, blickt sie hinter der großen, schwarzen Sonnenbrille hervor, lächelt kurz und sagt: „Ich.“ 19 Jahre hat die Sekretärin für Schlecker gearbeitet, davon 18 in der Abteilung für Expansion.

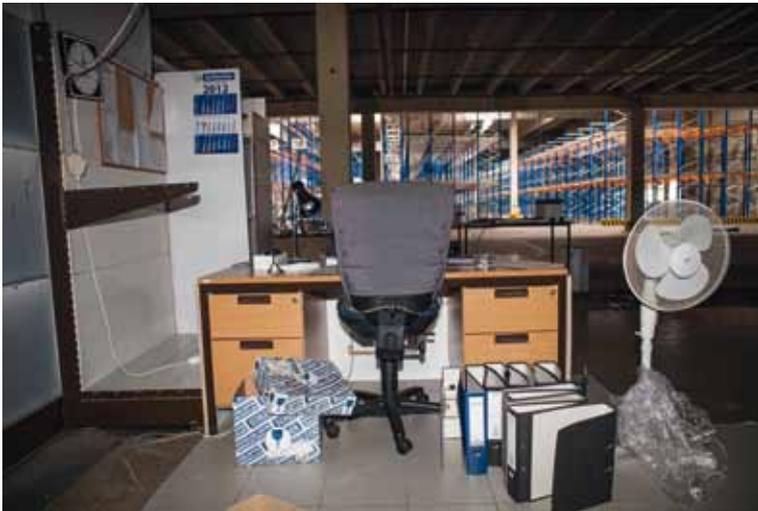
Zehn Meter entfernt ist Anton Schlecker der Grund für den Zorn seiner ehemaligen Verkäuferin aus dem Möbelmarkt-Schleckerland. Im Jobcenter Alb-Donau gilt die Fünfzigjährige mit den fettigen,

kurzen Haaren und der pinken Strähne als „schwer vermittelbar“. Leise sagt sie: „Meinen Namen bitte nicht schreiben.“ Er könnte es ja hören oder lesen, der Allmächtige, und sich dann an ihr rächen. Schlecker, der Herrgott von Ehingen. Niemand sieht ihn mehr, aber er ist immer da.

Anton Schlecker hat sein Leben lang in Ehingen gewohnt. Als sein Unternehmen zur größten Drogeriekette Europas empor stieg und auch, als es wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel, weil Schlecker schon lange nicht mehr so billig war, wie er aussah. Seither verschanzte sich der beratungsresistente Unternehmer von einst hinter hohen Mauern. Graue Mehrfamilienhäuser reihen sich an sein in weiß getünchtes Anwesen am Ammerweg 4, 89584 Ehingen. Das Garagentor ist weiß-rosa gestrichen und trägt ein Schild: „Privatgrundstück – Betreten verboten“. Die Jalousien sind auf Halbmast gesetzt, ▶









**EX-ZENTRALE** Gespenstisch sei die Stimmung im siebenstöckigen Glaspalast, sagen ehemalige Angestellte über die nun fast leere Schlecker-Zentrale. Ab und an soll der Pleitier wie früher mit einem separaten Aufzug von der Garage ins Büro fahren.

KEINE  
FREUNDE,  
KEINE  
SKATRUNDE  
MEHR.  
GANZ ALLEINE  
SITZT DER  
SCHLECKER  
TONI  
JETZT  
ZU HAUSE.

**STADTIDYLLE** Ehingen hat alles, was zu einem beschaulichen Ort im Schwabenland gehört: einen Wochenmarkt, Frauen mit Einkaufskörben, Bänke zum Ausruhen und Souvenir-Läden. Schaustück vor einem Stahlwarengeschäft ist ein roter Rasenmäher. Die Gärten hinter den Zäunen sind liebevoll gepflegt. Ein Sommerfest mit Musik wird vorbereitet und die Kegelrunde diskutiert immer noch leidenschaftlich „die Schande“, die mit der Schlecker-Pleite über die Stadt kam. Das verlassene Büro mit den leeren Regalen und ausgemusterten Aktenordnern in den ehemaligen Lagerhallen zeugt vom Niedergang des blau-weißen Imperiums.

die Vorhänge weit aufgerissen.

Zehn Meter hohe Birken und Lärchen bewachen die Villa wie camouffierte Soldaten. Eine Frau geht vorbei und sagt: „Wundern tut's mich schon, warum noch niemand eine Bombe aufs Grundstück geschmissen hat.“ 25 000 Menschen haben mit der Schlecker-Pleite ihren Job verloren, gut 1 000 waren es in Ehingen. Dem Anton Schlecker gehe es trotzdem noch hervorragend, erzählt man sich im Ort, auch wenn das Amtsgericht Ulm am Mittwoch, den 28. März 2012, um acht Uhr, das Insolvenzverfahren gegen ihn eröffnete.

Nur knapp sechs Kilometer trennen die Villa von den ehemaligen Schlecker-Lagerhallen im Süden der Stadt. Es war der tägliche Weg des ehemals größten Drogeriehändlers Europas, den er mit seinem Porsche Cayenne, Kennzeichen UL-AS 1944, zurücklegte. Dazwischen liegt das Zentrum von Ehingen. Wetterhähne zeigen die Windrichtung auf den Dächern der Fachwerkhäuser, Gartenzäune trennen privaten von öffentlichem Grund. Dienstags und samstags erledigen Frauen in knielangen Sommerrocken und mit geflochtenen Körben ihre Einkäufe auf dem Wochenmarkt. Wenn man sich trifft, lächelt man sich an, sagt „Grüß Gott“, bleibt kurz stehen und schwätzt miteinander.

Als Schandfleck empfinden viele Ehinger die ehemaligen Schlecker-Immobilien, niemand will sie haben. Fast surreal erhebt sich der „Glaspalast“, wie die Einwohner die siebenstöckige Schlecker-Zentrale nennen, aus den Weiden ihrer Umgebung. Hier hat nun Arndt Geiwitz, der Insolvenzverwalter, das Sagen. Eine Handvoll ehemaliger Schlecker-Angestellter zerlegt mit ihm in Stücke, was sie unter dem früheren Chef aufgebaut haben. Gespenstisch sei die Stimmung da drin, zum Fürchten, sagt eine Frau, deren ehemalige Kollegin noch dort arbeitet. Gänge ohne Menschen und leere Zimmer, an deren Türen stehe: „Dieses Büro ist nicht besetzt.“ Anton Schlecker habe noch ein Zimmer im Glasbau gemietet, heißt es in Ehingen. Und ab und an soll er wie früher mit einem separaten Aufzug von der Garage ins Büro fahren.

Am Eingang der ehemaligen Schlecker-Lagerhallen in Ehingen-Berg ist es noch stiller. Das Pförtnerhäuschen ist unbesetzt, Topfblumen hängen nach unten. Im Inneren der Lagerhalle ragen orange-blau gestrichene Regale die hohen Räume empor. Ein Klacken ertönt. Ist da jemand? Nein, denn hier arbeitet niemand mehr, es ist nur Wasser, das vom Dach in die Halle tropft. Auf dem Boden liegen alte Schlecker-Tüten, Fußabdrücke zeichnen sich auf ihnen ab, daneben sind Tampons verstreut und

schlägt die Hände zusammen wie zu einem Stoßgebet, „Gott sei Dank haben wir noch den Liebherr!“ Von seinem Amtszimmer aus zeigt Alexander Baumann nach Norden, zur Zentrale des Kranherstellers. Die Kräne, die dort gebaut werden, seien viel bekannter als Schlecker es jemals war. Liebherr ist nun Ehingens ganzer Stolz.

„Mir tut er unglaublich leid“, sagt die treue Kundin, die 35 Jahre lang nur in den blau-weißen Läden eingekauft hat, während sie Sommerkleider bäugt, wo sich einst

Zeit, als noch der „alte Schlecker“, wie die Ehinger Anton Schleckers Vater nennen, das Sagen hatte. Damals, als man von der Paula Schlecker, der Mutter, immer eine Scheibe Würst geschenkt bekam. So fing alles an.

Seither schlummert Anton Schlecker in der Erinnerung seines ehemaligen Schulkollegen Duffner. Der einstige Bäcker mit dem kugelrunden Bauch wohnt noch immer in der Felchenstraße genau gegenüber von Schleckers Elternhaus und denkt an Anton, den Metzgerlehrling und besten Kopfrechner der Klasse, während er die Mohnblumen gießt. Und wie könnte er den Tag vergessen, an dem Anton Schlecker mit einem nagelneuen weißen Mercedes in seinen Kadett, Baujahr 65, hineinpreschte, aber sofort ausstieg, sich entschuldigte und die Reparatur bezahlte.

„Ohne Zweifel hat Anton Schlecker viel Gutes für die Stadt getan“, sagt Günther Reisch. Das Ehinger Sommerfest hat er gesponsert und der Narrenzunft hat er eine Küche bezahlt. „Aber wie er mich andererseits auch geplagt hat, mit seiner Sparsamkeit!“, erinnert sich der Bauingenieur, der in Ehingen alle Immobilien für Schlecker plante. Wie jeden zweiten Montag sitzt Günther Reisch mit seinen Freunden in der Kegelstube des Gasthofs „Sonne“. „Ich hab' Toni zu ihm gesagt“, sagt der weißhaarige Karl und wirkt, als verwundere das ihn selbst am meisten. 40 Jahre lang hat er für die Familie Schlecker gearbeitet. 1995, zwei Jahre vor seiner Pension, kam dann die Christa, Anton Schleckers Frau, auf ihn zu und sagte: „Karl, ich bin jetzt die Frau Schlecker für dich.“ Die Christa, sagt der Karl, sei immer „eine Bazille“ gewesen.

Seit der Insolvenz, erzählen sich die Kegelfreunde, pflegt Anton Schlecker kaum noch Kontakt zu seinen früheren Freunden. Nicht einmal zum Skat treffe er sich mehr mit ihnen. Ganz alleine sitze der Toni nun zu Hause. „Seien wir froh“, sagt einer der Kegler, „dass wir noch beisammen sind.“ Die Männer nicken zustimmend. Was für ein schlimmer Gedanke, niemanden mehr zu haben in Ehingen.



„FAHREN WIR INS SCHLECKERLAND“ heißt es noch immer unter Ehingern, wenn sie das Einkaufszentrum samt Schlecker-Apotheke und Schlecker-Tankstelle meinen. Dabei gehört das Einkaufsparadies nahe der ehemaligen Zentrale seit einem Jahr zu Kaufland.

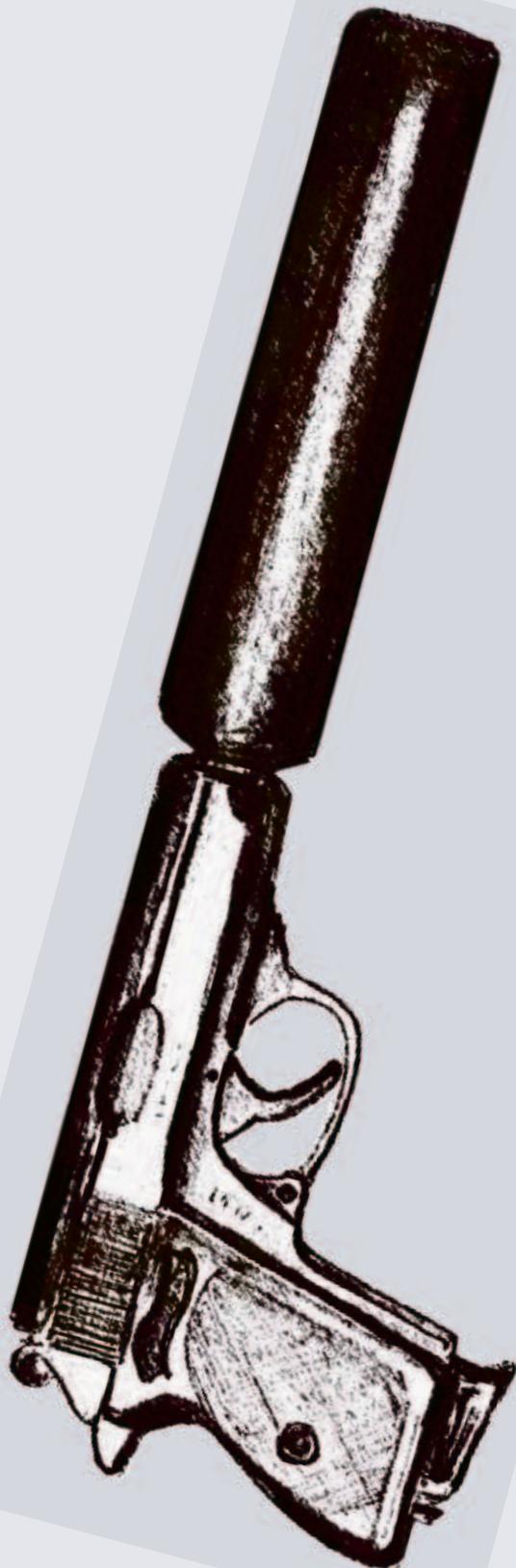
Kartons mit der Aufschrift „Verfallene Ware“. In der Ecke ein Schreibtisch, dahinter ein Bürostuhl. Mappen aus dem Jahr 2012 stapeln sich am modrigen Boden, Wochenpläne von 2011 hängen an der Wand, darüber eine Uhr, sie ist um zehn vor zwölf stehen geblieben.

Einst war Ehingen mit seinen 25 311 Einwohnern der ganzen Republik ein Begriff, erinnert sich ein Stadtbewohner. „Aber Gott sei Dank“, sagt der Bürgermeister und

Klopapierrollen stapelten. „So ein fleißiger Mann, hat nur gearbeitet und dann für nichts.“ In die Räume der ehemaligen Schleckerfiliale im Zentrum Ehingens ist im November 2012 das Bekleidungsgeschäft Gerry Weber eingezogen. Nur noch der Geruch erinnere an Schlecker, sagt die Verkäuferin. Aus dem Keller ist der Fleischgestank nicht hinauszukriegen, an den Drogeriemarkt war eine Metzgerei angeschlossen. Sie stammt aus einer

Was haben Roosevelt, James Bond und der NSU gemeinsam? Alle verbindet ein Gegenstand: der Schalldämpfer. Eine kleine Kulturgeschichte

ILLUSTRATION CLAUDIA HAAS



**N**ew York City. Der Auftragsmörder Léon und die zwölfjährige Mathilda sind in die Wohnung eines Drogendealers eingedrungen, um ihn zu töten. Léon, mit Sonnenbrille, Wollmütze und langem Mantel, treibt den Dealer mit vorgehaltener Pistole samt Schalldämpfer durch das Apartment in eine Ecke. Die kleine Mathilda öffnet ein Köfferchen, in dem ihr Waffenarsenal liegt. Sie schraubt den Schalldämpfer auf ihre Pistole, zielt, drückt ab: Pschuu. „Wenn Du den Schalldämpfer öfter benutzt, musst du ein Stück Stoff dazwischen klemmen, sonst wird er zu heiß und kann innen verbrennen“, rät Léon seiner jungen Gehilfin. Szene aus dem Actionfilm Léon der Profi.

Schon die Erfindung des Schalldämpfers ist sagenumwoben. Wirklich in Umlauf gebracht hat ihn im Jahre 1908 der US-Amerikaner Hiram Percy Maxim, nebenbei auch noch der Erfinder des Maschinengewehrs. Er wollte das Gehör von Sportschützen schonen und nannte das „the gentlemen's way of target shooting“ - Zielscheibenschießen wie ein Gentleman. ‚Wild Bill‘ Donovan, Jurist und US-Geheimdienstmitarbeiter, war davon so begeistert, dass er den Schalldämpfer dem damaligen US-Präsidenten Franklin Roosevelt in dessen Büro vorführte. Der diktierete gerade einen Brief in seinem Oval Office. Donovan trat ein, drehte sich um und schoss. Roosevelt diktierete einfach weiter. Donovan schoss zehn Mal und reichte dem US-Präsidenten seine schalldämpfte Kleinkaliberpistole. Die serielle Fertigung begann.

Inzwischen werden Schalldämpfer vielfältig eingesetzt. Schützen benutzen ihn, um ihr Gehör zu schützen oder wenn sie beauftragt werden, auf Friedhöfen „Schäd-

linge“ wie Kaninchen zu erschießen. Scharfschützen werden durch ihn seltener geortet, da er auch das Mündungsfeuer abfängt.

Zu unrühmlicher Bekanntheit verhalfen ihm aber immer wieder Mordfälle. So sollen die Killer des NSU ihre Opfer mit einer 7,65-Millimeter-Pistole der Marke Ceska mit Schalldämpfer getötet haben. Im Juni 2010 schossen zwei Männer den früheren Baudirektor Helmut S. und seine Tochter in dessen Wohnung in Düsseldorf gezielt in den Kopf. Auch sie benutzen Schalldämpfer. Im September 2012 erschoss ein zwanzigjähriger Bremer einen Kaffeefahrtunternehmer in einem Parkhaus mit einer Walther PPK mit Schalldämpfer, der Waffe, die auch James Bond im Film Golden Eye benutzte.

Ingenieur Martin Erbing hat mehrere Fachbücher über Modelle und Technik des Dämpfers veröffentlicht. Das leise Plopp in Filmen führe zu völlig falschen Vorstellungen und Ängsten, schreibt er. Denn so effektiv lautlos sei er gar nicht. Er drosselt die Lautstärke nur um etwa 30 bis 40 Dezibel (db), indem er die Gase, die sich beim Abdrücken explosionsartig ausdehnen, abbremst. Stopper in seinem Inneren leiten den Strom der Gase um. Ein Revolver, Kaliber 375 mit Schalldämpfer, knallt dann beispielsweise mit 130 statt mit 176 db. Das entspricht immer noch dem Geräuschpegel eines Düsenjägers. Der Mensch hält sich normalerweise bei dieser Lautstärke schon die Ohren zu.

Um wirklich lautlos zu töten gibt es effektivere Methoden: Stille Waffen mit magnetischem Antrieb wie einen Kugelschreiber für Mini-Pfeile, Mikrowellenprojektoren oder einfach Gift. Dagegen ist der Schalldämpfer doch anrührend altmodisch und geradezu harmlos.

LENA SCHNABL





# ÜBERFALL AUF DIE PROVINZ

*Einmal im Jahr fallen 20 000 Jugendliche in die ehemalige Kohlegrube bei Gräfenhainichen ein. Dann kommen mit dem Musikfestival „Melt“ wieder der Lärm und das Leben zurück in die Region.*

*Die Bewohner des Städtchens profitieren von den Besuchern und die Organisatoren basteln schon an der Zukunft der ganzen Region.*

TEXT FELIX AUSTEN  
FOTOS SAMANTHA FRANSON

# M

Medusa, Mad Max, Gemini und Mosquito hocken im Kreis. Verloren, alt und einsam wirken sie, hier oben auf der Hügelspitze, die aus der Mitte des Sees ragt. Die vier haben so einiges miterlebt: Währungsreformen, Systemwechsel, der Älteste, Mosquito, sogar einen Weltkrieg. Unermüdlich haben sie geschuftet, tagein, tagaus, bei Sonne und Sturm, am Tag und in der Nacht. Haben sich aufgegeben für das Wohl der Menschen, haben Berge versetzt im Namen des Fortschritts. Jetzt ist ihre Zeit vorbei, sie sind müde. Wie Arthrose hat der Rost ihre Stahlgelenke befallen: Nie mehr werden sich die vier turmhohen Kohlebagger im Industriedenkmal Ferropolis, der Stadt aus Eisen, bewegen.

Ein Samstag im Juli: Ein Stampfen und Wummern zertrümmert die nächtliche Stille. 25 000 Menschen sind zum „Melt“-Festival gekommen, um zusammen mit diesen vier tonnenschweren

Zeugen der Vergangenheit ein Wochenende lang die Zeit zu vergessen. Laserstrahlen sezieren den Raum, Herzen aus Schaum schweben über ihren Köpfen, der Techno taktet die Masse auf 130 Beats pro Minute. Das fünfzehnte Jahr in Folge findet das „Melt“ statt: ein Wochenende, an dem sich junge, aufgeweckte Menschen aus ganz Europa um Medusa, Mad Max, Gemini und Mosquito scharen. Die vier geben den Massen ein Gefühl von dem, was war. Die Menschen danken es mit einem Eindruck davon, was möglich ist.

## DIE KOHLE

Der Ort, an dem die Stahlriesen einst zusammenfanden und an dem jetzt die Menschen feiern, ist die Golpa-Nord, die inzwischen geflutete Grube für Braunkohletagebau im Osten Sachsens-Anhalts, in deren Mitte die Bagger noch heute stehen. Von 1957 an wälzten für 34 Jahre Schaufelräder hier Erde, Gestein und Kohle um. Züge karrten den Abraum auf nahegelegene Halden und die Kohle, deren Brennqualität von Bergmännern mit der von Blumenerde verglichen wird, ins nahegelegene Kohlekraftwerk in Zschornewitz. Wälder wurden gerodet, auch das Bauerndorf Grimmen verschwand in dem gewaltigen Loch. Als der Energiebedarf 1968 durch russische Gaslieferungen gedeckt werden sollte, wurde die Förderung für vier Jahre eingestellt. Doch es kam zu wenig Gas aus dem Osten.

Die Golpa-Nord nahm die Arbeit wieder auf. In den folgenden Jahren bis zur Wende erreichte sie ihre Höchstproduktion, bis zu 18 000 Tonnen am Tag, sieben Millionen Tonnen über die Jahrzehnte.

Noch früher, 1915, stampfte die AEG das Kraftwerk Zschornewitz aus dem Boden: Zu jener Zeit war es das größte und modernste Braunkohlekraftwerk der Welt, sein Strom brachte Licht in die Gassen und Wohnstuben Berlins. 15 Schornsteine von je 100 Metern husteten Ruß in die Luft, 21 gewaltige Kühltürme hüllten die Gegend in eine trübe Dampfwolke. In kurzer Zeit wuchs das Dorf von 250 Landwirten zu einer Gemeinde von über 5 000 Arbeitern. Ihnen wurde eine Kolonie gebaut, eine penibel angelegte Gartenstadt, inspiriert von den Bauhausarchitekten aus dem nahegelegenen Dessau. „Nichts wissen sie von den alten Bräuchen und von den alten Flurnamen der Zschornewitzer“, ist in einer alten Chronik zu lesen. „Ihr Heimatgefühl äußert sich in einem berechtigten Stolz auf ihr Zschornewitz, auf dessen Flur sich das über die Grenzen des Vaterlandes in Fachkreisen gut bekannte Großkraftwerk befindet.“

Zwischen der Grube und dem Kraftwerk liegt die Kleinstadt Gräfenhainichen. Wie im gesamten, dünn besiedelten Land rund um Leipzig war das Leben hier für viele Jahrzehnte im Pulschlag der Kohleindustrie getaktet. Von den 820 Mitarbeitern der Golpa-Nord kamen viele aus dem angrenzenden Gräfenhainichen. „Achtzig oder neunzig Prozent haben hier von der Kohle gelebt“, sagt Marion Sommer. Die 50-Jährige wuchs in Zschornewitz auf, studierte in Leipzig Statik und reparierte später in Gräfenhainichen Bagger. „In der Schule gab es zwei Sorten von Kindern: Die, deren Eltern in der Grube arbeiteten, und die, deren Eltern im Kraftwerk arbeiteten.“ Männer wie Frauen bedienten Bagger, warteten Kräne oder verlegten Gleise. Wer sich die Hände nicht mit Kohlenstaub schmutzig machte, kümmerte sich um die, die es taten.

Die Kohle drang ein in alle Lebensbereiche der Menschen: Aufgewirbelter Staub aus dem Tagebau mischte sich mit Ruß und Asche aus den Kaminschlotten des Kraftwerks. Als dunkler, schmutziger Film legte sich der Dreck auf die Dächer und in die Lungen. In schlechten Gegenden schafften es selten einmal ein paar Sonnenstrahlen auf die Erde. Haut- und Atembeschwerden plagten die Leute, eine erhöhte Sterberate bei Säuglingen wurde mit der schlechten Luft in Zusammenhang gebracht. Auch das Quietschen der Bagger begleitete die Menschen über Jahre hinweg ohne Unterbrechung. Da es zu der Zeit nur wenig Verkehrslärm gab, hatte das Knarzen die Klanghoheit. Vor allem nachts, wenn andere Geräusche verstummten, war die Grube nicht zu überhören.

Trotz allem waren die Bergleute stolz auf ihre Schlüsselrolle als mit Abstand wichtigster Energielieferant der DDR und dankbar für die Si-



**ZU VERKAUFEN** Sachsen-Anhalt zählt zu den ärmsten Bundesländern. Wer kann, versucht sich ein Stück vom Festival-Kuchen abzuschneiden. Ein Bewohner von Gräfenhainichen bietet Eintrittskarten an.



**DER „BOULEVARD“** Das Zentrum Herz der 13 000-Seelen-Stadt wirkt meist wie ausgestorben. Nur in Zeiten des Festivals tut sich was. Immerhin ist der Himmel jetzt wieder zu sehen. Er war zu Zeiten des Kohlebergbaus meist hinter einer braunschwarzen Schmutzschicht verborgen.

cherheit, die ihnen die Kohle gab. Der Apparat schmeichelte den Arbeitern und kaufte ihnen ihre Gesundheit und ihr Sonnenlicht mit guten Löhnen ab. Der Wohlstand lag unter der Erde vor den Haustüren. Solange das Quietschen und Rattern von Medusa, Mad Max, Gemini und Mosquito in die Stadt drang, konnten die Gräfenhainicher sicher sein, er wird gehoben.

## DIE WENDE

Es war das Jahr 1991, als es still wurde. Das letzte Mal grub sich eine Baggerschaufel ins Geröll der Golpa-Nord. Alle Kohle war abgebaut. Ein Jahr später kühlte die letzte Turbine in Zschornowitz für immer aus. Das Kraftwerk war zu dreckig und ineffizient, um mit westdeutschem Steinkohle- oder Atomstrom konkurrieren zu können.

Gut zwanzig Jahre danach, Sommer in Gräfenhainichen: Auf dem menschenleeren Boulevard - so nennen sie ihr kopfsteingepflastertes Einkaufssträßchen - sticht die Sonne. Schreibwarenladen, Bäckereien und Kleiderboutiquen warten auf Kunden. Die Türen stehen offen, die Bürgersteige sind leer. An der Ampelkreuzung, dem einzigen Verkehrslicht der Innenstadt, lädt ein Banner zur alljährlichen Kaninchenschau. „Die größte Attraktion hier“, sagt eine Mitarbei-

## TAGEBAU DAMALS



**BRAUNKOHLE** Das Kollektiv des Baggers 130-SRs 1200 nach einer Reparatur mit ihrem Arbeitsgerät. In drei Schichten ackerten die Arbeiter in der DDR, rund um die Uhr wälzte der Schaufelradbagger im Tagebau Golpa Nord das Erdreich um

terin des Touristenbüros, „ist Paul Gerhardt.“ Über 400 Jahre ist es her, dass er in Gräfenhainichen geboren wurde. Sein Verdienst: Er dichtete unzählige protestantische Kirchenverse. Paul-Gerhardt-Straße, Paul-Gerhardt-Haus, Paul-Gerhardt-Kapelle: An jeder Ecke eine Erinnerung daran, dass die Stadt seit Jahrhunderten nichts Prägenderes mehr hervorbrachte als den frommen Poeten.

Hinter einem Supermarkt stehen Maik, Pascal und Pascal. Sie trinken Bier. Pascal eins ist 15, Pascal zwei 16 Jahre alt. Die beiden haben Schulferien, Maik, 24, ist Klempner. Er ist froh, einen Job zu haben. Die Rohre, die er repariert, sind nur selten in Gräfenhainichen gebrochen. Meist ist er unter der Woche auf Montage in Baden-Württemberg oder Berlin. Das Geld, das er verdient, ist weniger als der Hartz-4-Satz. Er würde gerne rauchen, aber Zigaretten sind zu teuer. Sobald er anderswo eine Stelle findet, will er weg.

Der 15-jährige Pascal war schon einmal ein Jahr lang weg, in Frankfurt am Main. Sein Aufenthalt war eher unfreiwillig: In einer Drogenentzugsklinik entwöhnte er sich von Crystal Meth, das er über ein Jahr genommen hatte. Sein Gesicht ist überzogen mit kleinen Narben, unklar, ob sie die Folgen einer Akne oder des Drogenkonsums sind. Die Droge, aufgrund ihrer aggressiv machenden Wirkung auch Hitler-▶

Speed genannt, sickerte in den vergangenen Jahren in die entlegensten Ecken Ostdeutschlands, Jugendliche mit einer Geschichte wie der von Pascal stehen hinter jedem zweiten Supermarkt. Die Verbreitung von Drogen ist ein typisches Symptom. Das Krankheitsbild: Hohe Arbeitslosigkeit, Abwanderung und Vergreisung. Jugendhäuser, Diskotheken oder Bars, in die die Jungs gehen könnten, gibt es nicht mehr in Gräfenhainichen. Die nächsten Discokugeln hängen in Dessau oder Bitterfeld, gut zwanzig Kilometer entfernt. Ein schwacher Trost in einer Stadt, in der die letzten Busse am Nachmittag ums Ortsschild biegen.

Die Abwanderung macht vor keiner Schicht halt. „Uns ist klar, dass den Laden nach uns keiner mehr weiterführt“, sagt Marion Sommer, die

DIE TÜREN  
STEHEN OFFEN,  
DIE BÜRGER-  
STEIGE SIND  
LEER.  
EIN BANNER  
LÄDT ZUR  
KANINCHENSCHAU.



**DIE MASSES** strömen jeden Sommer im Juli in die ehemaligen Braunkohlegruben. Alle Betten sind schon Monate vorher ausgebucht.

heute mit ihrem Mann ein Uhrengeschäft am Paul-Gerhardt-Boulevard betreibt. Die Kinder sind nach dem Abitur nach Leipzig und in den Westen zum Studieren gezogen. Noch wandern Uhren über die Theke. „Ältere Leute bringen ihre Uhren noch eher zur Reparatur, als im Internet eine neue zu bestellen“, sagt Udo Sommer, 54.

Rund tausend Menschen hat das 13000-Einwohner-Städtchen in den vergangenen fünf Jahren verloren, bis 2025 werden es mindestens noch einmal tausend sein. „Gefühlt sind es schon jetzt viel weniger“, sagt Marion Sommer, „unter der Woche sind viele auf Montage. Und wenn die heim kommen, sind sie oft viel zu kaputt um großartig am Leben hier teilzunehmen.“

## DER LÄRM

Es war das Jahr 1999, als der Lärm zurück nach Gräfenhainichen kam. Vom „Melt“-Festival waberten die Bässe in die Stadt. Zum Dahinschmelzen sollte das Angebot für die Besucher sein, Pop mit Anspruch, Techno mit Stil und Alternative für Tausende, ohne die ganz großen Namen, dafür mit ganz besonderen Momenten. Das alles in der Golpa-Nord, dem Ort, der heute „Ferropolis“ genannt wird. Schick und Lebensart statt Reformation und Kohle. Wieder sind die Auswirkungen bis weit in die Stadt spürbar. Und wieder soll Ferropolis der Ausgangspunkt einer Entwicklung sein, die die Region auf Jahrzehnte prägt.

Ein heißer Samstag im Juli, in Ferropolis ist „Melt“, in Gräfenhainichen auch: Eine Schar holländischer, englischer und deutscher Jungs und Mädels fläzen im löchrigen Schatten einer jungen Birke vor einem Discounter in der Innenstadt. Sie haben sich mit Hotpants, RayBan-Brillen und bunten Turnschuhen geschmückt. Mit ihren Vorräten warten sie auf den Bus, der sie zum Festival zurückbringen soll.

Im Supermarkt ziehen fünf statt der üblichen zwei Mitarbeiter am Festival-Wochenende die Päckchen über die Kasse, zwei Sicherheitsleute halten die Festivalgänger davon ab, ihr Bier im Einkaufswagen wegzukarren. „Markenbier läuft besonders gut“, sagt die Filialeiterin zwischen den Regalen, mal nach links, mal nach rechts tänzelnd, immer den anrollenden Wagen ausweichend, „das haben wir über die Jahre gelernt.“ Ein Schotte sucht ein Desinfektionsspray für seine schwangere Freundin. Freundlich, aber ohne ihn richtig zu verstehen, bringt sie ihm eine Handvoll Mullbinden aus dem Personalraum. Er dankt und geht.

Mit ein wenig Glück stolpert der Mann aus Großbritanniens Norden ein paar Straßen weiter in Martin Spiegels Geschäft. Der 31-jährige Apotheker hat die Gelegenheit, die das „Melt“-Geschäftsleuten bietet, am Schopf gepackt. Seit 2008 nehmen seine Mitarbeiter zwischen den Baggern Bestellungen auf, fahren ins Lager und bringen den Leuten vergessene Pillen, Kontakt- ▶



**ORGANISATION** Vor, während und nach dem Festival sind hunderte von Helfern mit der Organisation beschäftigt. Müll wird getrennt gesammelt (oben), eine aufwändige Bühnentechnik ist installiert (unten)





STAHLRIESEN Im Schatten der gewaltigen Bagger wirkt ein Mensch winzig

linsenflüssigkeit oder rezeptpflichtige Medikamente direkt zum Zeltplatz oder auf den Dancefloor. Dafür hat Spiegel einen speziellen Onlineshop entwickelt. Als Besitzer von drei Apotheken mit 30 Angestellten sieht er sich in der Pflicht, „auch jungen Leuten einen guten zu Job bieten und die Gegend voran zu bringen.“

Wie beim Discounter und bei der Apotheke stimuliert das „Melt“ Gräfenhainichen an vielen Ecken. Anders als in diesem sonnigen Jahr verzeichnete der Angelladen in der regnerischen Vergangenheit ein rasantes Verkaufsplus bei Gummistiefeln, unter den heißen Duschen der Schwimmhalle wuschen sich die Leute reihenweise den Schlamm von den Beinen. Jedes Jahr kaufen sie den Tankstellen die Kühltruhen leer, Ferienwohnungen, Hotels und Restaurants sind Monate im Voraus ausgebucht. Eine Studie macht den Effekt zählbar: 975 000 Euro ließen die 20 000 Festivalbesucher 2012 in Gräfenhainichen liegen.



„EINER DER  
MOMENTE, DIE MAN  
GANZ TIEF MIT  
SICH SCHLEPPT“

THIES SCHRÖDER ÜBER DAS  
ABSCHLUSSKONZERT  
VON „ATOMS FOR PEACE“

Neben den zählbaren gibt es die hörbaren Noten, die von Ferropolis nach Gräfenhainichen wehen. Fünf große Bühnen und nochmal so viele kleine produzieren einen Schalldruck, der den Menschen die Ruhe nimmt. Anders als zu Kohlezeiten gibt es jetzt aber Lärmvorschriften. Dass diese auch eingehalten werden, darum kümmert sich Lars Kopischke, der für ein Akustikingenieurbüro arbeitet. Rund um Ferropolis hat er ein halbes Dutzend Messstationen in Bäume und Schuppen gehängt.

Er schiebt das Tor eines Wohnhauses mit Seeblick auf, schlappt zu einem Gartenpavillon und holt ein Messgerät von einem Stativ - es erinnert an ein Handy aus den 80er Jahren. Der kleine Computer misst die Lautstärke während des gesamten Wochenendes. Es gibt eine Obergrenze an Lärm, die Menschen pro Tag zumutbar ist, die Geräte sammeln den Lärm, wie man Wasser in einem Eimer sammelt. Drehen die Tontechniker die Anlage auf, füllt sich der Eimer schneller, und die Künstler, die später am Abend spielen, müssen die Verstärker herunterdrehen. Kopischke fährt von Station zu Station und stellt sicher, dass die Lärmeimer nicht überlaufen. Wenn ein Bürger anruft, der sich gestört fühlt, kommt er vorbei und misst. Dass das Festival die Grenzwerte tatsächlich überschreitet, komme kaum vor, sagt er.

Thies Schröder bastelt an der Zukunft der Stadt aus Eisen. Er ist Geschäftsführer der Ferropolis GmbH und glaubt, sie liege - wo sonst - in der Energie. Er hat das „Melt“-Festival nach Ferropolis geholt und meint, schon rein „ikonographisch“, könne dieser Ort der alten Energie ein Experimentierfeld für neue Energien werden. Eine ganze Bandbreite von Projekten und Versuchen haben er und das „Melt“-Team bereits angestoßen.

Auf dem Campinggelände des Festivals etwa werden allerlei elektrische Bedürfnisse emissionsfrei bedient. Leere Mobiltelefone werden dort mit Windrad und Solarzelle aufgeladen. Herrscht Windstille oder bleibt die Sonne weg, dann können die Camper selbst Bein anlegen und auf den mit Elektrogeneratoren ausgestatteten Treträdern Strom erzeugen. Von diesen speist sich auch ein kleiner Dancefloor, auf dem die Menschen mit zu viel Energie vor dem Tanzen Strom produzieren können.

Ein Großteil der Umweltschäden verursacht ein Festival aber vorher und danach: bei An- und Abreise. Um Autos von der Straße zu nehmen, fährt seit einigen Jahren ein Zug zum Festival. Das Besondere: Die Infrastruktur aus Kohlezeiten erlaubt es, mit der Eisenbahn bis auf das Campinggelände zu rollen. Die Waggons sind gleichzeitig zu Unterkünften umgebaut.

Die Dächer der Gebäude in Ferropolis, in denen früher Bagger gewartet wurden und in denen heute Büros untergebracht sind, schimmern längst siliziumblau. 3000 Quadratmeter Solarzellen verteilen sich auf dem Gelände. Der

Strom, den sie in einem Jahr erzeugen, könnte mehr als zwei Festivals versorgen. Konkret geht das noch nicht, das Verbrauchsverhalten einer Liveperformance mit Akustik, Lichttechnik und Effektgeräten ist zu komplex. In diesem Jahr aber hat eine Gruppe Studenten in einer Reihe von Abschlussarbeiten die Verbrauchsmuster einer Bühne genau untersucht. Die Ergebnisse sollen die „Sunplugged Stage“ näher bringen.

Schröder denkt weit über das Festival hinaus. Auf seinem Schreibtisch liegt ein Thesenpapier mit dem Titel „Vision Anhalt 2025“. „Melt“ soll nur der Anfang sein einer neuen industriellen Revolution. Die Region müsse sich auf ihre Stärken konzentrieren, etwa auf die ohnehin schon angesiedelte Solar- und Bioenergie-Industrie, die heute 42 Prozent des lokalen Strombedarfes deckt, Ferropolis könne für solche Ideen ein Experimentierfeld sein. „Während des ‚Melt‘ sind so viele schlaue Köpfe mit guten Ideen hier. Wir überlegen, wie wir das mehr nutzen können“, sagt Schröder. „Vielleicht verlängern wir um einen Tag und machen eine Diskussionsrunde.“ So könnte Gräfenhainichen und die Umgebung auch abseits des Festivals für junge Leute wieder interessant werden.

Schon bei der Entstehung war Ferropolis eine Innovation. Wie all die anderen Bagger im Braunkohlerevier standen die großen Vier in ihrer Grube, bevor es zur letzten Fahrt auf die Reparaturinsel gehen sollte, zur Zerlegung und Verschrottung. Studenten aus Dessau aber, fasziniert von den Kolossen, besetzten die Bagger. Nach ein paar Wochen Auseinandersetzung mit den Kranführern entwickelte sich die Idee, einen der Bagger stehen zu lassen und Interessierten darin Kaffee und Kuchen zu servieren. Über die Jahre wurde aus dem Baggercafé die Stadt aus Eisen. Der Ort steht als Industriedenkmal unter Schutz. Öffentlich gefördert wird er nicht, „wir müssen deshalb wirtschaftlich sein“, sagt Schröder. Anfangs hat die Stadt als Hauptanteilseigner viel Geld in die Anlage gepumpt, die an festivalfreien Tagen ein Freilichtmuseum ist. Um dessen Kosten zu decken, sind Großveranstaltungen nötig: Grönemeyer, Modern Talking und Metallica haben zwischen den Baggern schon gastiert.

Wie schon seit einigen Jahre schlendern Marion Sommer, die Frau, die früher selbst Bagger reparierte, und ihr Mann, der Uhrmacher Udo Sommer, am Sonntagnachmittag über das Festival. Es ist heiß, das Gelände ist noch leer. „Wir haben wohl einen anderen Rhythmus als die Leute hier“, sagt Marion Sommer. Sie passieren weiße Pavillons, in denen Verkäufer Stahlschüsseln putzen, aus denen sie später Veggie-Burger verkaufen werden. Helfer sammeln leere Becher und Abfälle von den Flächen, über die später die Besucher strömen. Seit einiger Zeit gewähren die „Melt“-Leute über Fünfzigjährigen am Sonntag kostenlosen Einlass. „Wir schauen uns das einfach gerne an“, sagt Sommer. „Man kennt das ja in unserem Alter nicht.“

## DER ANFANG EINER NEUEN INDUSTRIELLEN REVOLUTION.

Sonntagabend, das letzte große Konzert auf dem „Melt“: Ruhig und stämmig steht Schröder auf dem Ausleger der Medusa, unter ihm die Masse, über ihm der Mond. Das Konzert wirkt fern, Schröders Stadt aber floriert. „Das ist einer der Momente, die man ganz tief mit sich schleppt“, sagt er. Ein stiller Moment für ihn. Tief unten, in Ferropolis, pulsieren der Lärm und das Leben, schwappen hinüber nach Gräfenhainichen und darüber hinaus. ■



**FELIX AUSTEN** suchte ein Städtchen im Ausnahmezustand. Was er fand, war ein gemütlicher Ort, dessen Geschichte schon lange vor dem „Melt“ vom Wechsel zwischen Lärm und Stille geprägt war.

**FAST EINE MILLION** Euro lassen die Festival-Besucher in der Region – und natürlich jede Menge Müll. Nach Konzertende beginnt das große Aufräumen.





# PSSST, PARTY!

*Silent Disco heißt der neue Trend: Die Partygäste hören die Musik über Kopfhörer, statt über Verstärker. Endlich in Ruhe feiern, oder?*

FOTOS NIKLAS GRAPATIN



# V

ielleicht bin ich da altmodisch, aber ich dachte, eine Party muss laut sein. Hier, beim „Tollwood Musikfestival“ in München ist es still. Bambusstämme in großen Töpfen stehen neben mir, aufgespannte Regenschirme hängen vom Zelt-dach, dazwischen eine Diskokugel. Blaue und rote Lichter huschen wirr über eine tanzende Menge. Alles bewegt sich, eine volle Tanzfläche, aber man hört nichts. Keine Musik. Nur das Quietschen von Gummisohlen auf dem Boden. Es ist, als ob jemand eine Fernsehübertragung gestartet und mitten im Beitrag auf stumm geschaltet hätte. Bewegtes Bild ohne Ton. Und ich mittendrin. Ein Mädchen neben mir verzerrt das Gesicht, formt ihre Lippen zu einem lautlosen Liedtext.

Das ist die „Silent Disco“ oder „Kopfhörerparty“. Statt über Lautsprecher, wird Musik per Funkfrequenz über schnurlose Kopfhörer übertragen. Zwei Musikkanäle stehen zur Auswahl.

„Das ist Kunst“, sagt schwarze Lederjacke neben mir. Der Mann in der Jacke strahlt, als hätte er eine Freikarte für die Biennale gewonnen. „Modern, mal was anderes, hat echt Stil.“ Man stelle sich nur vor, in ein paar Jahren bringe jeder seine eigene Musik mit. „Dann braucht es keinen DJ mehr.“ Das wäre ja fast wie eine Zeitung ohne Journalisten, denke ich.

„Das ist doch krank“, sagt grüne Kappe, sein Kumpel. „Beim Tanzen geht es um Gemeinsamkeit. Aber hier ist jeder in seiner eigenen Welt. Ohne die anderen“, sagt er mitten auf der Tanzfläche in das stumme Partyvolk. „Schau dich mal um“.

Ein Mädchen fuchtel wild mit den Händen. Macht ein Victory-Zeichen, deutet zuerst auf sich, dann auf ihre Freundin, die ratlos dreinsieht. Daneben ein Ausdruckstänzer. Wie in Trance drückt er sich den Kopfhörer ans Ohr und wippt langsam im Takt hin und her. Bestimmt Kanal Zwei, Reggae. Andere schalten zwischen den Frequenzen hin und her, drehen am Rädchen an der Seite lauter. Einige stehen am Rand, mit den Kopfhörern in der Hand und plaudern ganz gemütlich.

Ich setze die Hörer auf. Es spielt „Illusion“ von der britischen Band *Imagination*. Auf Kanal Eins. Irgendwann vergesse ich die Menschen um mich und tanze nur noch für mich allein. „Uuhh, just an illuusion“, bewege ich meine Lippen.

Dann tippt mich jemand an die Schulter, ich drehe mich um, nehme die Kopfhörer herunter.

„Hey“, spricht mich roter Pulli an und hält eine Zigarette in der Hand. „Hast du mal Feuer?“

Der Klassiker.

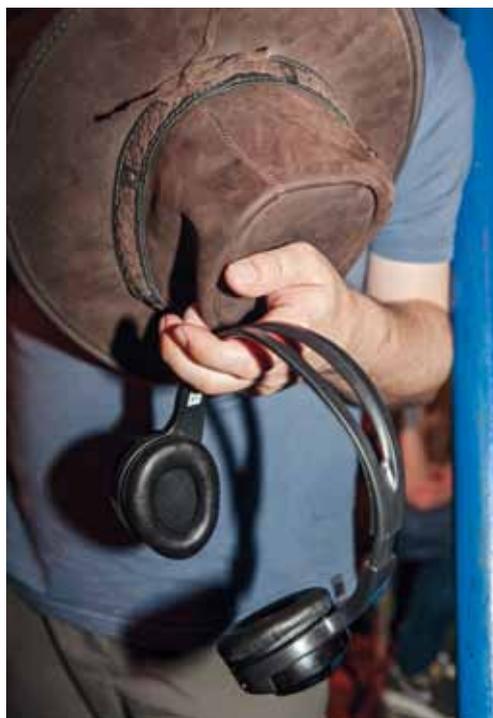
„Nein, ich habe Asthma.“

Stille.

„Ach so.“

Stimmung weg. Und jetzt? Ein bisschen doof stehen wir uns gegenüber, beide die Kopfhörer in der Hand und wissen nicht, was wir sagen sollen. Vielleicht über die Musik reden? Aber es ist still. Eine unangenehme Stille, wie beim Betreten eines Wartezimmers. „Na gut, dann wünsche ich dir noch einen schönen Abend“. Roter Pulli verschwindet in der lautlosen Menge. Und weg ist sie, die Chance.

„Feiern nach 22 Uhr ohne Beschwerden. Das ist der Sinn von Silent Disco“, hat man mir bei der Kopfhörerausgabe am Eingang erklärt. Eine Freiluft-Party, ohne die Anrainer zu stören. Diesen Zweck erfüllt die Silent Disco tatsächlich. Aber erfüllt sie auch den Zweck einer Disko? Geht man nicht auch abends tanzen, um vielleicht jemanden kennenzulernen? Klar. Aber wer die Kopfhörer abnimmt, muss philosophisch werden. Wer sie auflässt, bleibt in der Vereinzelung. Vielleicht ist das der Trend unserer Gesellschaft: möglichst leise, angepasst und jeder für sich.



**ZEITGEMÄSS?** Vielleicht soll unsere moderne Welt so funktionieren: Minimaler Lärm und maximaler Individualismus.

# „ I C H B I N M E H R A L S N U R <sup>69</sup> E I N G E F A N G E N E R “

Seit eineinhalb Jahren protestieren Asylsuchende in Deutschland und werden hart dafür kritisiert. Trotzdem sind sie entschlossen nicht mehr stillzuhalten. Der Pakistani Ghlam Vali im Interview.

FOTO MATTHIAS FERDINAND DOERING

*Herr Vali, Sie und andere Flüchtlinge marschierten aus Protest Richtung München.*

*Wie geht es Ihnen?*

GHLAM VALI: Ich habe Angst. Seit dem Hungerstreik Ende Juni auf dem Rindermarkt in München überwachen uns die Behörden verstärkt. Jeden zweiten Tag kontrollierte uns die Polizei auf dem Marsch. Und nicht immer ist legal, was sie tun. Sie gehen brutal mit uns um, auf dem Papier und körperlich.

*Gab es Übergriffe?*

Bei einer Polizeikontrolle auf dem Protestmarsch wurden einige Flüchtlinge verletzt, andere waren bewusstlos und mussten ins Krankenhaus. Sie versuchten uns einzuschüchtern, sie sagten Dinge wie: „Das nächste Mal kriegen wir dich und dann kommst du ins Gefängnis.“ Aber ich bin schon mehr als nur ein Gefangener.

*Was bedeutet das, „mehr“?*

Du fühlst dich wie ein Gefangener, wenn du wegen der Residenzpflicht nicht den Landkreis verlassen darfst, wenn du immer dasselbe essen musst und wenn du keine Arbeit, keine Ausbildung, nichts machen darfst. Nur Verbote. Es ist wie ein Netz, das dich umspannt. Ein Gefangener ist vielleicht drei Monate oder drei Jahre im Gefängnis. Aber die Behörden haben mein Leben in der Hand, für ein Jahr oder für sechs Jahre und ich weiß nicht, was sie tun werden. Ein Gefangener weiß was geschieht.

*Was macht das mit Ihnen?*

Manche Flüchtlinge sind seit sieben oder zehn Jahren in diesem Zustand. Das gibt psychische Probleme. Oft prügeln sich Flüchtlinge

in den Heimen, weil verschiedene Kulturen aufeinander prallen und die Menschen verzweifelt sind. Die meisten Flüchtlinge haben Krieg erlebt oder politische Repression. Viele geben sich selbst auf. Aber ich will nicht Selbstmord begehen. Ich will nicht im Lager sterben. *Voriges Jahr hat es bereits Proteste gegeben, zuerst in Würzburg, dann in Berlin. Vier Iraner haben sich den Mund zugenäht. Wie weit gehen Sie diesmal?*

Das war eine Aktion von Einzelnen. Diesmal haben wir uns entschlossen, alles gemeinsam zu entscheiden. Jede Aktion, die unsere Rechte stärkt, werden wir machen. Mund zunähen, Hungerstreik, das sind nur Beispiele. Ich war selbst auf dem Rindermarkt, drei Tage nur Wasser, fünf Tage gar nichts. Wir haben mit unserem Leben gespielt. Aber das Leben im Lager ist schlimmer.

*Es wird oft der Vorwurf erhoben, hinter den Protestaktionen der Flüchtlinge stehe eine Instrumentalisierung durch Einzelne.*

Im Gegenteil, das ist politische Propaganda durch Zeitungen. Dahinter stehen Leute, die versuchen unseren Kampf zu stören. Uns werden eigene politische Meinungen abgesprochen. Dann wird von den armen Flüchtlingen geredet. Beides ärgert mich. *Nach Ihrer Ankunft in München wurde das „Haus des Deutschen Gewerkschaftsbundes“ besetzt. Ihre Forderungen sind maximal: etwa die Schließung aller Asylheime oder die Anerkennung aller Asylanträge.*

Das sind weder hohe, noch niedere Forderungen. Wir kämpfen hier um unsere Menschenrechte. Und wir werden nicht aufgeben.

*Auf diese Forderungen wird die Landesregierung wohl kaum eingehen.*

Seit wir im DGB-Haus sind haben wir Gespräche mit Politikern geführt und dürfen zum ersten Mal in der Geschichte Bayerns nach den Wahlen im Parlament sprechen. Letztes Jahr haben wir erwirkt, dass das Asylgeld bundesweit um die Hälfte erhöht wurde. Das war ein erster Schritt. Jetzt fordern wir mehr. *Sie bezeichnen sich selbst als „Non-Citizens“, als Nicht-Bürger, statt Asylsuchender. Warum?*

In der Gesellschaft gibt es zwei Gruppen: die Bürger und die Nicht-Bürger. Eine Zwei-Klassen-Gesellschaft. Es ist wie eine Berliner Mauer, die beide trennt. Und sie muss niedergerissen werden. Ich habe da Hoffnung. *Für Deutschland oder für Ihren positiven Bescheid?*

Wenn ich triumphiere, wird das auch für Deutschland gut sein. Ich werde ein Steuerzahler sein. Bevor ich nach Deutschland kam, hatte ich ein sehr gutes Bild von dem Land: starke, gebildete, zufriedene Menschen, die ihre Rechte vertreten. Dann habe ich das Lager erfahren, das Gefühl von Panik und Schmerz. Ich bin verärgert, wenn ich an Deutschland denke. Erst seit dem Protest weiß ich, dass es viele Unterstützer unter den Deutschen gibt.

*Was wäre Ihr Traum?*

Ein normaler Bürger zu sein. Einkaufen gehen, in den Urlaub fahren, einen Job haben. Dafür kämpfe ich.



Am 20. August startete ein Protestmarsch von über 40 Flüchtlingen durch ganz Bayern Richtung München. Ihre Forderungen: „bedingungslose Anerkennung der Asylanträge, Stopp aller Abschiebungen, Schließung aller Lager und die Abschaffung der Residenzpflicht“.

Auslöser für die Proteste war der Selbstmord eines iranischen Asylsuchenden im Januar 2012 in Würzburg. Seither gab es zwei Hungerstreiks, einen in Berlin im September 2012 und einen weiteren am Münchner Rindermarkt Ende Juni 2013. Beide ohne großen Erfolg.

Mit dem Asylsuchenden Ghlam Vali sprachen wir zum ersten Mal kurz vor Ende des Protestmarsches in Bayern im August 2013. Wenige Stunden nach dem Gespräch wurde der Protestzug von der Polizei eingekesselt und mehrere Stunden auf der Polizeidirektion festgehalten, ehe der Marsch fortgesetzt werden konnte. Das zweite Gespräch fand bereits in München statt, während die Flüchtlinge das DGB-Haus besetzt hielten. Bei Redaktionsschluss stand das Ultimatum, das Haus bis zum 15. September zu räumen. Im Gegenzug dafür, wurden Gespräche mit Parlamentariern angeboten.

STEPHANIE DE LA BARRA ■

# I M W E I S S E N

*Die Tour über die Gletscher des Monte-Rosa-Massivs zur Capanna Regina Margherita, höchstgelegene Schutzhütte Europas, führt in eine karge Ursprünglichkeit aus Fels und Eis. Auf 4554 Metern, über allem Lärm der Welt, knirschen nur noch die Steigeisen. Unser Autor hat sich auf den Weg gemacht.*

TEXT TOBIAS DELLIG  
FOTOS FRANZISKA GILLI



# RAUSCHEN





**BERGIDYLLE** Das Walser-Dorf Otro kann nur zu Fuß erreicht werden. Zwischen sorgsam restaurierten Holzhäusern duftet es nach Alpenrosen und Bergkräutern

**B**öen werfen uns mit voller Wucht zur Seite, Eiskristalle peitschen ins Gesicht. Ich friere. Giancarlo, unser Bergführer, hat uns ans kurze Seil genommen. Wir kämpfen uns vorwärts. Immer wieder sind wir

zum Anhalten gezwungen, müssen warten, bis der Wind nachlässt und wir weitersteigen können. Meine Oberschenkel sind von den Strapazen der letzten Tage wie aus Holz, die Höhenluft nimmt mir den Antrieb. Minus 10 Grad. Wie in Zeitlupe steigen wir durch den Wind, der letzte Anstieg, 4510 Meter über dem Meer.

Dann taucht vor uns aus dem eisigen Nebel das Ziel auf. Dunkel, schwarz wie Fels, bedrohlich. Abweisend wie eine Festung, dabei soll sie Zufluchtsort sein und Lebensspenderin. Die *Capanna Regina Margherita*, höchstgelegene Schutzhütte Europas. Ein Bollwerk, das der feindlichen Umgebung ein wenig Wärme, Wasser und Essen, etwas Heimeligkeit abtrotzt.

Über 3000 Höhenmeter haben wir hinter uns gebracht. Und jetzt? Um uns nichts als Schnee, Nebel, Weiß. Still, undurchdringlich. Und, schemenhaft, dieser abweisende schwarze Klotz, Ziel unserer Reise. Wir kommen an.

## ALAGNA

Alagna Valsesia, zwei Tage zuvor, drei Kilometer tiefer. Der Campingplatz des kleinen Bergdorfes im Piemont vibriert vor Leben. Italien bereitet sich auf *Ferragosto* vor, Mariä Himmelfahrt, einer der wichtigsten kirchlichen und familiären Feiertage, Wendepunkt des Sommers. Das Land liegt Mitte August lahm, sucht Kühle am Meer oder in den Bergen.

Wir haben einen Campingtisch beiseite geschoben und den letztmöglichen Platz ergattert, unser Zelt neben einem ferrariroten Honda mit dem markigen Kennzeichen *Jetfire* aufgeschlagen. Kinder cruisen auf Bonanzarädern über den Schotter, stehen lachend in Banden zusammen.

Ein paar Holländer hört man, kaum Deutsche. Italiener sitzen auf Klappstühlen vor Holzkaubuffs, unter deren Fenstern rote Geranien blühen. Dicht auf dicht stehen Wohnwagen und Zelte, es riecht nach verbranntem Holz und Grillfleisch, auf einem Trampolin hüpfen Fünfjährige. Im Waschraum schwatzen Italienerinnen und bereiten noch mehr Fleisch fürs Fest vor.

Direkt hinter unserem Zelt rauscht der Sesia, gletscherkalt und reißend, gespeist aus dem Eis des Monte-Rosa-Massivs. Ich blicke die grünen Berghänge hinauf. Irgendwo ganz weit da oben entspringt er und dort müsste auch unser Ziel zu sehen sein, die Signalkuppe. Auf 4554 Metern steht dort die *Margherita-Hütte*, benannt nach jener italienischen Königin, die einer Pizza ihren Namen gab. Aber an zwanzig Tagen im Monat hängt eine weiße Decke über Alagna. Kein einziger der Viertausender zeigt sich, nur Hänge, die sich im Nebel verlieren. Weiß, grau, weiß, weiß. Da wollen wir rein, da wollen wir sie finden: die Stille in den Bergen.

## IM GEPÄCK: MAX FRISCH UND VOLTAREN



**RAUSCHEN** Der Sesia begleitet die Tour

Weil die Aussicht nichts zu bieten hat, blättere ich in einem Roman. Max Frisch kommt mit zur *Capanna*, ein Frühwerk, *Antwort aus der Stille*: Junger Typ in existentieller Krise begibt sich in den Kampf mit dem Berg und sich selbst und hofft darauf, dass ihm die Stille dort oben irgendwie den Sinn des Lebens zuflüstern werde. Genauso vage ist mein Plan. „Es ist, als löse sie alles Denken auf, diese Stille, die über der Welt ist; man hört nur noch sein eigenes Herz, das klopft, oder mitunter den Wind, der in den Ohrmuscheln saust. Und wenn einmal eine schwarze Dohle um die Felsen segelt und wieder mit heiserem Schrei entschwindet, immer bleibt diese einsame Stille zurück, die um alles Leben ist und jeden Aufschrei verschluckt, als sei er nie gewesen, diese namenlose Stille, die vielleicht Gott oder das Nichts ist“, schreibt er. Alles klar, gefällt mir, genau die suchen wir. Ich massiere *Voltaren* in meine von der Vorbereitungstour geschundenen Knie und freue mich auf Gott und das Nichts.

### AUFBRUCH

Am nächsten Morgen liegt der Campingplatz stumm da. Feucht und kühl ist Tau in unsere aufgehängte Wäsche gekrochen. Immer noch dräuen Wolken ins Tal. Wenige hundert Meter entfernt strahlen die Drahtseile der Bergbahn ins Weiß. Fast lautlos, bequem und vor allem schnell rauschen die Stahlkabinen in drei Etappen auf 2975 Meter hinauf. Bis knapp unter die *Gnifetti-Hütte*, unsere Zwischenetappe auf dem Weg nach ganz oben. Diese Bequemlichkeit

macht das Monte-Rosa-Massiv so beliebt, „zehn Viertausender in einer Woche“ werden manche Touren beworben. Aber wir biegen links ab, in eine ruhige Gruppe von Wälslerhäusern aus dem 14. Jahrhundert, wo die ursprüngliche, kaum noch begangene Route zur *Gnifetti* startet. Etwas versteckt in einem Gebüsch im Garten eines der Holzhäuser beginnt unser Weg.

Der schmale Pfad nach Otro schlängelt sich um Buchen und Fichten steil den Hang hinauf, wir wandern über Wurzeln und lose Steine. Es ist schwül, um die 20 Grad und ich schwitze. Wir dringen tiefer in das üppige Grün des Waldes ein und lassen Alagna immer weiter unter uns. Selten schallt aus dem Tal noch ein Laut Leben herauf, nur der Sesia bleibt als Hintergrundrauschen. Still wird es. „Manchmal hält er den Atem an, dann ist es, als könne man die Zeit hören, wie sie von den Bäumen tropft, in lauter Augenblicken zertropft“, schreibt Frisch.

### OTRO

Nach einer knappen Stunde erreichen wir Otro. Die ehemalige Wälsler-Siedlung aus einer Handvoll sorgsam restaurierter Holzhäuser, die sich um eine kleine weiße Kapelle gruppieren, erinnert an das *Auenland* in *Herr der Ringe*. Wie eine Tarnung überwächst Gras manche der steingedeckten Häuschen, die sowieso schon mit ihrer Umgebung verschmelzen. In kleinen Gärten wächst Salat und am Wegesrand wilder Rhabarber. Es duftet nach Alpenrosen und Bergkräutern.

Als wir den Passo Foric erreichen, ist es eigenartig still geworden. Kein Rauschen mehr von ▶

**UNTERWEGS** Alles liegt im Dunst, karg und diffus. Nur hin und wieder schlägt ein Murmeltier Alarm.





**WINZIGE PUNKTE** Eine Viererseilschaft überquert den schmalen Grat der Parrotspitze unweit der Signalkuppe

Gletscherbächen, selbst die Steinböcke, keine hundert Meter entfernt, bewegen sich ohne Geräusch. Nur hin und wieder schlägt ein Murmel-tier Alarm. Alles liegt im Dunst, karg und diffus, ist weder Berg noch Tal. Nirgendwo sind Menschen zu sehen.

Aber die Zivilisation lässt uns nur kurz allein. Als wir den Pass auf 2432 Metern überqueren, dröhnen die Motorengeräusche der Pianalunga-Seilbahn dumpf durch den Nebel.

Am Passo dei Salati auf knapp 3000 Metern erwartet uns eine Mondlandschaft. Gewaltige Felsbrocken liegen im Dunst, wie angekippt im Materiallager der Welt. Als sei die Erde hier noch im Rohbau. Über dem Schotterpfad, der die Bergsteiger von einer Seilbahn zur nächsten führt, schützen Sicherheitsnetze vor Steinschlag. Astronauten auf einem Durchgangsplaneten gleich stapfen sie durchs Geröllfeld. Vorbei an Paletten, für die Helikopter zur Abholung vertäut.

## RIFUGIO GNIFETTI

Der trübe Schleier nimmt kein Ende. Auch nicht, als wir unser Nachtlager erreichen. „Die *Gnifetti-Hütte* liegt ab nachmittags grundsätzlich im Nebel, wenn die feuchte Hitze aus der Po-Ebene aufgestiegen ist“, sagt Giancarlo, unser Bergführer. „Erst abends reißt das Weiß stellenweise auf.“ Giancarlo, redseliger Typ mit braunem Vollbart und im Val Sesia groß geworden, wird uns von hier aus über die Gletscher hoch zur *Capanna* führen.

Das *Rifugio Gnifetti*, 3647 Meter hoch auf einem Felsrücken zwischen zwei Gletschern gelegen, brummt. Knapp 200 Bergsteiger tauschen

hier ihre Bergschuhe gegen pinkfarbene Plastiklatschen aus, rasten, um am nächsten Morgen zu den höchsten Gipfeln des Monte-Rosa-Massivs aufzubrechen. Der Geräuschpegel in der Stube lässt die Ohren klingeln. Erst strömt Bier, dann wird gegessen. Eher: opulent gespachelt. Auf mächtigen Porzellanplatten rauschen Pasta, Truthahn und Gemüse heran, Suppe wird ausgeteilt, dann Käse und Brot und zuletzt süßes Gebäck, auf Schieferplatten angerichtet. Römische Verhältnisse. Ich kann die Kalorien gebrauchen.

Noch mehr Bier. Ein paar Japaner hocken da. Vor allem aber Männer und Frauen aus ganz Europa, zwischen 30 und 50, in hautenger Multifunktionskleidung in 90er-Retrofarben. Apfelgrün ist die Farbe der Saison. Geländekarten liegen auf den rustikalen Holztischen, die Alpinisten fachsimpeln über Routen, manche spielen Karten. Sie sind auf der Jagd, die Viertausender sind ihr Wild. „Hier oben kann man einige Gipfel mitnehmen. Die Dufourspitze fehlt mir bislang noch“, sagt Josef aus Kärnten und zählt die Berge auf, die er schon bezwungen hat. Der 44-Jährige scheint ein inneres Sammelalbum mit sich zu führen, dessen leere Seiten gefüllt werden müssen.

Zähneputzen. Tomasz aus Polen steht vor dem Waschbecken, darüber ein Schild: „No drinking water“, drei Ausrufezeichen. Er strahlt mit einer Art Vibrator blaues Licht in seine frisch aufgefüllte Trinkflasche. Faszinierend.

„Was ist das?“

„Ein UV-Licht-Wasserfilter.“

„Was macht der?“

„Wasser filtern.“



**AUFWÄRTS** Die Drahtseile der Pianalunga-Seilbahn strahlen ins Nichts.



**ANGEKOMMEN** Die dünne Höhenluft nimmt den Antrieb. Viele Bergsteiger klagen über Kopfschmerzen

Schweigen. Ich trockne mir das Gesicht. Er zückt sein ultraleichtes Microfaserhandtuch. Um Gewicht zu sparen, habe ich eins meiner Küchenhandtücher zerschnitten. Braune Flecken schlecht gespülter Bratpfannen auf rotweißem Karomuster. Baumwolle. Tomasz guckt aus dem Augenwinkel. Totaler Anfänger. Baumwolle hat auf über 3000 Metern gar nichts verloren. Nur hauchfein verwebte Merinowolle neuseeländischer Fairtrade-Bio-Schafe und Hochleistungs-Kunstfaser lässt Tomasz in dieser Höhe an seinen Körper. Vom Fenster aus beobachte ich, wie er zu seinen Kumpels zurückkehrt. Sie campen in der Finsternis, am Fuße einer Wechte, und nutzen nur die Infrastruktur der Schutzhütte. Ein eisiger Wind weht herein. Die Harten zelten im Garten.

In der Koje gehe ich im Geiste noch mal meine Ausrüstung durch. Ja, vielleicht ist sie unterambitioniert, aber jetzt ist es zu spät. Während der Akklimatisierungs-Tour war mein Rucksack klatschnass, weil ich keinen Regenüberzieher habe. In kurzer Hose fror ich auf 3600 Metern, weil ich keine lange dabei hatte. Viel zu dicke Socken weichten mir die Füße auf und machten Blasen. Aber ich will auch nicht für alles eine Lösung, für jede Unannehmlichkeit einen Überzieher mitschleppen. Ich will vom Leben auch auf die Fresse kriegen, denke ich und drehe mich auf den Bauch. Das wackelnde Hochbett beantwortet jede meiner Bewegungen mit einem Quietschen und Knarzen. Was mache ich hier eigentlich? Den Klang der Stille suchen. Es raschelt im Bett unter mir. Und dann furzt die Frau von Josef aus Kärnten leise.

## ÜBER DIE GLETSCHER

Die Sonne strahlt, zum allerersten Mal, und ein eisiger Wind bläst uns ins Gesicht. Minus sieben. Der Firn knirscht unter unseren Steigeisen. Wir sind früh gestartet, ich fühle mich frisch und erholt, versuche mich in den Rhythmus der Seilschaft einzufinden. Das Leben wird einfach, wenn es sich auf drei Punkte reduziert: Rechter Fuß, linker Fuß, Stockeinsatz. Giancarlo mahnt uns, das Seil gespannt zu halten, als wir über ein Feld mit blau schimmernden Gletscherspalten laufen. Ein mulmiges Gefühl.

Je höher wir kommen, desto stiller wird es. Nur Stapfen und Knirschen. Niemand redet, alle sind mit sich beschäftigt, mit Gehen und Atmen. Wir überholen ältere Bergsteiger, die sich mühsam gen Gipfel schleppen. Bei manchen habe ich den Eindruck, sie werden es nicht schaffen, so erschöpft sehen sie aus. In Zeitlupe überholen wir die rauchende Japanerin vom Vorabend, die sich, fast im rechten Winkel gekrümmt, noch langsamer als wir am Hang abarbeitet. Als würde sie sich in einer ständigen Verbeugung vor dem Berg fortbewegen. Als ich ihr nahe komme, höre ich ihre schweren Atemzüge. „Vielleicht hat sie nur One-way gebucht“, denke ich, „ein Heli

fliegt sie zurück.“ Es würde mich nicht wundern. Vier Mal ist er in der letzten Stunde schon über unsere Köpfe geröhrt, zu einer kaum erkennbaren Felsspitze, wo er Bierfässer anliefern und von wo aus er Pissetanks zurück ins Tal fliegt. Vielleicht auch rauchende Japanerinnen.

Als wir die 4000-Meter-Grenze passieren, ragt in der Ferne das Matterhorn wie eine Pyramide in den Himmel, erhaben und etwas bedrohlich. „500 Bergsteiger sind da schon angekommen“, sagt Giancarlo, der auch als Bergretter arbeitet. Er zeigt auf eine Stelle nicht weit von uns. „Dort drüben ist im April ein Franzose in eine Gletscherspalte gefallen und erstickt.“ Mehr als 20 Menschen hat Giancarlo schon aus Lawinen geborgen. Die Hälfte davon tot.

Soviel Schönheit strömt auf mich ein, dass ich selten an Gefahr denke. So pur, so rein wirken die Berge ringsum. So perfekt in all den Rissen, Klüften, Graten und Überhängen und üppigen Kurven aus Schnee, die sich anmutig wölben.

Manchmal geht jegliches Zeitgefühl verloren und da ist nur noch gehen und atmen inmitten der kalten Ursprünglichkeit. Der Berg streift alles von einem ab, bis man sich völlig nackt fühlt und erlöst von sich selbst.

Die dünne Luft macht mir zu schaffen, wir halten mehrmals kurz an. Schnell komme ich wieder zu Kräften, doch nach wenigen Schritten bleibt die Puste erneut weg. Wir schleppen uns durch den Wind, der meine Wangen so auskühlt, dass es schmerzt.

Giancarlo zieht das Tempo noch mal an. Trotzdem überholen uns stumm Bergsteiger, die nach Gipfeln gieren. Auf einem Grat rechts von uns sind Dreier- und Vierer-Seilschaften unterwegs, winzige Punkte bloß, die sich gegen Sonne und Schnee abzeichnen.

Und dann münden Tausende erklommene Höhenmeter und Wochen der Vorbereitung – Fitnessstraining, Gletscherkurs und Akklimatisierungstour – in diesen einen Augenblick der Ankunft. ▶

**EINSAMKEIT** Manchmal geht jegliches Zeitgefühl verloren. Nur noch gehen und atmen inmitten kalter Ursprünglichkeit







STERNENKLARE  
NACHT, WEIT WEG  
UND TIEF IM TAL  
GLÜHT MAILAND

## DIE CAPANNA

„Sonderbar ist die Stille, die einen keuchenden Kletterer auf dem Gipfel empfängt, eine Stille, die nicht auf ihn gewartet hat, die sich nicht um seine Ankunft kümmert und ihn auf eine unheimliche Weise fast verlegen macht, jetzt, da er sein Streben erfüllt hat und stolz sein möchte, eine Stille, die nichts von Ehrgeiz weiß.“ Die Blasen an meinen Füßen brennen, ich bin nassgeschwitzt und Wind pfeift mir in die halb geöffnete Jacke. Geschafft, angekommen, jetzt gibt es nichts mehr zu tun, außer einfach da zu sein. Ich bin erschöpft und froh. Und überrascht. „Was für ein trostloser Ort“, denke ich, als Giancarlo mich auf dem schmalen Streifen Eis vor der Hütte aus dem Seil nimmt.

Die *Capanna* thront auf einer vergletscherten Wechte, die wie eine weiße Welle auf ihrem Höhepunkt, kurz bevor sie bricht, zu Eis erstarrt ist. Stahlseile verankern den schwarz verkleideten



## IRGENDWO IM WEISS VERGLIMMT DIE SONNE

Holzklötz im Eis, bewahren ihn davor, eine Felswand 800 Meter tief abzustürzen. Und auf dem *Ghiacciaio delle Piode* zu zerschellen, dem der Sesia entspringt, der tausende Meter tiefer an unserem Campingplatz vorbeifließt.

Erschöpft schleppen wir uns die Treppe zur dunklen Trutzburg hinauf, tumb holpern wir auf unseren Steigeisen über die zerfurchten Holzdielen des höchsten Balkons Europas. Sensationell soll er sein, der Ausblick. Sensationell ist nur: so viel Weiß. Wir sehen gar nichts. Ich blinzele ins Nichts, während Giancarlo erzählt, was man alles nicht sieht. Ich weiß nicht, was ich verpasse und könnte entspannt sein. Doch das stumme Weiß beunruhigt. Nebelschwaden dampfen aus dem Höllenschlund hoch. Der Abgrund gähnt seltsam still, ein dickes Blitzableiterkabel hängt ihm ins Maul. „Vielleicht braucht es ein sehr reines Gewissen, damit es dieser Stille standhielte“, räsoniert Frisch. Hin und wieder lösen sich ungesehen Felsbrocken, erst knirschend, dann bröckelnd, dann im lautlosen Fall

TRUTZBURG Stahlseile verankern die CAPANNA im Eis. Drinnen wird Pasta serviert



ohne Aufprall. Als würden sie von der weißen Stille einfach verschluckt.

Mit ihrer dicken Kupferhaut, die vor Blitzeinschlägen schützt, ist die *Capanna* keine Schönheit, eher eine Verschanzung. Ständig sind Ausbesserungen nötig, die Natur versucht unablässig, die mühevoll errichtete Burg niederzuringen.

Drunten wärme ich mich am normalen Gang der Dinge: Pasta wird serviert, es gibt ein warmes Bett, heißen Tee zum Mitnehmen auf die nächste Tour. Aufgebrüht mit geschmolzenem ewigen Eis, der Liter dreimal so teuer wie Benzin. Fließendes Wasser gibt es keins. Neben dem Klo, einem Edelstahlloch, steht ein verschmierter Stab. Noch nie gesehen. Trotzdem weiß ich sofort: Das ist ein Kackstock. Damit schiebt man die Reste ins Loch. Händewaschen? Giancarlo grinst mich an. Duschen?

„Al bun bëc le cul ca spusa.“

„Aha?“

„Das ist Val-Sesia-Dialekt: Der gute Bock ist der, der stinkt.“

„Aha.“

„Anders übersetzt: Der Mann, der stinkt, gefällt den Frauen.“

Davon habe ich bisher nichts gemerkt. Oder ich stinke noch nicht genug. Tatsächlich rieche ich kaum, trotz aller Anstrengung, trotz allem außer-sich-sein und schwitzen. Als würde die kühle Anmut hier oben alles Unwürdige absorbieren.

Während wir Pasta essen, verglimmt irgendwo im Weiß die Sonne. Dann sind auch die letzten Nebel erloschen. Wenig später gehen auf der Signalkuppe die Lichter aus, um 21 Uhr wird der Strom abgestellt.

Am nächsten Morgen ist wieder Welt da. Dunkel ist es noch und eiskalt. Das Herz der *Capanna*, ein dieselbetriebener Generator, steht noch still. Erst um sieben setzt der Pulsschlag wieder ein. Meine Nase ist wund von der trockenen Luft, ein heftiger Kopfschmerz quetscht meinen Schädel zusammen wie ein zu enger Stahlhelm. Statt Frühstück gibt es deshalb erst einmal *Ibuprofen 400*, zwei Stück.

Vom Balkon aus verliert sich der Blick in sterrenklarer Weite, tiefblau, „als sehe man, jenseits des Tages, die Weltnacht.“ Aus der Ferne rollt ein Unwetter an. Wie Feuerbälle lassen Blitze die Wolken lautlos leuchten. Ich laufe aufs Eis und blicke zur Hütte. Dort erwacht langsam Leben. Lichter huschen durch ihren wärmenden Bauch, blitzen kurz am Fenster auf, verschwinden wieder in der Schwärze. Drei Bergsteiger mit Steigeisen und Stirnlampen versuchen leise die Holzterrasse herunter zu poltern. Knapper Gruß. Dann verlieren sie sich wie batteriebetriebene Irrlichter in der Finsternis, wo schwarze Gletscher wie fette Körper schlafender Tiere glän-

zen. Hinter der *Capanna*, weit weg und tief im Tal, glüht Mailand. „Alles trägt eine blasse und spröde Helle, ohne daß man eigentlich weiß woher sie kommt. Vielleicht von der Milchstraße, die über den Firnen flimmert. Und es ist eine Stille im Raum (...), wo man immer das Gefühl hat, daß sie einen töten müsste, wenn man sie wirklich hören könnte.“

Ich sterbe, vor Hunger. Drinnen gibt es endlich Frühstück: Brot, Müsli und eingeschweißte Kekse. Dann hebt der Morgen an und die Sonne wuchtet sich fett und rot über den Roccie Sesia. Die Stube leert sich, man bricht wieder auf ins Nichts, gestärkt für die Unwirtlichkeit. Einen Moment lang ist Stille. Plötzlich erklingen – vorher lief nie Musik – die ersten Takte von „Chan Chan“, Buena Vista Social Club, Amsterdam 1998. Applaus brandet auf. Als wäre das Teil des hochalpinen Rundum-Sorglos-Pakets. Als bräuchte ein Sonnenaufgang auf 4554 Metern noch Inszenierung. Aber es ist gut, sogar richtig gut, ich bin mit all dem tief einverstan-

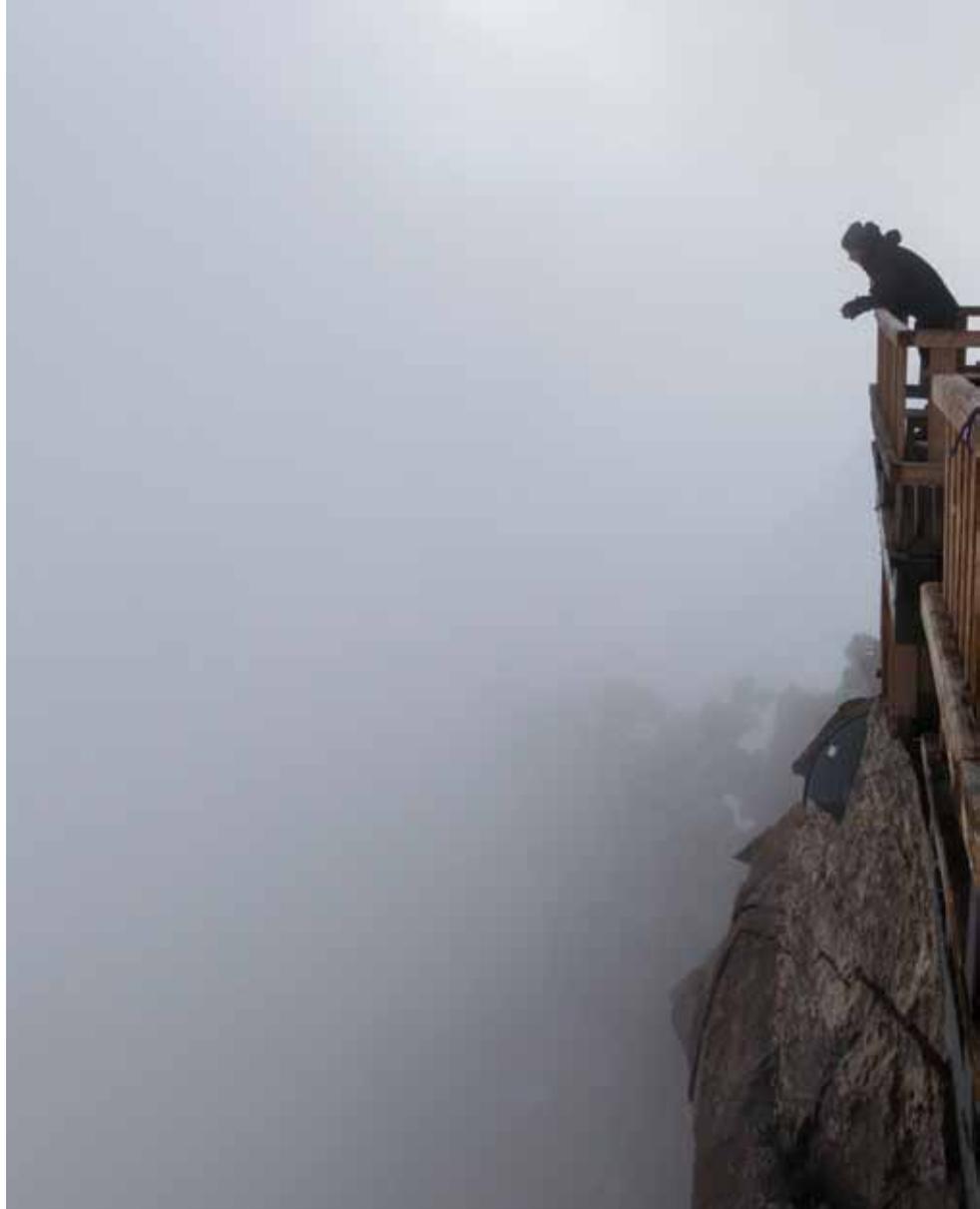
den: Mit der Stille und dem ganzen Bergzirkus drumherum, mit dem irrsinnigen logistischen Aufwand, der betrieben wird, um ein paar Momente lang die Magie der Reduktion erleben zu können. Tibetische Gebetsfahnen wehen im Gebälk der Stube, wo jetzt Kubafeeling in die Stille drängt. Trompeteneinsatz! Und Compay Segundo singt:

„Die Liebe, die ich für Dich habe  
Kann ich nicht verleugnen  
Ich fließe über  
Kann nichts dagegen tun.“



**TOBIAS OELLIG** war das erste Mal auf über 4000 Metern unterwegs. Die Handschuhe aus dem Ein-Euro-Shop hielten seine Finger in dieser Höhe auch bei den zum Teil eisigen Temperaturen erstaunlich warm.

**ABGRÜNDIG** Vom höchsten Balkon Europas blickt man ab nachmittags in Nebelschwaden. Hin und wieder lösen sich Felsbrocken, erst knirschend, dann bröckelnd, dann in lautlosen Fall.



# „UND DAT WAR 'S DANN“

Für Opel geht es nach langen Jahren der Krise langsam wieder bergauf. Mit Investitionen in Milliardenhöhe versucht der Mutterkonzern General Motors den krisengeschüttelten Autobauer wieder auf die Spur zu bringen. Das Werk Bochum bleibt dabei auf der Strecke, Stück für Stück wird es stillgelegt. Auch Dirk Rentz, gelernter Industriemechaniker und seit 1989 im Unternehmen, wird seinen Job verlieren.

FOTOS FRANZISKA GILLI



GLÜCKLICHE ZEITEN Als Dirk Rentz seine Lehre begann, war die Opel-Welt noch in Ordnung. Fotos vergangener Tage

Opel-Bochum, Werk I, August 2013, ein Jahr vor der Stilllegung. Über dem Opel-Logo brauen sich dicke Regenwolken zusammen. Dirk Rentz, 41, kantiges Gesicht, kräftige Arme und mit Pomade nach hinten gelegte schwarze Haare, zieht an einer selbst gestopften Zigarette und guckt in den dunklen Himmel. „Tja. Traurig“, sagt er, knapp und trocken. An den Zäunen flattern „Wir bleiben Opel“-Banner. Seit über 20 Jahren steht er als Industriemechaniker im Presswerk. Nächstes Jahr wird er arbeitslos sein.

Als Rentz Anfang der Neunziger seine Lehre begann, sah der Himmel über Bochum noch heller aus. Opel verkaufte fast eine halbe Million Autos in Deutschland und der Marktanteil lag bei knapp 16 Prozent. Opel schrieb solide Gewinne, die besten Ergebnisse seit 1979. Das Image war gut, Opel war in. Millionen Deutsche feierten im Kino die Actionkomödie „Manta, Manta“, mit der Till Schweiger seine Karriere startete. In Spitzenzeiten arbeiteten im Werk Bochum über 20 000 Metaller. Doch im Laufe der 90er Jahre verlor der Au-

„WIR SIND HIER  
IM POTT.  
DA KRIEGSE AUCH  
SCHON MAL ERST  
WAT INNE FRESSE,  
UND DANN  
WIRD GEREDET.“

tobauer immer weiter an Boden. Fehler im Marketing, bei der Produktentwicklung und Qualitätssicherung stürzten das Unternehmen in eine Krise. Der Anfang vom Ende begann, 2014 ist Schluss. Aber der Ärger geht weiter.

„Mittlerweile kann ich mir dat Gezanke nicht mehr anhören“, sagt Dirk Rentz. Seit mehr als zehn Jahren engagiert er sich als gewerkschaftlicher Vertrauensmann. Er ist Ansprechpartner für seine Kollegen, informiert mit Flugblättern und Zetteln am schwarzen Brett.

**LEERGEFEGT** Stadt, Land und Investoren sollen in der Entwicklungsgesellschaft BOCHUM PERSPEKTIVE 2022 eine Lösung für die Nutzung des Werkgeländes erarbeiten



**STILLGELEGT** „Bei Opel herrscht im Moment eine unglaubliche Aufbruchstimmung“, sagte Opel-Chef Karl-Thomas Neumann auf der IAA im September 2013. In Bochum herrscht eher Abbruchstimmung



Rentz ist stolz, dass er mitgeholfen hat, einige Schlachten im Kampf um die Erhaltung von Arbeitsplätzen zu gewinnen. „Sonst wären wir jetzt mindestens 1000 Mann weniger oder sie hätten uns den Laden schon längst dicht gemacht!“ Neben dem gewerkschaftlichen Engagement geht er jeden Monat zum Betriebsrats-Stammtisch. In der Gaststätte „Zur Alten Zeit“ besprechen Rentz und seine Kollegen Strategien für einen Kampf, der eigentlich schon längst verloren ist. Jetzt geht es nur noch um Sozialpläne, Abfindungen und Umschulungen, darum, den Kollateralschaden gering zu halten.

„Es sind ja nicht nur unsere Arbeitsplätze, die verloren gehen, sondern auch die der Zulieferer“, sagt Rentz, während er über das weitläufige Werksgelände geht. In Bochum produziert Johnson Controls Autositze für Opel, Hella liefert Scheinwerfer aus Paderborn, Continental die Reifen. „Man hat mal gesagt, dass dreißigtausend Arbeitsplätze an unserem Werk hängen. Für Bochum ist das ‘ne Katastrophe.“ Dreißigtausend. Rentz wiederholt die Zahl zweimal und

verliert darüber die Fassung, hebt seine Stimme. „Manchmal, da willze denen auch einfach nur vor’n Kopp kloppen!“

„Denen“ – das sind die Opel-Chefs, das sind die Leute von GM, die aus der Ferne die Fäden ziehen und sich noch nie bei den Bochumer Arbeitern haben blicken lassen. „Das ist auch besser so für die hohen Herren“, sagt Rentz. „Wir sind hier im Pott. Da kriegs’ e auch schon mal erst wat inne Fresse und dann wird geredet.“

Rentz lässt seine Wut im Rauch der nächsten Zigarette aufgehen. Sein Blick wandert über weite Asphaltflächen, auf denen nichts mehr stattfindet. Die Umgebung wirkt wie leergefegt.

„Da, wo jetzt die Tankstelle ist, waren früher überall Opel-Parkplätze“, sagt er.

„Da, wo die Drehkreuze sind, saß früher mal Sicherheitspersonal.“

„Da, wo früher mal die Krankenkasse war – alles verkauft.“

Und: „Da stand mal Opel dran, dann hamse da ne kleine Bankfiliale rein gemacht, alles untervermietet.“ Die Bankfiliale wurde mittlerweile durch einen Automaten

ersetzt, Gras steht kniehoch und struppig vor den leeren Geschäftsräumen. Auch stillgelegt.

Opel verschwindet stückweise aus Bochum.

„Für die hohen Herren ist das hier ‘nen Paradebeispiel dafür, wie man so ‘n riesiges Werk zumacht, ohne zu viele Wellen zu schlagen.“ Rentz regt sich schnell auf, wenn es ums Thema Opel geht. Manchmal so sehr, dass ihm die Worte für seinen Zorn fehlen. Dann schüttelt er stumm den Kopf und für einen kurzen Moment ist seine Ohnmacht spürbar. Meistens schlägt sie schnell in einen trotzigen Humor um, dann sagt er Sätze wie: „Zu meinem 25-jährigen Dienstjubiläum machen sie den Laden dicht, ist doch auch schön“ und schiebt ein trockenes Lachen nach. Jetzt ist wieder so ein Moment: Rentz schüttelt stumm den Kopf, sucht nach Worten, winkt ab und sagt dann „Komm. Jetzt geh’n wa ers’ma ‘ne Currywurst essen.“

In einer Pommesbude, unweit vom Werk. Rentz bestellt eine „echte Dönninghauser“ – Qualitäts-Currywurst aus der Bochumer ▶



**SCHLECHTE AUSSICHT** Auf Bochum kommen harte Zeiten zu. Dirk Rentz auf seinem täglichen Arbeitsweg

Traditionsmetzgerei – im Schweinedarm. Nach der Schicht brauche er schon mal eine drei- oder vierfache. Würste brutzeln, aus Friteusen steigt der Geruch von heißem Fett.

„Wär' ich damals im Norden geblieben, hätt' ich das Problem mit Opel jetzt nicht“, sagt er. Nach dem Wehrdienst in Hamburg hätte er sich eigentlich verpflichten wollen, bei der Luftwaffe habe er sich wohl gefühlt. Heute bereut er es sehr, nicht dageblieben zu sein. Wegen der damaligen Freundin kam er zurück nach Bochum. „Aus heutiger Sicht ein Fehler in meinem Leben“. Rentz sitzt auf einem weißen Plastikstuhl hinter der Pommestube und schweigt. Er wirkt betreten. Dann zuckt er mit den Schultern und grinst: „Aber die konnten da oben auch keine Currywurst: Bockwurst mit so'n bisknen Ketchup dabei. Pack dat weg und gib mir lieber mal nen Schnitzel, hab ich denen gesagt.“

Mit seinem 20 Jahre alten 3er-BMW fährt Rentz durch die Stadt „tief im Westen, wo die Sonne verstaubt. Keine Schönheit, vor Arbeit ganz grau.“ Grönemeyer hat treffende Worte für Bochum gefunden. „Als ich mich entscheiden musste, wo es hingehet, führte kaum ein Weg an Opel vorbei. Man ist damit groß geworden.“ Die Bedeutung des Werks für die Stadt ist enorm, zwei Generationen haben hier gearbeitet. Vor 50 Jahren war Opel die Antwort auf das Zechensterben im Ruhrgebiet, viele ehemalige Kohlekumpels fanden hier Arbeit. Das Bochumer Automobilwerk, auf dem ehemaligen Betriebsgelände der Zeche Dannenbaum erbaut, war damals eines der modernsten

der Welt. Rund 9000 Opelaner, die diesen Namen wie einen Titel trugen, produzierten hier den Kadett A. „Opel Kadett – kurz gesagt: o.k.“ wurde der Wagen damals beworben. Heute ist nichts mehr „o.k.“ Nur ein Logistikzentrum bleibt bis 2016 erhalten, 3000 in der Auto-Produktion Beschäftigte verlieren im nächsten Jahr ihren Job. Der Arbeitsmarkt, der sie aufnehmen soll, ist schon jetzt überlastet. Jeder zehnte Bochumer ist arbeitslos.

Rentz hat früh angefangen, sich auf das Ende vorzubereiten. MS-Office-Workshops und den Gabelstaplerführerschein gemacht, Bewerbungen verschickt, Vorstellungsgespräche vereinbart. „Aber wenn die mir wat von zehn Euro fuffzich die Stunde erzählt haben, hab ich mir an Kopp gepackt – danke und tschüß!“ Viele Opelaner sind auch nur deshalb solange geblieben, weil Opel so gut zahlt. Mit einem durchschnittlichen Bruttoarbeitslohn von 33 Euro die Stunde liegt der Autobauer 17 Prozent über dem Lohnniveau in Nordrhein-Westfalen.

Vor allem habe ihn aber die Verbundenheit zur Heimat hier gehalten, sagt Rentz, als er seinen BMW vor einem Mehrfamilienhaus in Bochum-Langendreer parkt. Hier wurde er geboren und hier ist er aufgewachsen, mit Opa und Vater von klein auf zum VFL gegangen. „Ich konnte schon ins Ruhrstadium gucken, als et dat noch gar nicht gab“, sagt er mit einem Augenzwinkern. Seinem Verein hat er immer die Treue gehalten, in guten und in schlechten Zeiten, egal ob erste oder zweite Liga. So wie Opel auch. Solidarität spielt für ihn eine große Rolle. Wenn er sich nicht beruflich für seine Kollegen enga-

giert, hilft er ihnen auch nach Feierabend häufig. Morgen wird er einem Opelaner-Kumpel die Wohnung tapezieren. „Dat is so'n bisknen mein Fehler: Dat ich immer soviel für andere tu“, sagt er.

In der Wohnung drückt ihm seine Lebensgefährtin Melanie ein DHL-Paket in die Hand. Ersatzteile für seine ferngesteuerten Modellautos. Wenn Rentz keine Zafira-Bleche tiefziehen muss oder an seinem BMW schraubt, baut er kleine Autos zusammen. „Aber ganz sicher keine Opel, in tausend Jahren nicht!“, sagt er und zündet sich noch eine an. An Wochenenden fährt er auf Parkplätzen Rennen mit seinem Schwager.

Melanie, kurze blonde Haare, blaue Augen und Delphintattoo auf der rechten Schulter, streichelt Samson. Eine von vier Katzen, die in der Wohnung umhertigern. Seit sechzehn Jahren wohnt sie mit Dirk zusammen. Kinder haben sie

keine. „Wenn's nach mir ginge, hätte ich schon nen ganzen Stall voll“, blafft Melanie in Dirks Richtung und lacht ein gepresstes kehliges Lachen. Dirk blafft zurück. „Ich möchte meinem Kind sagen können: Du kriechst auch morgen noch wat auf'n Teller. Und nicht wat vonne Tafel holen müssen.“ Die Zukunft sei ihm zu ungewiss, gespart habe er auch nie viel. Dann schweift er ab, wie er das oft tut, wenn er sich aufregt. „Die Pflegekosten von Omma und Oppa haben deren ganzes Ersparnes aufgefressen und dann wollten die vom Amt auch noch wat von meinem Vatter haben.“ Also keine Kinder. Rentz' Augen blitzen kurz auf, er grinst. „Da sollen sich meine Kinder nich' mit rumschlagen müssen. Wenn et mal soweit ist, soll man mich einfach in Sand stecken. Und dat war's dann.“

TOBIAS OELLIG



**UNGEWISS** Wie es 2014 für ihn weitergeht, weiß Rentz nicht. Aber in Bochum will er bleiben

# „ES GIBT KLASSEN, WO ALL DAS VIELLEICHT DREI MINUTEN WIRKT“

Dr. Stefan Warthmann hat in Theologie promoviert und unterrichtet seit neun Jahren Katholische Religion, Deutsch und Psychologie am Gymnasium in Stuttgart Feuerbach.

Wir fragten ihn nach seinen Tricks, um eine Schulklasse still zu kriegen.

FOTO ULI REINHARDT



*Wieviel Zeit verbringen Sie jeden Tag damit, die Klasse zur Ruhe zu bringen?*

So circa... anderthalb Stunden pro Schultag.

*Auf ein Lehrerleben gerechnet ist das ein ganzes Jahr, das Sie damit verbringen.*

Ja. Aber anders geht es einfach nicht. Unruhe ist der Stress- und Belastungsfaktor Nummer eins in der Schule. Das Spannende: Selbst die „Verursacher“, die Schüler, erleben das so. In Umfragen sagen sie, was sie am meisten nervt, sei der Krach.

*Die Stunde beginnt ja meistens im Lärm. Sie kommen herein...*

...und ich bleibe einfach nur stehen. Schau sie an. Die ganz kleinen kommen dann trotzdem und sagen „Herr Warthmann, Herr Warthmann, ich hab mein Heft vergessen und darf ich die Hausaufgaben, und, und, und.“ Darauf reagiere ich gar nicht, sondern warte, bis alles ruhig ist. Dann gibt

es ein paar Millisekunden Stille. *Was passiert in diesem Moment?*

Ich muss meine Mimik erstmal erstarren lassen, um die Schüler ganz ruhig angucken zu können. Oft sind sie dann zunächst verunsichert und schauen mich stumm an, bis sie zu sich kommen. Stille hat eine große Kraft.

*Stille ist also die Leinwand, die sie erstmal spannen müssen, bevor überhaupt etwas stattfinden kann.*

Ja. Wenn ich hektisch hereinkomme und diesen Moment der Stille vergesse – dann wird die Stunde nix.

*Und wie sorgen Sie während des Unterrichts für Stille?*

Wenn sie quatschen, spreche ich sie an. „Gehört das dazu, wollen wir das gemeinsam diskutieren?“ Dann sind sie ganz verwirrt, weil ich das tatsächlich ernst meine. Manchmal genügt es auch, einfach hinzugehen.

*„In die Nahdistanz gehen“ heißt das in einem Ratgeber für Lehrer.*

Naja, das ist eine sehr kämpferische Sprache. Meine ruhige, körperliche Präsenz bewirkt ganz einfach, dass sie still werden. Häufig benutze ich auch einen Klangstab, mit dem ich ein akustisches Signal gebe.

*Der Klangstab ist Ihr Stille-Zepter.*

Sozusagen, wobei das immer Angebotscharakter hat. Als Konzentrationshilfe und Entschleunigung. Stille sollte kein Autoritätsinstrument sein. Bei den Kleinen habe ich zum Beispiel so einen Redeball: Man wirft sich einen Ball zu und nur wer ihn in der Hand hält darf reden. Das finden die ganz toll. Es gibt aber auch Klassen, wo all das vielleicht drei Minuten wirkt. Da darf ich meine Stille-Mittel dann nicht zu inflationär einsetzen. Im Religionsunterricht machen wir auch eine Meditationsübung, wo anschließend alle über ihre Erfahrung in der Stille berichten können.

*Was funktioniert noch gut?*

Bei den älteren geht es auch mit Witz oder Ironie. Da frage ich

dann „Stört es Sie arg, wenn wir hier Unterricht machen, während Sie sich unterhalten?“

*Aber manchmal hilft auch einfach nur schreien, oder?*

Ein kräftiger Brüller – das passiert schon mal. Letztendlich ist das aber ein ohnmächtiges Schreien. Das wird auch von den Schülern so verstanden. Oft sagen sie, ein Lehrer sei nicht gut, „weil er so oft brüllt“. Deshalb ist es für mich auch nur im Notfall ein Mittel.

*Brauchen Sie in Ihrer Freizeit besonders viel Ruhe?*

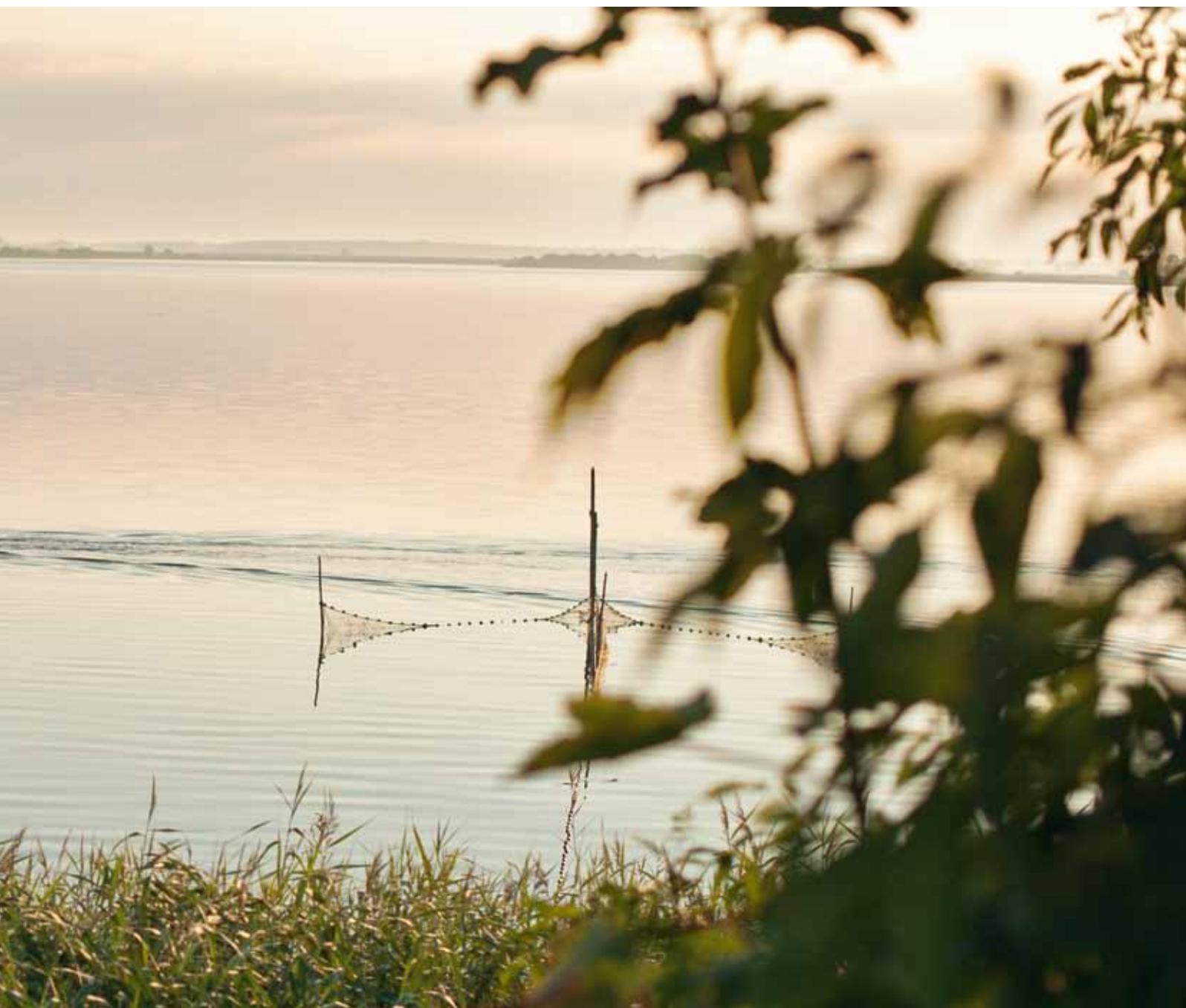
Ich höre viel klassische Musik: Mahler, Mozart, Verdi und Bach. Musik, die auch irgendwie in die Stille führt. Und ich versuche jeden Morgen eine stille Kontemplationszeit zu haben. Das ist sehr erholsam, sich die Stille als Hintergrund immer wieder bewusst zu machen. Das ist für mich auch eine Art Psychohygiene.



# DAS ENDE DER GEMÜTLICHKEIT

*Die Insel Ummanz galt bisher als Geheimtipp für alle, die in den Sommermonaten nach einem ruhigen Plätzchen an der Ostsee suchen. Jetzt will der Bürgermeister das Eiland für den Massentourismus aufbereiten lassen. Die Bewohner fragen sich: Darf einer allein entscheiden, wie es bei uns weitergeht?*

TEXT ANNIKA KIEHN  
FOTOS MAX KESBERGER



„**V**on der Stille können wir nicht leben.“ In seinen Händen hält Holger Kliewe, Bürgermeister von Ummanz, den „Masterplan 2020“. Damit will er die kleine Ostseeinsel aus der Bedeutungslosigkeit retten. Noch ist nichts passiert, doch die Bewohner laufen zu Protest auf. Sprachrohr des Widerstands sind die Brüder Christian und Steffen Leistikow, die auf der Insel aufgewachsen sind. Soviel Aktionismus ist ihnen nicht geheuer. Sie fürchten, um den unverwechselbaren Charakter ihrer Heimat.

Abendstimmung am Focker Strom – ein Postkarten-Moment. Die Sonne gleitet langsam den Horizont hinunter und leuchtet die alten Fischerkähne an, die sachte im Wasser wiegen. Kein Mensch weit und breit. Nur das Gefühl, mit sich und der Welt allein zu sein – willkommen auf Ummanz.

Wie ein Wurmfortsatz klebt das Inselchen an Rügen dran. Ein kleiner Leuchtturm, sechs Meter hoch, begrüßt jene, die sich hierher verirren. 15 000 Besucher sind das im Jahr. Die meisten der zwei Millionen Touristen, die jeden Sommer nach Rügen oder zur Insel Hiddensee pilgern, lassen Ummanz links liegen, das Aschenputtel der drei Schwesterinseln. Unscheinbar und unauffregend. „Wir haben alles außer Sandstrand“, spotten seine Bewohner liebevoll.

Viel ist hier nicht los. Die Hauptattraktionen um die gotische Backsteinkirche sind schnell besucht: eine Töpferei, das Nationalparkmuseum und eine große Kaffeerösterei. Grasende Haflinger runden das Idyll ab. Eine zwölf Kilometer lange Straße führt einmal im Kreis um die Insel.

Fahrradfahrer biegen gern in das Fischerdorf Freesenort ab. Inmitten der Abgeschiedenheit von Weiden und Deichwiesen schlummern hier

die Perlen der Insel, zweihundert Jahre alte Reetdachhäuser. Ihre Bewohner dürfen nicht einmal Solarlampen im Garten aufstellen, um die Authentizität nicht zu verfälschen.

Surfer kommen, um sich vom Wind auf dem flachen Ostseewasser tragen zu lassen. Andere Gäste genießen einsame Deichspaziergänge. Im Norden, inmitten des Nationalparks „Vorpommersche Boddenlandschaft“, treffen sich die Vogelkundler. Im Herbst hocken sie getarnt in den Büschen und warten auf die 60 000 Kraniche, die jedes Jahr landen. Mehr passiert nicht. Ganz gleich, zu welcher Tageszeit man auf Ummanz unterwegs ist, meist ist man allein.

Doch das soll sich ändern. Holger Kliewe, 50, wird dafür sorgen. Mit dem „Masterplan“ geht es nun ans Eingemachte. Die Zukunft auf 20 Seiten, eine Powerpoint-Präsentation, gebunden in einem schlichten Folienhefter. ▶

Entspannt sitzt er auf der Terrasse seines Restaurants. Auf seinem Hof züchtet er Weihnachtsgänse, Kinder können bei ihm Ponyreiten oder Traktorfahren. Seit gut einem Jahr ist der studierte Landwirt Bürgermeister von Ummanz.

Ein Karohemd wölbt sich über dem Bauch, die Jeans sitzt lose am Körper. Sein rundes Gesicht mit den wasserblauen Augen ist braun gebrannt. Man sieht ihm nicht an, dass er mit vier Stunden Schlaf pro Nacht auskommt. Er braucht die Zeit für wichtigere Dinge: Seinen Hof, die Treffen der CDU, den Rassegeflügelzuchtverein und den Rotary-Club Rügen. Und jetzt ganz besonders für Ummanz.

Ruhe gibt es für ihn nur auf dem Friedhof. 600 Einwohner leben verteilt auf der kleinen Insel und am Rand von Rügen. In den kommenden zehn Jahren werden es wohl noch mindestens hundert weniger werden. Der nächste Arzt oder Kindergarten ist zehn Kilometer entfernt. Ein kleiner Lebensmittelladen versorgt die Bürger mit dem Nötigsten. Die Post hat ihre Filiale im Juli geschlossen.

Angesichts der klammen Haushaltskasse wäre es besser, mit der Nachbargemeinde zu fusionieren, doch das kommt für Kliewe nicht in Frage. „Wenn zwei Arme heiraten, sind sie noch lange nicht reich.“ Die Touristen sollen es richten. 100 000 Euro hat er vom Land bekommen, um für die „stille Schwester Rügens“ zu werben.

Mit den Investoren Jens Brauer und Hans-Jürgen Pohl hat er seine Mitstreiter gefunden. Vor zwei Jahren kauften die beiden Unternehmer aus Hamburg den großen Campingplatz. Brauer führt die Geschäfte vor Ort, während Pohl, im Rentenalter, auf einer Yacht im Mittelmeer weilt. Ihr Geld haben sie mit Projekten in der Wind- und Solarenergiebranche gemacht. Jetzt haben sie sich Ummanz ausgesucht. Sie wollen dafür sorgen, dass der weiße Fleck auf der Landkarte zum Besuchermagneten wird.

Luxuscamping soll das neue Aushängeschild werden. Einhundert Fertigbungalows wollen sie auf dem Campingplatz errichten. Zwanzig kann man bereits mieten für 120 Euro die Nacht. Für die Hälfte des Preises könnte man ebenso gut in einer der rund fünfzig Ferienwohnungen übernachten.

Gleich nebenan haben sich die Investoren das große Feld gesichert, das zwischen ihnen und dem Surfhostel liegt – so groß wie 45 Fußballfelder, feinste Deichlage. Pohl sähe dort gern einen Naturpark. Die Rehe, die stille Beobachter jetzt noch in freier Wildbahn seelenruhig beim Gras beobachten können, sollen dann eingezäunt werden. Dazwischen pittoreske Finn-Hütten für den Traum vom naturverbundenen Zusammenleben.

Brauer liebäugelt mit einem „Wavegarden“. Ein künstliches Wassersportparadies, das Wellenreiten auf dem flachen Land möglich macht, ähnlich wie Skihallen mit Kunstschnee. Das ist der neueste Schrei in der Surfszene. Zum nächs-



**UMTRIEBIG** Für Holger Kliewe ist die Sache klar: „Wenn sie einen Unternehmer als Bürgermeister wählen, dann unternimmt der auch was.“



**BESORGT** Christian Leistikow hat den Protest ins Rollen gebracht. „Wir machen’s ja nicht für uns, sondern für eine kleine bessere Welt.“

ten Sommer wollen sie davor einen kleinen Sandstrand aufbaggern.

Bisher hat der Großlandwirt dort sein Korn angebaut. Kliewe soll ihn bedrängt haben, die Flächen herzugeben. „Das Stück Land war sowieso nicht das fruchtbarste“, sagt Investor Brauer, 53. Seine Pacht bringt der Stadt Stralsund mehr ein als Kornfelder, so einfach ist das. Seit 1341 gehören fast alle Flächen der Insel zum Heiligengeistkloster der Hansestadt.

Das Projekt Ummanz ist für Brauer ein Abenteuer. „Es ist meine Emotionale“, sagt er. Randlose Brille, kahles Haupt. Sein Büro liegt über der Rezeption des Campingplatzes. Teure Whiskyflaschen zieren das Fensterbrett. Eine Golfausrüstung lehnt in der Ecke.

Brauer möchte das ehemalige Gutshaus der Gemeinde haben. Fachwerkbau, der zu DDR-Zeiten mit einer unansehnlichen Betonschicht übertüncht wurde. Dennoch lukrativ, weil es auf einem der wenigen Grundstücke steht, die nicht Stralsund gehören. Wenn er wollte, könnte er es danach weiterverkaufen.

Den Bürgermeister schert das wenig. Er ist froh, wenn die Gemeinde nicht mehr für den Unterhalt aufkommen muss. Außer ein paar Geflügelschauen passiert dort eh kaum etwas.

Kliewe und die Investoren sind sich einig: Sie wollen mehr Touristen. Ein Solarmobil soll diese stressfrei auf die Insel befördern. Dafür wollen sie einen großen Parkplatz bauen, genau gegenüber von seinem Erlebnishof, den er auch erweitern möchte – erst einmal ein Hühnerbrüstchen essen bei Kliewe.

Seit er den Plan aus der Tasche gezogen hat, ist die Stimmung bei den Inselbewohnern im Keller.

„Dürfen ein paar Einzelne hier so gravierende Veränderungen vornehmen?“, fragen sich Christian und Steffen Leistikow. Christian hat früher mit Kliewes Sohn gespielt. Welches Grundstück an wen verkauft wurde, hat sie bisher wenig interessiert. „Was sollen wir hier mit einem Disneyland?“ Christian Leistikow, 27 zieht verächtlich die Augenbrauen hoch. „Reicht doch schon, was aus Rügen und Usedom geworden ist. Alles zugestraft dort und jetzt kommen die Luxusapartments.“ Sowas will er nicht auf seiner Insel. Wer Attraktionen will und blaues Meer, braucht sowieso gar nicht erst zu kommen. Die Ostsee schimmert hier bräunlich und ist so flach, dass man nach 500 Metern gerade mal bis zum Bauch im Wasser steht.

Zehn Jahre lang hat sein Bruder Steffen, 32, hier als Surflehrer gearbeitet, einen Steinwurf vom reetgedeckten Elternhaus entfernt. Von dort geht der Blick nach Hiddensee. Jeden Abend sitzt ihr Vater auf einer kleinen Holzbank und genießt den Sonnenuntergang. Als angehender Lehrer für Sport und Philosophie hat Steffen die aschblonden Locken auf eine seriöse Länge gestutzt. Bruder Christian gelt die dunkelbraunen vollen Haare gern nach hinten, besonders, wenn er mit seiner Rockabilly-Band



**BESCHAULICH** Bislang hat sich auf der Insel nicht viel verändert. Nur die Reetdächer müssen ab und an erneuert werden. Um den Charakter von Ummanz zu bewahren, dürfen manche Hausbesitzer nicht einmal Solarlampen in ihrem Garten aufstellen.

auftritt. 800 Comichefte hat er gesammelt. Frei nach Spidermans Devise „Aus großer Kraft folgt große Verantwortung“ hängt er sich in die Kommunalpolitik. Die Mutter mag das nicht so gerne. Sie hat Angst, dass die anderen Bewohner schlecht reden könnten. Im Januar hatte Christian sogar überlegt, bei der Bürgermeisterwahl gegen Kliewe anzutreten. Der gewann mit einem wenig schmeichelhaften Ergebnis. Gerade einmal die Hälfte der Bürger stimmte für ihn.

Dennoch gibt sich Kliewe unbekümmert. „Wenn sie einen Unternehmer als Bürgermeister wählen, dann unternimmt der auch was.“ Jetzt wird durchgezogen, was in zwanzig Jahren Gemeindepolitik liegengelassen ist. Wenn 2016 Landtagswahlen sind, würde er gern kandidieren. Dann könnte er zeigen, dass er einer ist, der etwas vorantreibt.

Jeden ersten Montag im Monat ist Gemeindevertreterversammlung. Besser als manches Abendprogramm, findet Christian Leistikow, und eine gute Vorbereitung für seine Examensarbeit. Thema: Die Wiederbelebung von Kommunikation auf kommunalpolitischer Ebene in ländlichen Gemeinden. Die Heimat als Forschungsobjekt.

Christian trifft sich mit Kliewe, um über Alternativen zu sprechen. Regionalwährung zum Beispiel. Mit dem Investor Brauer hat er sich lange unterhalten, ob man diese wahnsinnigen Pläne nicht irgendwie abmildern könnte. Bei beiden ist er gnadenlos abgeschmettert. „Nur weil ich keine Millionenprojekte auf meiner Visitenkarte habe, ist das für mich kein Grund, dass mein Wort weniger Wert hat als das eines Investors.“ Immer wieder liest er in der Zeitung von Dörfern, die sich mit innovativen Lösungen um ihre Eigenständigkeit bemühen. Das muss doch auch für Ummanz funktionieren.

Um besser durchblicken zu können, nehmen Christian und Steffen die Widrigkeiten der Kommunalpolitik auf sich. Sie studieren die Kommunalverfassung und hören sich bei den Sitzungen an, wie Grundstücke vergeben, Bauanträge bewilligt und Gelder für Straßen berechnet werden. Was dort passiert, kommentiert Christian auf Facebook. 74 Mitglieder zählt die Gruppe „Ummanzer Stammtisch“, ein überraschendes Echo für die sonst eher verschlafene Gemeinde. Mit ihrem Interesse haben sie auch andere Bewohner angesteckt – statt der üblichen fünf Besucher ist der Tagungsraum im

Landclub Lieschow neuerdings rappellvoll. „Wir machen’s ja nicht für uns, sondern für eine kleine bessere Welt“, sagt Christian.

Wenn sich Uwe Holzerland, der Wirt der Fischergaststätte, mit Bewohnern oder Stammgästen unterhält, hört er viel Unmut heraus. Die Stimmung auf der Insel bezeichnet er als „katastrophal“. Die Arme ruhen auf dem Tisch, für einen Moment guckt er nachdenklich aufs Wasser. Eigentlich hat er andere Sorgen. Er sucht dringend einen Nachfolger, mit 70 Jahren will er nicht mehr jeden Tag von sieben Uhr morgens bis Mitternacht arbeiten. Kliewes „Masterplan“ lässt ihn trotzdem nicht unberührt. „Das einer bestimmt: So machen wir’s!, das geht nicht.“

Gelegentlich sitzen ein paar der Stammtisch-Mitglieder beisammen. Kliewe nennt sie abschätzig „die Truppe“. Dann merken sie, dass sich fast alle einig sind. Viele halten sich trotzdem lieber mit ihrer Meinung zurück. Für manch einen ist es wichtig, dass er mit dem Bürgermeister gutgestellt ist.

Kliewe weiß das. „Der Bürgermeister ist ein Pfahl in der Gemeinde, an dem sich jeder scheuert“, hat mal einer zu ihm gesagt. Vor sieben Jahren, als die Presse über die Vogelgrippe auf sei- ▶

nem Hof berichtete, nutzte er jede Kamera, um für Ummanz zu werben. Über seinen „Masterplan“ mag er jetzt nur noch ungern sprechen. Die Politik hat Sommerpause, da könnte er sich in Ruhe auf seinen Hof konzentrieren. Aber diese „Truppe“ ist ihm lästig, hinterfragt alles und jetzt hat sie Unterschriften gesammelt für eine zweite Einwohnerversammlung. Wozu, fragt er sich. „Hätten die alles schon wissen können, wären sie mal früher zu den Sitzungen gekommen.“ Informationen ins Internet zu stellen ist ihm zu anstrengend. Wer nicht da war, hat Pech gehabt.

Einer, der schon vor zwei Jahren mit ihm über die Vermarktung der Insel sinnierte und trotzdem nichts erreichte, ist Gerd Lips, pensionierter Neuropsychologe. Vor fast 20 Jahren zog er in das Reetdachhaus gegenüber vom Campingplatz. In großen Regalen reihen sich Ordner, die mit Worten wie „Nachhaltiger Tourismus“ oder „Projekt Ummanz“ beschriftet sind. Er wollte die Stille inszenieren: Kneipkuren, therapeutisches Surfen mit behinderten Kindern, Ummanz als Fischerdorf wiederbeleben. Viele Einwohner machten Vorschläge, wie sie die Insel finanziell aus der Misere retten könnten. Wenn



**AUFGEREGT** Ein seltener Moment: Die Bewohner haben sich versammelt, um mit dem Bürgermeister über den Masterplan zu debattieren.

Lips davon spricht, überschlägt sich seine Stimme gelegentlich vor Euphorie, er fuchtelt mit den Händen, beschwörend wie ein Zauberer.

„Doch mit der Machtergreifung Kliewes änderte sich die Richtung“, seufzt Lips. Er ist enttäuscht, wie sich der Bürgermeister von den Investoren leiten lässt. „Da kommen zwei aus Hamburg mit einem vollen Bankkonto und meinen zu wissen, was die Insel braucht.“

Für Kliewe ist Lips „ein Vordenker, aber kein Umsetzer.“ Was Ummanz wirklich braucht, ist einen wie ihn, der was riskiert. Keine Schaumschläger mit verquerten Heimatgefühlen wie Christian und sein Bruder. „Die sind ja nicht mal hier gemeldet!“

Auch Gemeindechronistin Rita Hoff, 67, nervt ihn. Für sie ist das besagte Gutshaus kein Schandfleck, sondern „das Tafelsilber“. Die blonde Frau mit der Perlenkette ist Kliewes ehemalige Lehrerin. Sie weiß, wie fleißig der Holger ist. Aber auch, wie beratungsresistent. „Tolle Pläne, das einzige, was stört, sind die Bewohner.“ Sie lacht schrill. So wie sich die Dinge im Moment entwickeln, würde sie eigentlich gern als Chronistin hinschmeißen. Sie hat genug von diesen vielen Verhandlungen mit Investoren, am Ende

**AUFGEWACHT** Die Brücke am Focker Strom (im Hintergrund) führt von Rügen auf die kleine Insel. Seit bekannt ist, was die Investoren vorhaben, gibt es für den täglichen Schnack genug Gesprächsstoff.



war doch oft nicht mehr als heiße Luft dahinter. Der „Masterplan“ ist ihr nicht geheuer. Sie befürchtet, dass man ihre Insel unbedacht umpflügen will.

Noch archiviert sie die Geschichte von Ummanz und freut sich über jeden Gast, der hören will, wie es der spätgotische Antwerpener Holzaltar aus dem englischen Canterbury in ihre kleine Backsteinkirche geschafft hat. Als sie die schwere Holztür schließt, geht ihr Blick auf das alte Pfarrhaus, eingehüllt von einem Baugerüst – es deutet auf Zukunft. Eine junge Familie hat es gekauft. Rita Hoff späht durch die schmutzigen Fenster. „Solche mutigen Menschen brauchen wir hier, die unsere Gemeinde mit Kinderlachen wiederbeleben.“ Probleme wie diese will sie bei der Einwohnerversammlung ansprechen.

Als Holger Kliewe um 19 Uhr den Saal betritt, wirkt er nervös. Abwesend begrüßt er Christian und Steffen. Die Brüder nicken wortkarg, Steffen hat extra ein Hemd angezogen. Kliewe nimmt vor der großen Leinwand Platz, sein Stellvertreter klopf ihm ermunternd auf die Schultern. Die erste Stunde erklärt der Bürgermeister lang und breit seinen Plan, so bleibt weniger Zeit für Fragen.

Dann ergreift die Truppe zaghaft das Wort. „Dass es so ist, wie es ist, dazu haben wir alle beigetragen. Wir haben zu lange alles laufen lassen. Aber dass der Plan uns nun retten soll, halte ich für unrealistisch – da müssen alle Bürger mit einbezogen werden!“ Unbeholfen spricht Steffen ins Mikrofon. Jegliches Selbstvertrauen hat ihn verlassen. Er sieht nur die vielen Blicke, die auf ihn gerichtet sind. Sein Puls rast. 130 Menschen haben sie für diese Versammlung gewonnen, und jetzt?

Einige stärken ihm mit Applaus den Rücken. Rhetorisch hat der Bürgermeister das Zepter in der Hand. Wie ein Torwart wehrt er die scharfe Kritik ab. Einer aus dem Publikum ruft: „Ich kann nicht die Kuh schlachten, die ich morgen melken will.“ Lautes Raunen durchdringt den Saal. Ein paar klatschen. Die geplanten Projekte würden den Charakter der Insel verderben. Investor Brauer könnte jetzt kontern, wenn er wollte. Er ist nicht gekommen, dafür hat er seine Frau geschickt.

Chronistin Rita Hoff will die Lage entspannen und zückt ein Blatt. Ein Gedicht. Der Saal stöhnt.

„Masterplan mit Gegenwind -  
Mein Inselchen Ummanz, du kleines Juwel.  
Wie kann man verhindern, dass Menschen gehen fehl?  
Wie kann man erhalten, Ruh, Schönheit und Rast,  
wenn man dich vermarktet in Eile und Hast?  
Werden wir's merken?  
Ich hoff, man dich hört,  
bevor unser Tun deine Schönheit zerstört!“



**GELASSEN** Camper und Surfer genießen die Ruhe weit weg von ausgetretenen Pfaden. Wenn bald die Luxusapartments und der Massentourismus anrücken, ist es damit vorbei.

## „MEIN INSELCHEN UMMANZ, DU KLEINES JUWEL“

HEIMATGEDICHT

Verhaltener Beifall. Kliewe atmet entnervt auf. Dass er dem Investor das Grundstück mit dem Gutshaus zugesagt hat, behält er für sich. Vieles, das sie an diesem Abend bereden, versickert im Boden der Bedeutungslosigkeit. Das meiste ist eh` durchgewunken, Bauanträge sind bewilligt. Nach drei Stunden ist die Luft raus. Kliewe ringt sich ein Lächeln ab, er wirkt erschöpft. Die Jungs verlassen mit hängenden Schultern den Saal – sie schauen enttäuscht, als hätten sie die Zukunft ihrer Insel durch ihre Hände gleiten lassen. Christian beendet den Abend mit einem sehr starken Cuba Libre. Am nächsten Tag wird Kliewe ihn anrufen und fragen: „Wollen wir nochmal reden?“ ■



**ANNIKA KIEHN** hat schon oft auf Ummanz Urlaub gemacht. Bei ihrem letzten Besuch fragte sie der Wirt der Fischergaststätte, ob sie seine Nachfolgerin werden möchte. Sie hat dankend abgelehnt.

# DEUTSCHLAND, DEINE WHISTLEBLOWER

Sie decken Skandale auf und sorgen für öffentliche Diskussionen. Dafür nehmen Whistleblower viel in Kauf, werden gemobbt und gekündigt. Fälle wie der des CIA-Mitarbeiters Edward Snowden oder des Gefreiten Bradley Manning sind in aller Munde. Doch auch in Deutschland gibt es immer wieder Situationen, in denen Menschen auf Missstände hinweisen. Ihre Fälle sind weniger spektakulär und rutschen leicht ins Vergessen.

FOTOS PETROV AHNER



„MAN KANN NUR WEGSEHEN  
UND DEN MUND HALTEN“

**GUIDO STRACK**, 48, war von 1995 bis 2005 Beamter bei der EU-Kommission in Luxemburg. Dort machte der Jurist das Amt für Betrugsbekämpfung (OLAF) auf Unregelmäßigkeiten in seiner Dienststelle aufmerksam. Als das OLAF ihre Ermittlungen einstellte, wendete er sich erfolglos an weitere Institutionen. Ohne eine Aussageerlaubnis der Kommission, durfte er selbst keine Strafanzeige erstatten. Mit 40 wurde er frühpensioniert. Seit 2006 setzt er sich als Vorsitzender des Whistleblower Netzwerks für einen besseren Schutz von Informanten ein.

*Herr Strack, wie kamen Sie dazu, ein Whistleblower Netzwerk zu gründen?*

Ich war selbst Whistleblower bei der EU-Kommission. Danach bin ich krank und frühpensioniert worden. Ich wollte noch etwas Sinnvolles machen und habe beschlossen, nach Leuten zu suchen, die so ein Netzwerk mit mir gründen wollen. Es gab in Deutschland zu dem Zeitpunkt keine Gruppe, die sich um das

Thema kümmerte. Ende 2006 war es dann soweit.

*Machen Geschichten wie Edward Snowden oder Bradley Manning anderen Whistleblowern Mut?*

Hier ist die Frage, inwieweit die Leute das auf ihren eigenen Fall übertragen. Es kann sicherlich eine Ermutigung sein. Aber es besteht auch das Risiko, dass die Fälle sie abschrecken. Ansonsten gilt: Mut ist ansteckend. Und das ist unsere Hoffnung. Zumindest die Zugriffe

auf unsere Homepage steigen und auch die Anfragen an uns. *Sie fordern einen gesetzlichen Schutz für Whistleblower. Wie könnte der aussehen?*

Ja, aber ein rechtlicher Schutz allein kann nie ausreichen, weil man unterschwellige Angriffe, wie Mobbing, nicht immer verhindern kann. Es geht darum, einen gesellschaftlichen Einstellungswandel zu erreichen. Fürs Erste wäre nötig, dass eine öffentlich zuständige Stelle geschaffen wird, an die sich Whistleblower wenden können, ohne Nachteile befürchten zu müssen.

*-Wie ist denn die aktuelle Situation in Deutschland?*

Bei jetziger Gesetzeslage wird vom Arbeitnehmer gefordert, es zunächst intern zu klären. Wann man sich direkt an eine Behörde wenden darf, ist nicht klar formuliert. Kommt es zu Kündigungsschutzprozessen, ist es eher selten, dass ein Whistleblower gewinnt, und wenn, dann erst nach langjährigen Gerichtsverfahren. Die andere Seite sitzt im Zweifel am längeren Hebel. Sie kann notfalls durch alle Instanzen gehen. Für viele Menschen ist das eine sehr schmerzvolle Erfahrung. *Hat man Sie je einen Querulanten genannt?*

Ja, aber im Regelfall kriegt man das nicht mit. In den psychiatrischen Gutachten der vier hessischen Steuerfahnder steht das aber drin. Die Vier wurden als „paranoid-querulatorische Persönlichkeiten“ von dem Gutachter diagnostiziert, der später dafür verurteilt wurde. (Anm. d. Red.: Die Steuerfahnder

hatten 2001 mit weiteren Kollegen gegen eine Verfügung ihres Vorgesetzten protestiert, die nach ihrer Ansicht zur Schonung reicher Steuersünder mit nicht gemeldeten Auslandskonten führte.)

*-Wie kann man verhindern, dass Leute falsche Vorwürfe äußern und Rachefeldzüge gegen ungeliebte Chefs starten?*

Nimmt man die Zahlen aus den USA, England oder Australien, so gehen mehr als 90 Prozent der Whistleblower zunächst intern vor. Es sind Menschen, die eigentlich eine positive Haltung gegenüber der eigenen Organisation, dem eigenen Arbeitgeber, haben. Wenn intern oder behördlich mit den Vorwürfen nicht ordentlich umgegangen wurde, sollte das Recht bestehen, sich an die Öffentlichkeit zu wenden.

*Wo funktioniert der Schutz gut?*

In den USA funktioniert der Schutz zumindest dann gut, solange es nicht das Militär und den Sicherheitsbereich betrifft. Bei Snowden oder Manning stellt der Staat seine Interessen in den Vordergrund.

*Was raten Sie Menschen, die einen Missstand beobachten?*

Den einzigen Rat, den wir Whistleblowern derzeit geben können, ist meistens den Mund zu halten und wegzusehen. Das ist eine untragbare Situation. Gott sei Dank lassen sich einige davon nicht abschrecken, aber die sollten gut vorbereitet sein und frühzeitig Verbündete suchen.

MARTA POPOWSKA

**2004** Die Altenpflegerin **BRIGITTE HEINISCH** zeigte ihren Arbeitgeber, den Klinikkonzern Vivantes, wegen Pflegemissständen an. Heimbewohner lagen im eigenen Urin oder wurden ans Bett gefesselt, weil es zu wenig Personal gab. Heinisch wurde gefeuert. Es folgte ein Rechtsstreit, der bis vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte führte. Er endete mit einem Vergleich, sie erhielt 90 000 Euro Abfindung. 2007 erhielt sie den Internationalen Whistleblowerpreis.

**2006** **RUDOLF SCHMENGER** war Steuerfahnder in Frankfurt. Mit weiteren Kollegen war er jahrelang erfolgreich gegen millionenschwere Steuerhinterzieher vorgegangen. Dabei widersetzten die Fahnder sich einer Verfügung ihres Vorgesetzten. Diese schonte ihrer Ansicht nach reiche Steuersünder mit nicht gemeldeten Auslandskonten. Ein Psychiater erklärte Rudolf Schmenger für dienstunfähig und attestierte ihm eine „paranoid-querulatorische Entwicklung“ und mangelnde Krankheitseinsicht. Schmenger wurde gegen seinen Willen in den Ruhestand versetzt. Später wurden noch drei weitere Kollegen zwangspensioniert. 2009 erhielt er den Whistleblowerpreis.

**2007** Der Lastwagenfahrer **MIROSLAW STRECKER** deckte einen der größten Gammelfleisch-Skandale der letzten Jahre auf. Er hatte elf Tonnen Schlachtabfälle im LKW. Die Ladung ging an eine Wurstfabrik, deren Chef sogleich die Aufkleber entfernte. Strecker informierte die Polizei und das Veterinäramt. Es stellt sich heraus: Das Gammelfleisch sollte umetikettiert und an einen Dönerlieferanten verkauft werden. 2011 wurde Strecker gekündigt, betriebsbedingt. Er erstritt eine Abfindung und lebte von Preisgeldern, die er für seinen Mut bekam. Jetzt arbeitet er wieder als Fahrer.

**2013** **INGE HANNEMANN** war Arbeitsvermittlerin im Jobcenter Hamburg-Altona. Sie weigerte sich Sanktionen zu verhängen und Jugendlichen das Geld zu kürzen. In einem Blog kritisiert sie den Umgang der Behörde mit Arbeitslosen. Seit April 2013 ist sie vom Dienst freigestellt, der Prozess vor dem Arbeitsgericht läuft.



## EINE, DIE NICHT ZU KREUZE KRIECHT

**MARGRIT HERBST**, 73. Die Tierärztin entdeckte 1990 Verdachtsfälle von BSE auf einem deutschen Schlachthof. Als sie diese ihren Vorgesetzten meldete, wurde sie versetzt. Sie wandte sich an die Öffentlichkeit und wurde fristlos entlassen. Bis heute wünscht sie sich eine Wiedergutmachung und eine angemessene Rente.

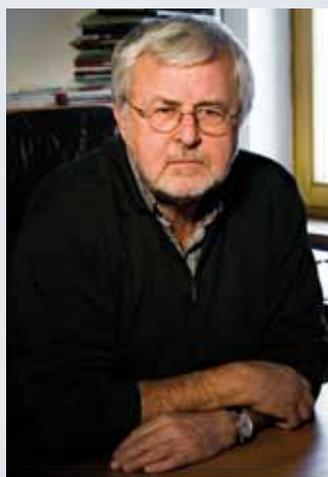
Das Bundesverdienstkreuz sollte sie bekommen. Die Bedingung: Sie verzichtet auf ihre Ansprüche gegen das Land Schleswig-Holstein. Ein Affront für Margit Herbst. Die Tierärztin hatte bereits zehn Jahre vor dem ersten offiziellen BSE-Fall in Deutschland mehr als 20 Verdachtsfälle bei Rindern gemeldet. Zwischen 1990 und 1994 waren der Fleischhygieneärztin auf einem Hof in Bad Bramstedt Rinder aufgefallen, die sich ungewöhnlich verhielten. Als sie die Fälle ihren Vorgesetzten meldet, nehmen die sie nicht ernst. Herbst hält trotzdem Vorträge über ihre Nachforschungen und wird zu körperlich schweren Aufgaben im Schlachthof verdonnert, obwohl sie physisch nicht in der Lage dazu ist. Sie fühlt sich gemobbt. Immer häufiger erkrankt sie, fehlt bei der Arbeit.

Herbst bleibt standhaft und geht an die Öffentlichkeit. Sie äußert ihre Vorwürfe bei Günther Jauch in der Sendung Stern TV und erhält 1994 die erste fristlose Kündigung.

Sie klagt zweimal und verliert. Erst Jahre später stellt das Oberlandesgericht die Schadensersatzklage des Schlachthofes gegen Margit Herbst ein und fügt hinzu: „Danach konnte sich (nicht nur) für die Beklagte der Verdacht aufdrängen, dass den staatlichen Stellen im Einklang mit den fleischerzeugenden Betrieben sehr daran gelegen war, einen amtlichen BSE-Nachweis wenn irgend möglich zu verhindern.“ Doch das ist nur ein kleiner Trost, denn die langwierigen Prozesse haben psychische und finanzielle Folgen für Herbst, von denen sie sich bis heute nicht erholt hat.

Das Bundesverdienstkreuz lehnt sie ab, will nicht zu Kreuze kriechen. 2001 erhält sie den Whistleblowerpreis und den Weltethikpreis für Zivilcourage. 2003 folgt die Ehrennadel „Mutige Löwin“ des deutschen Ärztinnenbundes. Margit Herbst lebt von einer bescheidenen Rente in einem Dorf bei Bad Bramstedt.

MARTA POPOWSKA ■



## ES FEHLEN DIE ROBIN HOODS!

**ERICH SCHÖNDORF**, 66. Als Staatsanwalt kämpfte er für die Verurteilung zweier Manager eines Chemiekonzerns. Sie hatten giftiges Holzschutzmittel verkauft und versucht, die Auswirkungen zu vertuschen. Schöndorf setzte sich gegen den Willen seiner Vorgesetzten durch. Hinterher schrieb er ein Buch über das Versagen der Justiz.

Als der Frankfurter Staatsanwalt Erich Schöndorf die Anklage vorbereitete, gegen die Manager einer Tochter des Chemieriesen Bayer, nannten seine Vorgesetzten ihn einen „grünen Spinner“. Das war 1984, der Fall dauerte fast 13 Jahre und wurde einer der größten Umweltprozesse der Bundesrepublik. Schöndorf war den Anzeigen von 2300 Menschen nachgegangen, die in ihren Wohnungen ein giftiges Holzschutzmittel verwendet hatten. Die Vorgesetzten verlangten, dass er das Verfahren einstelle. Schöndorf dachte: Jetzt erst recht! Er alarmierte die Öffentlichkeit, damit man ihm den Fall nicht entziehen konnte, ohne für Aufruhr zu sorgen. Vor Gericht erreichte er eine Verurteilung, die Holzschutzmittel wurden als Verursacher der Gesundheitsschäden festgestellt. Der Bundesgerichtshof hob das Urteil später auf, 1996 wurde das Verfahren eingestellt. Die Bayer AG zahlte zwei Millionen Euro für die Einrichtung eines Lehrstuhls für Toxikologie.

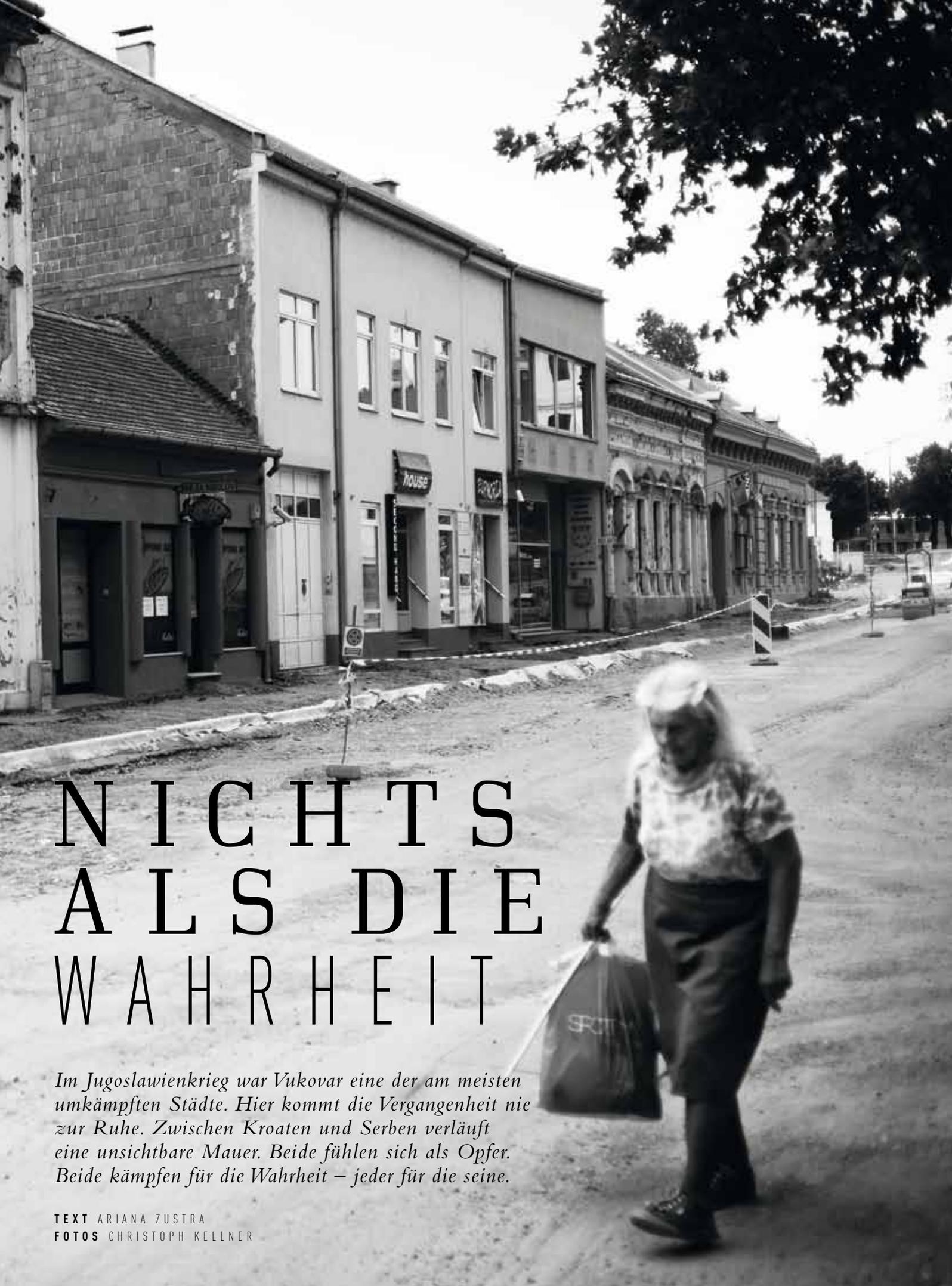
„Wenn es um das System geht, ist der Bundesgerichtshof sehr kleinlaut“, sagt Schöndorf. „Da sitzen keine Robin Hoods.“ Vielleicht würde sich das ändern, wenn es mehr Druck gäbe, von anderen Staatsanwälten, überlegt er. Aber nicht jeder sei dafür geschaffen. „Man steht immer mit dem Rücken zur Wand, Jahre lang. Die meisten halten das nicht aus, werden krank, passen sich lieber an.“

Schöndorf kündigte, das Arbeitsklima war zerstört. Er unterrichtete Umweltrecht an der Fachhochschule Frankfurt. 1998 veröffentlichte er das Buch „Von Menschen und Ratten“, es handelt vom Scheitern der Justiz im Holzschutzmittelskandal. „Die Öffentlichkeit sollte wissen, was sich hinter den Kulissen abspielt.“ Er berichtete von Sachverständigen, die vor Gericht falsche Gutachten vorlegten, weil sie von Sponsoren aus der Wirtschaft abhängen. Bis heute hält er darüber Vorträge.

JENNY BECKER ■



**AUFGERISSE WUNDE** Die ULICA JOSIPA JURJA STROSSMAYERA ist Vukovars Flanierstraße in der Innenstadt. Die Bauarbeiten ziehen sich seit Jahren hin. Die Gebäude tragen Narben des Krieges und scheinen sich selbst überlassen zu sein

A black and white photograph of a street in Vukovar, Croatia. The street is lined with buildings, some of which appear damaged or in ruins. A woman with long hair, wearing a patterned shirt and a dark skirt, is walking across the street carrying a large shopping bag. The scene is captured in a documentary style, highlighting the aftermath of conflict.

# NICHTS ALS DIE WAHRHEIT

*Im Jugoslawienkrieg war Vukovar eine der am meisten umkämpften Städte. Hier kommt die Vergangenheit nie zur Ruhe. Zwischen Kroaten und Serben verläuft eine unsichtbare Mauer. Beide fühlen sich als Opfer. Beide kämpfen für die Wahrheit – jeder für die seine.*

TEXT ARIANA ZUSTRÄ  
FOTOS CHRISTOPH KELLNER

# A

uf dem größten Friedhof Kroatiens scheint die Sonne. Vukovar ist an diesem Nachmittag menschenleer. Ruinen, überall Ruinen. Alle paar Schritte trägt ein Gebäude Narben aus dem Krieg: verbranntes Gebälk, Löcher von Granaten, so groß wie eine Faust oder ein Kopf. Gemäuer, nackt bis auf die Ziegel, wie Skelette, ohne Dach, enthauptet. Efeu verschluckt einen Backsteinbau am Stadtrand, den Büsche von innen heraus verschlingen. Manche Häuser scheinen erst kürzlich verlassen. Von einstigem Leben zeugen umgekippte Kommoden, Kalender mit alten Jahreszahlen, zerrissene Prospekte, Glascherben, morsche Bretter, dazwischen ein verdreckter Pullover, bedeckt mit einer Schicht aus Staub und Zeit. Die Stille ist ein schwerer Teppich, unter den zu viel gekehrt wurde.

Die Hafenstadt liegt an der Mündung der Vuka in die Donau, nur einige Hundert Meter trübes Wasser trennt sie vom „Feindesland“ Serbien. Der zerbombte Wasserturm am Donauufer, fünfzig Meter Kriegstrauma, ist heute Wahrzeichen Vukovars. Die Flanierstraße der Innenstadt ist eine Wunde, die immer wieder aufgerissen wird. Zwischen den Bürgersteigen klaffen über Hunderte Meter Innereien aus Schotter, Staub, Sand, als seien die Bomben erst unlängst eingeschlagen. Die Bauarbeiten ziehen sich seit Jahren hin. Es wird viel getan an den

Oberflächen der Stadt. Jeden Tag wird in Vukovar ein Stück aufgeführt, das den Titel „Normalität“ trägt: Man geht Kaffee trinken, erledigt Einkäufe, streift an der Donau umher. Nur eine Uhr im Zentrum geht richtig. Alle anderen Uhren zeigen: Vergangenheit.

Seit Kroatien am 1. Juli 2013 der Europäischen Union beigetreten ist, kommen Journalisten aus vielen Ländern. Kreuzfahrtschiffe der Donau bringen Neugierige an Land. Sie alle wollen sie besuchen, die tragische Heldenstadt, Symbol kroatischer Selbstbehauptung, wollen ihre Kriegsschauplätze sehen. Die Einheimischen verstehen nicht, warum Fremde sehen möchten, was sie nicht mehr sehen können.

„Es ist schön, in Vukovar zu leben!“ Eine Augenbraue scheint immer ein wenig mehr hochgezogen als die andere, das lässt die 63-Jährige Lena Vrtarić für ihr Alter etwas draufgängerisch erscheinen. Sie lehnt sich in das weiße Ledersofa des Cafés am Donauufer. Hier ist sie gern, weil es neutral ist und nicht getrennt nach Serben oder Kroaten wie die Cafés an der Vuka-Promenade. „Ich bin eine moderne Oma“, sagt sie und grinst mit nur einem Mundwinkel. In Lenas blondem Bubikopf steckt eine Sonnenbrille, ihr Gesicht ist von gleichmäßigen, tiefen Rillen gezeichnet wie die Schale einer Jakobsmuschel. Diese Frau wäre für eine Cocktailparty zu schnodderig und für einen Stammtisch zu mondän.

„Politiker blasen Vukovar immer zu einer Tragödie auf“, sagt Lena und imitiert das Wimmern eines Babys, „njä njä njä“. „Dabei hat sich die Situation in den letzten Jahren verändert. Viele Fassaden sind erneuert. Heute amüsieren sich die jungen Kroaten und Serben gemeinsam und gehen bis spätnachts tanzen.“

Damit meint sie auch die drei Studentinnen, mit denen sie sich im Café verabredet hat. Es ist

**EWIGES GEDENKEN** Die Mitglieder des Bundes GENERALSTAB-FÜR EIN KROATISCHES VUKOVAR erinnern an ihre Gefallenen mit Bildern an der Wand. Keiner soll vergessen werden. Der patriotische Verein setzt sich auch dafür ein, dass keine Amtsschilder in serbisch-kyrillischer Schrift in der Stadt aufgestellt werden



**TRAUMA AUS STEIN** Der zerbombte Wasserturm ist neues Wahrzeichen der Stadt und fünfzig Meter hohes Mahnmal des Krieges. Von oben hat man einen Blick über die Donau bis ins „Feindesland“ Serbien



DIE MENSCHEN  
LIEBEN  
IHRE STADT,  
ABER SIE  
HASSEN SICH  
UNTEREINANDER



**ZUSAMMEN FÜR DIE ZUKUNFT** „So ein depressiver Ort für ein Foto!“ Lena Vrtarić würde lieber ein Tänzchen hinlegen. Dank ihres Galgenhumors hat sie auch auf einem der vielen Friedhöfe Vukovars einen lockeren Spruch parat. Lena bemüht sich um ein Miteinander in der Stadt. Vor allem für die junge Generation sollen Nationalitäten keine Rolle mehr spielen

eine Besprechung von Lenas Verein *Vukovarci dobre volje*, die *Vukovarer des guten Willens*. Die insgesamt etwa fünfzig Mitglieder singen im Chor oder stellen Theaterstücke auf die Beine. Zur Zeit planen sie ein Musical, das in den verschiedenen Sprachen der Minderheiten Vukovars aufgeführt werden soll. Über Jahrhunderte haben hier Serben, Deutsche, Russen, Ungarn, Ukrainer und zahlreiche andere zusammen gelebt.

Wie viele dieser Nationalitäten im Verein vertreten sind, will niemand so genau wissen. Nationalität sei bei ihnen kein Thema, betonen sie. Ohnehin sei jeder Vukovarer schon immer „etwas Vermischtes“ gewesen. So wie Lena. Ihr Vater war Herzegowiner, ihre Mutter geborene Russlandkroatin, die von einer Mazedonierin und einem Griechen aufgezogen wurde. Wenn ein kroatisches und ein serbisches Kind nicht nebeneinander im Chor singen wollen, „dann können sie nicht Mitglied in unserem Verein sein“, sagt Lena. Versöhnungsarbeit ist zu anstrengend.

Die Serbin Željka Ćuk, 27, windet sich im Ledersofa, verschränkt die Beine, schiebt sich die Hände unter die Oberschenkel. „Du hast doch gesagt, wir reden nicht über dieses Thema“, flüstert sie zu Lena und kräuselt die Stirn. „Dieses

Thema“ ist das getrennte Alltagsleben von Kroaten und Serben in Vukovar. „Das hängt mir mittlerweile zum Hals heraus“, sagt Željka mit Nachdruck. Nationalität reizt offenbar auch jene, bei denen sie „kein Thema“ ist.

„Was war, war“, sagt Lena. „Man darf das nicht vergessen. Aber lasst uns gemeinsam nach vorn blicken!“ Es würde passen, wenn die Band einer Late-Night-Show nach manchen ihrer Statements einen Tusch spielen würde.

Die Russlandkroatin Ana Bučko, 22, möchte den geplanten Poesie-Abend besprechen: „Veče poezije“, wie sie sagt, worauf sie Katja Petrović, 27, Halb-Serbin, Halb-Kroatin, korrigiert: „Meinst du veče oder večer?“ Natürlich meinte Ana „večer“, das kroatische Wort für Abend und nicht das serbische. Früher, als beides bloß zwei Dialekte einer Sprache waren, hätte vielleicht niemand nachgehakt. Aber in Zeiten, in denen Sprache neuen Hass schürt, ist man hellhöriger. Anfang September zerschlug ein wütender Mob die neu angebrachten Schilder in serbisch-kyrillischer Schrift auf öffentlichen Plätzen. Ein Gesetz sieht Zweisprachigkeit vor, wenn eine Minderheit über dreißig Prozent der Bevölkerung ausmacht. In Vukovar leben fünfunddreißig Prozent Serben, aber es sind weitaus mehr, oder

weitaus weniger, je nachdem, wen man nach der „wahren Zahl“ fragt.

„In Vukovar gibt es drei Typen von Menschen: die extremen Kroaten, die extremen Serben und die Normalen“, sagt Katja. „Und wir sind die Normalen.“ Das muss die Wahrheit sein, weil in Vukovar jeder die Wahrheit sagt.

Der Serbe, der seinen Namen nicht nennen möchte, kennt „die Wahrheit“. Seine Wahrheit steht in zwei Büchern, die er gelesen hat. Der Dreißigjährige werkelt am Zaun, seine beiden fünfjährigen Zwillingssöhne spielen im Garten. Während der Vater mit seiner kräftigen Statur an Balu erinnert, den Bären aus dem Dschungelbuch, wirken die Jungs mit ihren wuscheligen Haaren wie Mowgli. „Kommt mal her, Kinder“, ruft er. „Was seid ihr?“, fragt er. „Indianer“, sagen sie und kichern. Das glauben sie wirklich. Er möchte seinen Kindern nicht beibringen, in den Kategorien „Kroate“ und „Serbe“ zu denken. Deswegen wissen sie auch nicht, dass sie serbisch sind, dass ihr Vater sie tagsüber zu Hause behält, damit sie in den nach Ethnien getrennten Kindergärten und Schulen nicht mit Nationalismus „vergiftet“ werden. Sie verstehen auch nicht, warum der junge, sehr kroatische Nachbar, der in diesem Moment an ihrem Haus vorbeigeht, ih-



**TRAUER OHNE RUHE** Marta und Marijan Živković haben ihren beiden gefallenen Söhnen im Wohnzimmer einen Schrein errichtet. Das kroatische Ehepaar gibt die Hoffnung nicht auf, den Leichnam ihres Jüngsten noch zu finden. „Die Serben sollen endlich sagen, wo unsere Verschollenen sind“

ren Vater nie grüßt, obwohl dieser ihnen beigebracht hat, dass Menschen freundlich zueinander sein sollen.

„Hier werde ich immer nur Serbe sein. Für die Kroaten sind wir alle Aggressoren“, sagt der junge Vater. Der „Aggressor“ war damals acht. „Die Kroaten vergessen, dass es auch meine Stadt war, die zerstört wurde. Ich wollte das genauso wenig wie sie.“

Er verschwindet im Haus und holt die Bücher, in denen die Wahrheit steht: *Serbische Heimat* und *Nehmt euch in Acht, dass euch niemand täuscht*. Nun steht der Vater im Garten und liest mit röhrender Stimme vor: „Das Leiden des serbischen Volkes im 20. Jahrhundert ist noch nicht genug ans Tageslicht gekommen.“ Er sagt, dass vor Ausbruch des Krieges fast Hundert serbische Vukovarer von Kroaten getötet wurden. „Es gab Massaker, die die kroatischen Nationalisten Ustaša im Zweiten Weltkrieg an Serben verübt haben, die bis heute verschwiegen werden.“ Er tippt immer wieder auf die Seiten. „Daher rührt die tiefsitzende Angst der Serben vor den Kroaten. Sie wollten ihr Volk nur schützen!“ Die Massaker der serbischen Nationalisten Četniks an den Kroaten im Zweiten Weltkrieg

## AUS DIALOGEN WERDEN IN DIESER STADT IMMER MONOLOGE

erwähnt der Mann nicht. „Aus Dialogen werden in dieser Stadt immer Monologe“, sagt er, nachdem er zwei Stunden am Stück geredet hat.

Der Franziskanerpater Gordan Propadalo, 73, kennt auch „die Wahrheit“. Seine Wahrheit steht in einem Buch, das er gelesen hat: *Kroatische Enzyklopädie*. Er holt die Wahrheit aus dem Regal des Lesezimmers im Kloster. Sie besagt, dass die Serben nach einem großserbischen Imperium blutdürsteten. Bruder Gordan, Prediger des Friedens, redet viel über den Krieg. „Das serbische Volk ist mit der Lüge infiziert, es hätte unter Kroaten im Zweiten Weltkrieg gelitten“, sagt er. Objektive Wahrheit sei von subjektiver zu trennen, mahnt der Franziskanerpater, die große Gestalt in dunkler Kutte, seiner Uniform. Kriegsverbrechen der Kroaten? Nein. Kroaten wollten ihre Heimat nur schützen. Jedem Besucher des Klosters zeigt Bruder Gordan im Vorführsaal einen Dokumentarfilm über den Krieg in Vukovar, als sei das die Voraussetzung für ein Gespräch. Nach Bildern von Leid und Zerstörung pointiert die Stimme aus dem Off: *Die Stadt, das bist du*. „Diese paar Naiven in den Vereinen relativieren das Leid der Menschen. Es gibt kein Zusammenleben in dieser Stadt“, sagt



Patronen eines Massakers wurden im Boden des Museums OVCARA einbetoniert

## SCHICKSALSSTADT VUKOVAR

Vukovar gilt als die am meisten zerstörte Stadt Europas seit dem Zweiten Weltkrieg. Von Mai bis November 1991 fielen jeden Tag bis zu 12 000 Granaten auf sie herunter, bis nichts mehr zu erobern war, weil es die Stadt, die die Jugoslawische Nationale Armee und serbische Freischärler nach 87 Tagen Belagerung eingenommen hatten, nicht mehr gab. Offiziell wurden 1798 Zivilisten und Soldaten getötet, über 4000 verwundet, 2600 werden bis heute vermisst. Von den ursprünglich 45 000 Menschen leben heute noch rund 28 000 in Vukovar. Bis heute gilt dieser Angriff in Serbien als Verteidigung gegen kroatische Nationalisten, ebenso wie in Kroatien Angriffe auf Serbien in den Folgejahren als Notwehr vor serbischen Nationalisten gelten. In Vukovar lassen sich die Begriffe Angriff und Verteidigung nur schwer trennen. Beide Seiten fühlen sich als Opfer. Selten sind sie sich so einig. Eine KOMMISSION FÜR WAHRHEIT UND VERSÖHNUNG wollte 2002 diesen gordischen Knoten lösen, brach aber auseinander, noch bevor sie ihre eigentliche Arbeit aufnehmen konnte, weil sich die Mitglieder untereinander zerstritten.

Bruder Gordan, dessen erhobener Zeigefinger so viel spricht wie seine Worte. „Wenn die Vergangenheit nicht aufgearbeitet wird, gibt es wieder Krieg.“

Mit dem Franziskanerbruder hat Lena neu-lich gestritten. „Ein Kirchenvertreter darf keinen politischen Standpunkt einnehmen! Allo?!“, fragt Lena rhetorisch, wobei sie das H verschluckt. Spräche sie Deutsch, würde sie bestimmt „Geht’s noch?“ rufen und dabei auf einen Tisch hauen. Lena steht im, wie sie meint, „schönsten Park der Stadt“ Adica, der mehr ein Sumpf ist, und wedelt die Mückenplage weg. Sie und ihr Mann Marko machen heute eine Stadttour. Der Weg durch den Wald führt über eine Holzbrücke zu einer Lichtung, die eine serbisch-orthodoxe Kapelle freilegt.

Ihr Mann tritt hinter Lena her. Wie immer hat er das Reden ihr überlassen. Nur ab und zu nickt er und lächelt unter seinem weißen Schnurrbart. „Vukovar war früher eine der reichsten Städte Jugoslawiens. Wir haben in Einheit miteinander gelebt“, schwelgt Lena. Das Städtchen gehörte einst zur Habsburgermonarchie und soll so schön gewesen sein, dass man es wegen seiner barocken Baukunst „kleines Wien“ nannte. Vor der serbisch-orthodoxen Kapelle hat sich eine Festgemeinde versammelt, um eine Taufe zu feiern. Lena beginnt zu flüstern: „Manche Kroaten würden eher sterben, als da hineinzugehen.“ Sie zückt eine Zigarette aus ihrem Metalletui. „Die Menschen lieben ihre Stadt, aber sie hassen sich untereinander.“ Schulterzucken. Nichts Neues.

Weil Vukovar im Krieg den Angriffen so lange trotzte, wurde sie ein Symbol für die Unabhängigkeit des kroatischen Staates. Deshalb darf in der „Märtyrerstadt“ die Vergangenheit nie ganz ruhen, weil sie die kroatische Identität zusammenhält.

Der Kroatie Marjjan Živković, 74, lebt in der Vergangenheit. Er hält dem Gegenüber Bilder seiner beiden im Krieg gefallenen Söhne unter die Augen, als sei dies der nächste zwingende Schritt nach einer Begrüßung. Nikola und Marko sind immer bei ihm, in der Hosentasche, auch im Auto, wo ihre Fotos am Rückspiegel baumeln. Für das Ehepaar Marjjan und Marta Živković ist die Vergangenheit ihre Gegenwart. Bis heute bringt für sie jeder Tag wie eine Zeitschleife nur aufs Neue den Schmerz, dass ihre Söhne für alle Zukunft verloren sind. Seit zweiundzwanzig Jahren trägt das Ehepaar schwarz.

Marjjan zeigt den Schrein im Wohnzimmer-schrank, den Marta und er für ihre beiden Söhne errichtet haben. Für Bilder ihres lebenden Sohnes Đuro ist nur noch im Schlafzimmer Platz. Marta breitet ihre Arme aus: „Als seine beiden Brüder gestorben sind, war es unserem mittleren Sohn, als hätte man ihm seine beiden Flügel zum Fliegen genommen.“ Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Marjians und Martas größter Wunsch ist, den verschollenen Leichnam ihres Jüngsten zu finden und zu bestatten. Sie werden ihn suchen, bis sie sterben.

Mit seinen Freunden der *Vereinigung Stožer-Za Obranu Hrvatskog Vukovara, Generalstab-Für die Verteidigung eines kroatischen Vukovar*, sitzt Marjjan oft im kroatischen Café am Vuka-Ufer. Dann beratschlagen sie, wie man Vukovar vom Serbisch-Kyrillischen rein halten könnte. Als Anfang September die ersten Schilder in der „Feindessprache“ aufgehängt wurden, holte Marjjan als einer der Ersten einen Hammer aus dem Hosenbund und zertrümmerte sie. „Ich bin für Gerechtigkeit“, rief er dabei.

Die Kroatin Ružica Barbarić, 62, lebt auch in der Vergangenheit. Sie wurde im Krieg ver-gewaltigt, wieder und wieder. Wer nach Anzei-▶

**GETRENNTER GLAUBE** In der serbisch-orthodoxen Kapelle DOBRA VODA im Waldpark ADICA wird eine Taufe gefeiert. Die Religionen bleiben unter sich. Die Kirchen in Vukovar haben untereinander so gut wie keinen Kontakt





**NORMALITÄT ERWÜNSCHT** Die Bars in der Flanierstraße im Zentrum sind nicht nach Kroaten oder Serben getrennt wie die Cafés am Flusssufer der Vuka. Auch auf der Insel ADA mischen sich im Sommer beim Baden die Nationalitäten. Doch da sie in der Mitte der Donau liegt, streiten Kroaten und Serben darüber, wem sie gehört

chen des Erlittenen sucht, in ihrem Gesicht, in ihrem Gang, findet keine. Sie lacht ab und zu, sogar mit ihren Augen, nur die kurzen Haare sind trauergrau. Soldaten haben sich so oft an ihr vergangen, dass sie nicht mehr sagen kann, ob es zehn waren oder auch zwanzig, wie viele Dutzend Mal am Tag und wie lange es dauerte.

An diesem Morgen ist Ružica auf dem Weg ins Vereinshaus der *Žene u Domovinskom ratu*, der *Frauen im Heimatkrieg*. Sie spaziert am Marktplatz entlang, wo Gemüse und Kleidung und Trauerblumen verkauft werden. Ein altes Männlein mit Fischermütze und verbeulter Hose fährt auf einem Fahrrad vorbei und wünscht ihr einen guten Morgen. Ružica zetet. „Ich habe Ihnen gesagt, dass ich nicht mit Ihnen

WENN DIE  
VERGANGENHEIT  
NICHT  
AUFGEARBEITET  
WIRD, GIBT ES  
WIEDER KRIEG.

reden will! Sie haben Kroaten im Krieg verraten. Hören Sie auf, mich zu grüßen!“ Kommentarlos trottet das Männlein in die nächste Bäckerei, steigt danach auf sein Rad, rollt weg.

„Weder Serben noch Kroaten in Vukovar wollen hören, was wir zu sagen haben. Aber man muss doch die Wahrheit wissen“, sagt sie. Es soll Frauen in Vukovar geben, die leben Tür an Tür mit ihrem Peiniger, sehen ihn fast täglich, im Supermarkt oder im Café.

Ružica wurde verschleppt ins Velepromet, einer Warenhalle am Stadtrand, die zu einem Konzentrationslager umfunktioniert wurde. Manchen Kroaten im Lager wurde ein U für Ustaša in die Stirn geschnitten, anderen wurden die Augen ausgehöhlt. Von den etwa 1 200 Insassen des Velepromet wurden offiziell 738 erschossen oder enthauptet, manche von ihnen in den Öfen der nahegelegenen Backsteinfabrik verbrannt oder in die Donau geworfen, bis das Wasser dunkelrot war. Die serbische Regierung schweigt sich bis heute über die Existenz solcher Lager aus.

„Am meisten gebe ich meinem serbischen Nachbar die Schuld. Er hat mich in einen Lastwagen gelockt, der mich ins Lager brachte.“ Ein Jahr lang trug sie ein Küchenmesser bei sich, in der Hoffnung, ihm über den Weg zu laufen. Ružica setzt sich an den Tisch im Aufenthaltsraum des Vereinshaus und nimmt einen Keks aus der Schüssel. „Manchmal bereue ich, ihn nicht getötet zu haben.“ Ružica verabscheut Verbrechen, sagt sie.

Serben sind überall, davon ist Ružica überzeugt: in öffentlichen Ämtern, in den renovierten Häusern, in Integrationsvereinen. Angeblich sogar solche, die Kriegsverbrechen begangen haben. Auch die Polizei sei in den Händen „des Feindes“, sonst hätte sie doch schon längst für Recht gesorgt.

Ružica meidet den Kontakt mit Serben. „Es ist eine Lüge, dass das Zusammenleben sich verbessert hat. Für die Serben vielleicht. Für mich nicht.“ Menschen, die sagen, man solle nach vorn sehen, haben nichts Schlimmes im Krieg durchlebt, anders kann es sich Ružica nicht erklären. „Diese *Vukovarer des guten Willens* sollen mal herkommen, die haben uns noch nie besucht. Genau wie alle anderen.“

„Ich habe schon zehn sogenannte Wahrheiten über diese Ružica gehört“, sagt Lena. Diese alte Wichtigtuertin, tuschelt und flüstert es in den Ecken der Stadt. „Hier misst jeder, wessen Leid das größere ist“, sagt Lena. Sie und ihr Mann stehen vor dem Krankenhaus, der nächsten Sehenswürdigkeit dieser Stadt. Als Vukovar am 18. November 1991 gefallen ist, stürmten feindliche Soldaten das Kriegsspital, verschleppten 261 Patienten und erschossen sie auf einem Acker. Der Keller, in dem die Verwundeten und Kranken litten, ist heute ein Museum. Der Flur ist kahl, Rohre liegen blank, an der Decke klafft das Loch eines Bombeneinschlags als Erinne-

rung. Auf weißen Kacheln stehen die damaligen Tagebuchnotizen der Krankenhausleiterin. *6. November, Mittwoch: Mindestens 55 Verwundete aufgenommen. Unter unmöglichen Bedingungen werden über 350 Verletzte versorgt.* Ein Bildschirm zeigt Blutende, Gliederlose, die sich in diesem Keller drängten wie jetzt die Schulkinder. Sie tragen Soldatenmützen der kroatischen Verteidiger. Jede Besucherklasse bekommt sie am Eingang geschenkt. Manche der Kinder schließen die Augen. „Mit dieser Art von Bildung belastet man neue Generationen mit der Vergangenheit“, sagt Lena, die Hände in die Seiten gestemmt. „Wenn die Kinder aus dem Krankenhaus ‘raus sind, werden sie nur wieder alle Serben hassen.“

Im Bunker hinter einer Metalltür scheint die Zeit im Jahr 1991 stehen geblieben. Kranke, Ärzte, Schwestern werden von lebensgroßen Puppen nachgestellt, die in Feldbetten liegen, verarztet, trösten. Das Licht ist feuchtkalt. Es riecht nicht mehr nach Siechtum wie damals, dafür modrig. Als gelernte Krankenschwester half Lena während des Krieges, auch in diesem Spital. Nachdem Vukovar gefallen ist, wurden Lena, ihre beiden Kinder und ihr Mann getrennt und in Konzentrationslager deportiert. „Ich versuche, vieles zu vergessen, weil ich sonst verrückt werde“, sagt Lena, während sie durch die Krankenzimmer des Museums schlurft. „Ich habe auch angefangen, manche Erinnerungen in Späße umzudrehen.“ Sie jöhlt: „Wie wir gestunken haben! Wie wir in Eimer gepinkelt haben!“ Lena hat jetzt genug vom Krankenhaus. Sie hasst Keller, noch immer.



**FERNER FRIEDEN** Die meisten Menschen wünschen sich, dass die Vergangenheit die Zukunft nicht mehr belastet, vor allem für die neue Generation

**FRAGWÜRDIGE AUFKLÄRUNG** Nachdem Vukovar gefallen ist, wurden 261 Patienten des Krankenhauses verschleppt und in einem Massengrab verscharrt. Heute ist der Keller des Spitals ein Museum, in dem Schulklassen historische Filmaufnahmen aus Kriegszeiten vorgeführt bekommen. Manche Kinder ertragen die Bilder nicht



Kaum einer der jungen Leute aus Lenas Verein hat die Kriegsstätten der Stadt besucht. Lieber gehen sie in die neue Disco auf einem Schiff am Donauufer. Wenn sie dort ausgelassen tanzen, sieht es fast aus wie Normalität.

Die letzte Station ist die schwerste. Eine Stadttour in Vukovar ist eine Tour der Grausamkeiten. Aus der Stadt heraus führt ein Weg kilometerweit an Maisfeldern entlang zum Massengrab Ovčara. Auf dem Acker einer Schweinefarm wurden die 261 Verschleppten des Krankenhauses erschossen und in einer Grube verscharrt. An diese Stelle sind 200 Sträucher gepflanzt worden, einer für jeden, dessen Überreste nach der Exhumierung noch identifiziert werden konnten. Gedenktafeln, Kreuze, Blumen liegen im Gras. Regelmäßig müssen sie erneuert werden, weil sie über Nacht verschwinden oder verunstaltet werden.

Stille lastet auf diesem Feld. Lena spricht nun kaum mehr als ihr Mann. „Solange nicht alle Kriegsverbrecher zur Rechenschaft gezogen werden, gibt es kein Miteinander“, sagt Lena und blickt auf die umgetretenen Kerzen. Niemand weiß, ob der Angriff auf Vukovar am Ende nicht ausgehandelt war zwischen dem kroatischen Präsidenten Franjo Tuđman und dem serbischen Präsidenten Slobodan Milošević. Ob Vukovar geopfert wurde, damit der Rest des Landes frei sein kann? Stacheln Politiker den Hass immer wieder aufs Neue an, um Traumatisierte zu manipulieren? Vielleicht können die Wunden der Vukovarer nie heilen. Vielleicht sollen sie aber auch nicht. „Wenn wir bloß ein für alle Mal die wirkliche Wahrheit erfahren würden, damit die Vergangenheit ruhen kann.“ Ohne sarkastischen Kommentar, ohne lässige Geste, ohne Theatralik, bleibt von Lena nur Ernsthaftigkeit übrig.

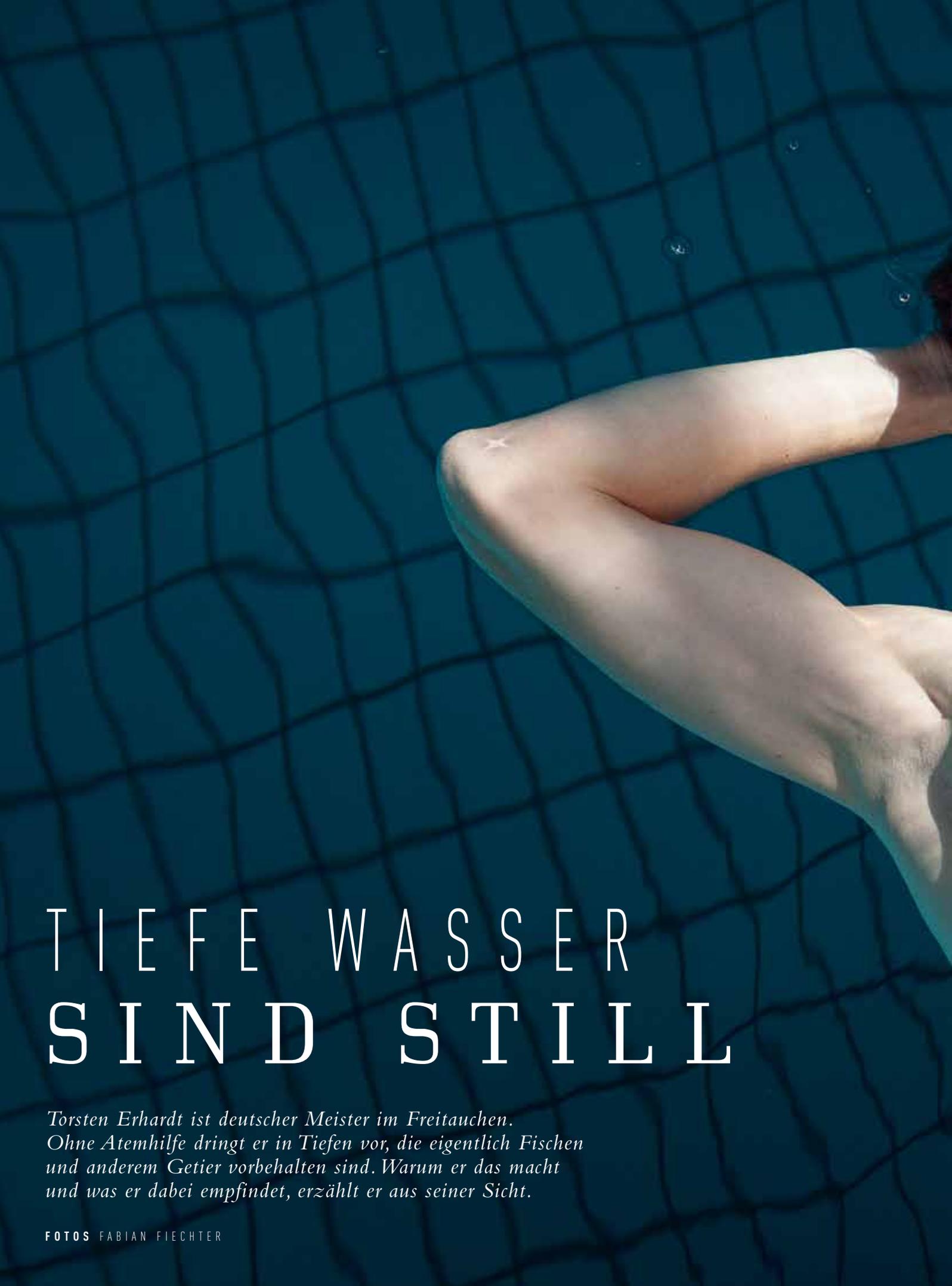
„Wenn die Leute bloß miteinander reden würden.“ Sie wandelt den steinernen Pfad entlang. „Aber so etwas ist unmöglich. Jeder hat seine eigene Wahrheit.“ Im Auto auf dem Rückweg nach Vukovar blickt Lena über die endlosen Felder zum Horizont. „Wenn ich das Geld hätte, würde ich noch heute Nacht von hier verschwinden.“

Die Menschen in Vukovar sind wie die Häuser der Stadt: Manche sind renoviert, bei manchen wurde nur die Fassade mit Normalität verputzt, manche sind noch Ruinen, vernarbt, vernachlässigt. Wie heißt es im Dokumentarfilm des Franziskanerbruders?

*Die Stadt, das bist du.* ■



„Was in Gottes Namen willst du HIER?“, fragten die Vukovarer, wenn **ARIANA ZUSTRA** ihnen erzählte, dass sie aus Dubrovnik stammt. Ihre Heimatstadt wird „Perle der Adria“ genannt und gilt als eine der schönsten Städte Kroatiens.



# TIEFE WASSER SIND STILL

*Torsten Erhardt ist deutscher Meister im Freitauchen. Ohne Atemhilfe dringt er in Tiefen vor, die eigentlich Fischen und anderem Getier vorbehalten sind. Warum er das macht und was er dabei empfindet, erzählt er aus seiner Sicht.*



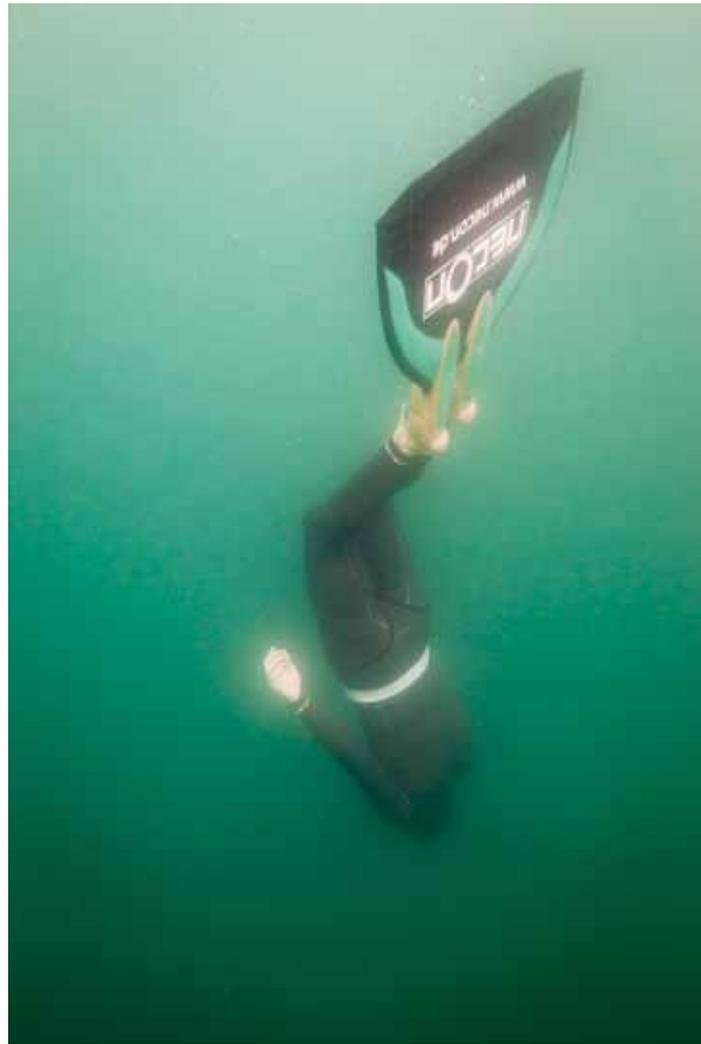
# V

or dem Tauchgang liege ich im Wasser auf dem Rücken. Mein Körper steckt in einem Neoprenanzug, die Füße in einer Monoflosse. Neben mir schwimmt die Boje mit dem Seil, das zu einem Gewicht am Grund führt. Es sind keine Menschen da, nur meine Tauchpartner, die mich im Notfall hochziehen. Am Ufer des Baggersees sehe ich die Bäume. Ich atme ganz normal, mein Atem wird flach, Körper und Geist kommen zur Ruhe. Der Atemdrang lässt nach. Nach drei Minuten atme ich komplett aus, nehme einen tiefen Zug frische Luft und tauche ab. Das ist der heikelste Moment, innerhalb weniger Sekunden sind viele Handgriffe nötig, damit alles gut klappt. Der Ablauf gleicht einer Choreographie, die ich einstudieren muss: Mich richtig auf den Bauch drehen, den ersten Druckausgleich und ein Armzug nach unten machen. Das Wasser im See ist trüb. Ich nehme eine Hand an die Nase, umfasse mit der anderen das Seil und schließe die Augen. Mit Flossenschlägen tauche ich ab.

Trotz geschlossener Augen merke ich, wie es dunkler und kälter wird. Bei 18 Metern schlägt der Tauchcomputer an meiner Maske Alarm. Hier muss ich den Mund mit Luft aus der Lunge füllen und die Luftröhre verschließen. Den stetig steigenden Druck gleiche ich durch eine spezielle Technik aus, mit der ich meine Gehörgänge offen halte. Anders könnten die Luftkammern in meinem Kopf den Wassermassen nicht standhalten.

Jetzt sind es noch zwei, drei Flossenschläge, dann ist meine Lunge so stark komprimiert, dass ich schwerer bin als das Wasser und von alleine sinke: Der Freefall beginnt. Ohne mit den Flossen zu schlagen, falle ich ins Schwarz vor mir. Ich rausche in die Tiefe, ein seltsames Gefühl, für das jeder Freitaucher schwärmt. In mir breitet sich Ruhe aus. Ich höre das Seil durch meine Hand gleiten, der Ton wird höher,

meine Geschwindigkeit wächst. Nur ein bisschen, aber es fühlt sich schnell an. Um Energie zu sparen, streife ich in Gedanken durch meinen Körper und suche nach Körperteilen, die angespannt sind. Ich kenne die Regionen, die am ehesten betroffen sind. Wenn mein Bauch oder mein Oberkörper verkrampfen, können in Lunge und Luftröhre, die unheimlich komprimiert sind, Verletzungen entstehen. Der Freefall dauert etwa eine Minute. Ich versuche an nichts anderes zu denken als an meinen Körper. Dass ich unten angekommen bin, erken-



**FREEFALL** Es ist ein seltsames Gefühl, so in die Tiefe zu rauschen. Ich versuche an nichts zu denken.

ne ich an einem Tennisball am Seil. Unten ist es völlig still und dunkel. Das Tieftauchen ist für mich mental leichter als das Zeit- und Streckentauchen. Bei diesen Disziplinen hängt man direkt unter der Wasseroberfläche. Jede Sekunde muss man neu entscheiden, ob man weitermacht oder auftaucht, man muss sich ständig neu anspornen und auf die Zähne beißen. Das ist

quälend. Beim Tieftauchen habe ich gar nicht erst die Wahl. Wenn ich wieder hochkommen will, gibt es nur eine Richtung. Auf die Reise in mich hinein kann ich mich so viel besser einlassen.

Dann kommt die Arbeit. Ich nehme die Arme über den Kopf und schwimme stromlinienförmig nach oben. Meine Kraft muss ich mir sehr gut einteilen, sonst fordert der Körper schnell Sauerstoff und der Atemreflex setzt ein. Bei etwa dreißig Metern merke ich trotz geschlossener Augen, dass es heller wird, ab zehn Metern habe ich wie-

lebensfeindliche Umgebung zu begeben und sich selbst wieder zurückzubringen, ist befreiend. Es ist diese Erfahrung in der Natur, die mich am Tauchen fasziniert. Die Freiheit, das Schweben. Ich habe mich schon früher mit Zen-Meditation auseinandergesetzt. Jetzt merke ich, dass es kein Zufall ist, dass ich mich im Freitauchen wieder gefunden habe. Mit Sauerstoff habe ich noch nie getaucht. Wenn man mit Flaschen auf dem Rücken unten ist, kann man nicht jederzeit wieder auftauchen, sondern muss bestimmte Auftauchzeiten einhalten. Andernfalls bilden sich lebensbedrohliche Blasen im Blutkreislauf.

Eigentlich widersprechen sich Freitauchen und das Tauchen in Wettbewerben. Auf der Jagd nach Rekorden geht die sinnliche Erfahrung verloren. Schon Wochen vor einem Wettbewerb bin ich unheimlich angespannt. Äußerlich wirke ich zwar ruhig. Meine Frau, die mich wirklich kennt, sagt aber, ich sei dann schon völlig abwesend. Mehrmals die Woche trainiere ich im Wasser und im Fitnessstudio. Über eine Videokonferenz meditiere ich mit einer Trainerin in Ägypten, die viel Erfahrung im Freitauchen hat, um mein Gefühl und Bewusstsein für meinen Körper zu verbessern.

Im Juli in Österreich, als ich meinen eigenen Rekord von 75 Metern um einen Meter übertreffen wollte, hatte ich einen Unfall. Schon die Tage davor spürte ich, dass es nicht hinhalten würde. Es war heiß, ich hatte wenig geschlafen und fühlte mich nicht gut gewappnet. Wegen des Aufwandes, den ich in die Vorbereitung gesteckt hatte, trat ich dennoch an. Kurz vor dem Abtauchen fuhr auch noch ein Schiff vorbei und riss mich aus der Konzentration. Anfangs lief es trotzdem ganz gut. Erst beim Auftauchen, wenige Meter unter der Oberfläche, machte sich meine schlechte Verfassung bemerkbar und ich wurde ohnmächtig. Das ist mir davor noch nie passiert. Es war nicht wirklich schlimm, der Vorfall hat aber mein Bewusstsein für meinen Körper und das Tauchen verändert. Ich möchte wieder aus Spaß und für mich selbst tauchen.

# „MEDITATIONS-CD'S SIND ALBERN“

„Mit dieser CD halten sie 70 Minuten puren Luxus in den Händen“ preist sich „Chillen im Stillen“ selbst an. Michael Köckritz, Verleger und Chefredakteur, hat die CD herausgebracht und man hört auf ihr: Nichts.

Oder so gut wie nichts: Sky du Mont liest still ein Buch, man hört nur, wie er die Seiten umblättert, Kai Diekmann liest – nun was wohl, raschel, raschel – BILD, Autorin Gaby Hauptmann packt den Koffer, Tim Raue hackt Gemüse. Sie alle reden nichts, sie sind einfach prominent und tun etwas. Zu den Protagonisten gehört auch ein Kühlschrank (ist innen ganz still), Berlin bei Nacht (nicht ganz so still) und, beim Autofreak Köckritz nur folgerichtig, ein Mercedes S-Klasse (monotones Brummen). Der einzige, der auf dieser CD nicht ruhig bleiben kann, ist Bart Simpson alias Sandra Schwittau: Fast vier Minuten nichts zu sagen, ist von Bart natürlich auch etwas viel verlangt. Warum soll man so etwas hören? Im Interview redet Michael Köckritz mit leiser Stimme von seiner Idee und der Stille.

FOTO RALPH KOCH

*Wie kommt man, bitte, auf so eine Idee?*

Es war nach einem furchtbaren Arbeitstag beim Autofahren. Normalerweise höre ich immer Radio, an dem Tag war mir das aber zuviel und ich habe es einfach ausgeschaltet. Da wurde mir auf einmal bewusst, wie schön die Stille ist: Ich hörte, wie das Lenkrad sich bewegte und die gedämpften Verkehrsgeräusche. Da dachte ich: Man geht doch viel zu leichtfertig mit der ganzen Berieselung und dem Lärm um, das ist ein unglaublicher Stressfaktor. Ich höre gerne Musik, um mich in Stimmung zu bringen und so kam mir die Idee, dass man mal Ruhe nutzt – um wieder runterzukommen.

*Gibt es dafür nicht genug Meditations-CDs?*

Die finde ich ein bisschen albern, dafür hätte ich auch gar nicht die Ruhe. Warum also nicht eine CD, auf der man eigentlich nichts hört? Auf der man genau hinhören muss, um irgendwas zu erkennen und diese Stille mit Geschichten hinterlegt ist – sonst könnte ich ja nur nichts aufnehmen. Ich dachte, ich zeige jetzt mal, dass man anders damit

umgehen müsste, aber nicht mit dem Zeigefinger, sondern mit einem Aktionskunstwerk.

*Das ist also Kunst?*

Nein, Kunst ist viel ernsthafter. Ich wollte kleine Impulse setzen, dass man sich damit auseinandersetzt. Und je schräger und provokanter desto besser – denn die Leute geben ja Geld dafür aus, dass sie eigentlich nichts hören. Ich hätte mit viel mehr Kritik gerechnet.

*Wenn man kaum was hört – warum müssen es dann unbedingt Prominente sein?*

Wenn man Wirkung erzielen will, dann helfen natürlich ein Kai Diekmann oder ein Wladimir Kaminer. Damit die Leute darauf aufmerksam und neugierig werden. Und das Tolle war, dass alle wirklich Spaß hatten.

*Haben Sie ihnen vorgegeben, bei was sie still sein sollen?*

Ich habe Vorschläge gemacht, aber es war dann eher zufällig. Mit Wladimir Kaminer wollte ich angeln, er wollte dann aber lieber Holz hacken. Bei Kai Diekmann hätte ich es lustig gefunden, wenn er nicht die Bildzeitung sondern die taz liest, er hat sich aber geweigert. Er meinte, die Bildzeitung

hätte einen charakteristischeren Klang. Er hat dann tatsächlich die Bildzeitung gelesen, ich glaube so fünf Minuten – jetzt weiß man, wie lange man Bildzeitung liest. Ich hätte auch gerne Daniel Craig aufgenommen, wie er 0.07 Minuten im Kaffee rührt. Seine PR-Manager kamen damit aber gar nicht zurecht, die haben die Idee nicht verstanden. Und Til Schweiger hätte vom Namen her gut gepasst, er hatte aber leider zu viele andere Projekte.

*Ist Stille ein Luxus?*

Der wahre Luxus ist der bewusste Umgang mit dem Alltag und hier gehört auch Stille dazu. Geräusche und Stille.

*Hören Sie sich die CD selbst an?*

Nein, ich habe die CD danach nie wieder gehört. Aber seitdem höre ich tatsächlich weniger Autoradio. Und beim lesen zuhause schalte ich jetzt Musik oder Nachrichten ab.

*Ganz ehrlich: Es gab niemanden, der gesagt hat: Was ist das denn für ein Scheiß?*

Doch! Meine Schwiegermutter. Aber sie hat's netter gesagt.

FRIEDRIKE MAYER



# LIBRETTO EINES LEBENS

*Irene Peluchar ist am Ende ihres Lebens angelangt. Mit Haltung, Wagner und Gottesfurcht meistert die 91-Jährige wie eine Grande Dame die Einsamkeit – gegen die Stille, die immer näher kommt.*

TEXT STEPHANIE DE LA BARRA

FOTOS MATTHIAS FERDINAND DÖRING

# A

uf Zimmer 23 in der ersten Etage des Wiener Seniorenheimes St. Klemens residiert die Disziplin. Seit einem Jahr und acht Monaten herrscht sie dort in der Gestalt von Irene Peluchar, 91 Jahre alt, schlohweißes Haar, die Figur schlank, Gang und Haltung aufrecht.

25 Quadratmeter misst ihre Welt, mit Badezimmer und Balkon. Nicht viel, und doch strahlt ihr kleines Reich eine gewisse Größe aus. Das Mobiliar ist solide und überschaubar, im Wesentlichen ein Tisch, ein Bett, ein Schrank, dazu immerhin ein großer Flachbildfernseher. Waldi, ihr Stoffhund, sitzt auf dem Beistelltischchen. In der Tischnische ein elektrisches „Ewiges Licht“, eine kleine Marienstatue, gerahmte Bilder von Franz, der Liebe ihres Lebens. Vor 23 Jahren ist er von ihr gegangen. „So lange ist Franz schon bei Gott“, sagt sie und berührt die Rosen auf ihrem Esstisch. Es sind 23. „Sie duften wie unsere damals, im Gartenhäuschen“, sagt Irene Peluchar. Bei ihrem Umzug ins Heim hatte sie es verkaufen müssen.

Die Bettdecke hat sie sorgfältig glattgestrichen, die Kredenz - die Anrichte - gründlich von nicht vorhandenem Staub befreit, ihre Opernführer stehen in zwei Reihen parallel angeordnet im Nachtkästchen, neben dem Neuen Testament. Ein Plastiküberzug schon die Tischdecke. Sie nimmt ein Tuch und wischt eine Kante der Kredenz gewissenhaft nach. So wie sie alles gewissenhaft tut. Einmal. Zweimal. Dreimal. Ein Erziehungsvermächtnis ihrer Mutter. Jederzeit könnte

H O S E N T R Ä G T  
S I E N I C H T ,  
D A S S E I E I N E  
„ V E R M Ä N N -  
L I C H U N G “  
D E R F R A U .

sie Besuch empfangen. Aber es kommt keiner.

Seit sie hierhergezogen ist, ordnet Irene Peluchar Tag für Tag ihre Stube und ihr Leben im Heim. Die Abläufe sind exakt getaktet, sind ein Code für den Alltag mit Programmierung auf Selbstkontrolle und Vernunft. Sie ersetzen ihr die Gehhilfe, die so viele Bewohner von St. Klemens benötigen.

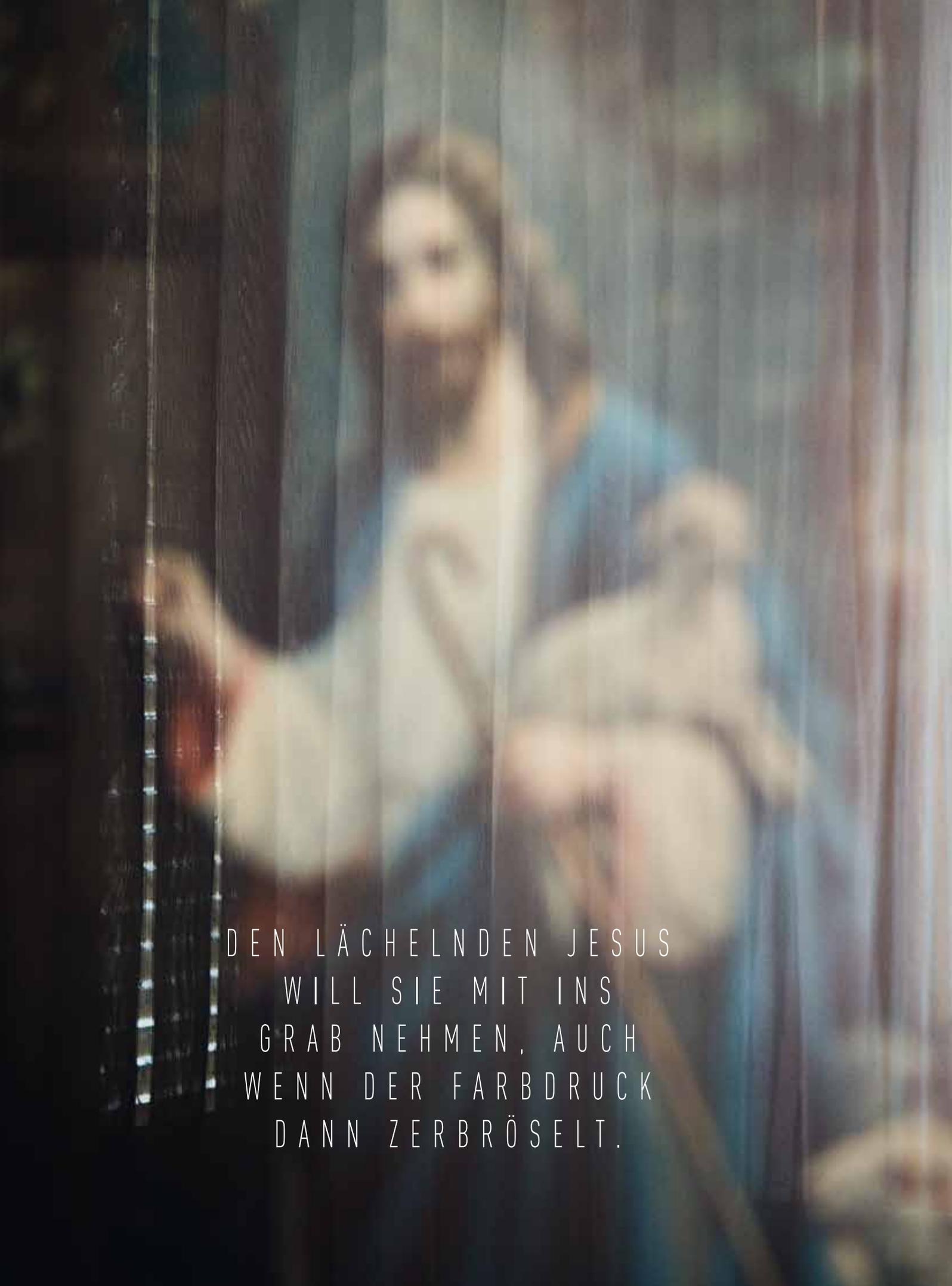
Um Punkt sechs Uhr dreißig morgens steht Irene auf. Nachdem sie das Gesicht gewaschen und ihr Haar gebürstet hat, trägt sie ein wenig Lippenstift – Nivea Nummer 545 rot – auf und legt den Schmuck an: die schweren Goldohrringe, den Goldarmreif und die Halskette. Sie geht zum Kleiderschrank, nimmt einen Rock heraus

und wählt dazu eine Bluse. Hosen trägt sie nicht, „eine Vermännlichung der Frau“ nennt sie das. Sie betrachtet sich im Spiegel. Sie muss eine schöne Frau gewesen sein. Zarte Züge, ihre Stirn ist fast faltenfrei, kräftige Augenbrauen, der Mund schmal, die wachen Augen blau wie der Himmel über Wien. Die Lippenstiftfarbe passt zu ihrer bunten Bluse. Wenn sie Silberschmuck anlegt, wählt sie für die Lippen Pink, Maybelline New York Nummer 480. Alles durchkomponiert, wie eine Arie.

Ihr Alltag, eine Abfolge: beten, frühstücken, zu Mittag essen um Punkt zwölf, Blutdruck messen, sieben Runden im Garten von St. Klemens gehen, wenn das Wetter schön ist, Kreuzworträtsel lösen, Abendessen um viertel nach fünf, beten, Nachtruhe. Und wenn dienstags, donnerstags und samstags auf Radio Stephansdom Opernabend ist, dann nimmt sie das alte Grundig-Radio von der Kredenz, legt sich aufs Bett und stellt es direkt neben ihr Ohr. Sie sucht Frequenz 107.3, der Empfang ist schlecht. Irene dreht leise, damit sie niemanden stört und schließt die Augen. Verdi und Wagner, dafür brennt sie. Schwere, tragende Klänge, voller Leidenschaft und Lebenswillen. So vergehen die Stunden.

Seit sie im Seniorenheim, in der Edenstraße 21 wohnt, hat sie keinen einzigen Sonntagsgottesdienst, kein Rosenkranzbeten verpasst. Die kleine Kapelle, von ihrem Zimmer nur den Gang hinunter, ist ihr Rückzugsort. Jeden Morgen um viertel vor acht, jeden Abend um viertel nach neun. Sie setzt sich allein in die letzte Reihe, zweiter Stuhl von rechts, und sieht auf das Kreuzifix. Um sie herum der Kreuzweg. „Ich ▶





DEN LÄCHELNDEN JESUS  
WILL SIE MIT INS  
GRAB NEHMEN, AUCH  
WENN DER FARBDRUCK  
DANN ZERBRÖSELT.



glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde...“, spricht sie leise in die Stille. Dann bittet sie, der Himmlische möge sie und ihre Schwester gemeinsam zu sich nehmen. Sie bedankt sich, im Seniorenheim einen Platz bekommen zu haben, dem Heim, dem sie so vieles zu verdanken hat, Geborgenheit und Fürsorge, sodass sie nicht unbemerkt sterben müsse, und dafür, einen weiteren Tag gelebt zu haben.

Während sie am Tisch ihres Wohnraums diese Monotonie auflistet, lächelt sie zufrieden, gerade so, als hätte ihr die Mutter über die Schulter geschaut und genickt: Ja mein Kind, so ist's Recht. Ihre Ermahnungen hat sie bis heute im Ohr: Man muss lernen entbehren! Greif das nicht an! Sei bescheiden, Kind! Eine herrische, strenge, ordnungsliebende und fromme Frau, die ihr manchmal Angst machte. Schon ein zerrissener Kinderstrumpf genügte und die Mutter strafte die Tochter mit Schweigen. „Meine Kindheit“, stellt sie in sachlichem Ton fest, „habe ich vorrangig durch die Hand meiner Mutter erlebt.“ Der Vater dagegen, ein Briefträger, „war ein Engel“. Von ihm, so scheint es, hat sie die innere Ruhe, von ihr die Sekundärtugenden geerbt. 1922, als sie nahe bei Wien geboren wurde, galten sie als das höchste gesellschaftliche Gut: Ordnung, Sauberkeit, Disziplin, Gehorsam, Pflichterfüllung, Höflichkeit. Sie verkörpert ein Stück österreichisch-deutsche Geschichte. Aufgewachsen in einem von Hitler und seinen Nazis einverleibten Land, älter geworden unter Bruno Kreisky, dem Willy Brandt Österreichs. Heute ist die Welt eine andere geworden.

Als Kind hätte sie gerne ein Instrument gelernt, sie liebte die gelegentlichen Liederabende mit den Eltern und ihrer kleinen Schwester Trudi. Aber das konnte sich die Familie nicht leisten. Bis sich die Chance bot, die für andere ein Unglück war. Irene fuhr mit ihrer Mutter zu einer jüdischen Villa, ganz in der Nähe. Die Nationalsozialisten hatten die Macht ergriffen, die Villa wurde enteignet. Da stand die jüdische Pianistin neben dem Flügel, strich mit der Hand über die lackierte Oberfläche, Tränen in den Augen, „du kommst in eine gute Familie“. Bis heute kann Irene Peluchar diese Trostworte nicht vergessen. Das Klavier verstaubte in ihrem Elternhaus in einer Ecke.

Weiß sie, was aus der Pianistin geworden ist? Sie zuckt mit den Schultern und macht eine stumme Handbewegung, als wollte sie sagen: Das, was damals eben passierte. „Es war eine schreckliche Zeit“, sagt sie. Und dann: „Wir haben das alles mitgemacht. Die Ängste und furchtbare Dinge.“ Tränen stehen in ihren Augen. Darüber sprechen will sie nicht. Sie ist von der alten Schule, sie schweigt über vieles. Auch darüber, wie sie ihren verstorbenen Mann kennengelernt hat, Franz Peluchar, die Liebe ihres Lebens: „Das gehört nur ihm und mir. Das ist wie ein heiliger Gral.“

Sie nennt nur Daten. 1946 war es, im Wiener Finanzministerium. Er war Jurist, ein Studierter, sie war eine gelernte Schreibkraft, Stenotypistin. Damals fühlte sie sich das einzige Mal in ihrem Erwachsenenleben unsicher. „Das waren ja Studierende und ich hatte keine höhere Schulbildung, nicht einmal Matura.“ Aber sie verschaffte sich rasch Respekt - mit Fleiß, Haltung und ihrer korrekten Kommasetzung: „Beistrichspion, so hat man mich schon in der Schule genannt.“ Mit Franz sei es gewesen, als gäbe es keinen intellektuellen Graben zwischen ihnen,



RÜCKZUGSORT  
IST DIE  
KAPELLE,  
JEDEN MORGEN  
UM VIERTEL  
VOR ACHT  
UND JEDEN  
ABEND UM  
VIERTEL  
NACH NEUN.

erinnert sie sich. „Er hat immer gesagt, du machst das schon, er hat auf mein Urteil vertraut.“ Das hat sie bestätigt in ihrer Selbstständigkeit als berufstätige Frau. Bald darauf wechselte sie ins Wiener Zollamt und arbeitete dort bis zu ihrem sechzigsten Lebensjahr als Beamtin. „Die schönste Zeit meines Lebens“ nennt sie diese Jahrzehnte in ihrem Beruf und mit ihrem Franz: „Er war mein Mann und ich war seine Frau. Das ist bis heute so.“

In St. Klemens genießt Irene Peluchar beim Pflegepersonal und den Bewohnern eine Sonderstellung. Darauf legt sie wert, das zählt zu ihrer Außenwirkung. Irene, wie Sie sich ausdrücken können! Irene, wo haben Sie nur eine solche Sprache gelernt?. „Ich freue mich über das anerkennende Urteil. Ich werde geliebt“, sagt sie dann. Es seien die „Talente des Evangeliums“, das Geschenk ihres „feingliedrigen Charakters“. Trotzdem hat Irene Peluchar keine Freunde. „Ich habe niemals eine Freundin gehabt, auch als Kind nicht“, betont sie. Nicht aus Hochmut oder weil sie davon nichts hält, sondern „weil mir das Wort Freundschaft zu tiefgründig ist“. Wer könne dieser Verpflichtung schon gerecht werden?

„Sag doch einfach Josef zu mir“, hatte ihr ein Heimbewohner einmal das Du angeboten. Er wohnt im selben Stock, „wohl ein paar Türen weiter“, so genau weiß sie das nicht.

„Ich werde darüber nachdenken“, hatte sie geantwortet. Unangenehm war ihr das, zu viel Nähe.

Aber in Nachdenklichkeit verfallen, in Lethargie und Klage darüber, dass sie alleine ist, will sie nicht. „Keine Melancholie, bitte“, sagt sie streng und hebt den Zeigefinger. „Nur wer sich aufgibt, ist einsam.“ Auf den Fluren ihrer Etage hängen Blumenkränze an den Türen, die Bewohner und das Personal grüßen einander freundlich auf dem Gang, fast hat es den Anschein einer Frühstückspension. Gelegenheit zu Kontakten gäbe es, nur versteht sich Irene Peluchar anders. Ihr Umgang mit anderen Heimbewohnern ist höflich, aber distanziert. Einer alten Dame, die sich mühsam am Geländer entlang hangelt, nickt sie im Vorbeigehen mit einem „Guten Tag!“ zu und lobt deren Anstrengung: „Wunderbar, großartig wie Sie gehen. Sie waren ja immer vorbildlich.“

Einmal hat Irene Peluchar an einem der Unterhaltungsprogramme des St. Klemens teilgenommen. Es war eine Modenschau, sie präsentierte, ihr Publikum waren die Heimbewohner, die meisten von ihnen mit Gehhilfe oder im Rollstuhl sitzend. Sie schritt in aufrechter Haltung geradeaus, in einem knielangen schwarzen Wollkleid mit großen weißen Blüten, dazu trug sie einen orangefarbenen Schal als Kontrast. Sie war glücklich. „Ich bin nicht eitel, aber ich achte auf mich.“

Eine kleine Unterbrechung war das in der „vorgegebenen Eintönigkeit“ ihres Heimalltags. Sie nennt es „Betrieb“. „Wenn ich mich hier umsehe, dann sehe ich ein Bild des Verfalls.“ Kein Vorwurf, eher eine Feststellung. Sie beobachtet die anderen Bewohner. Ah, schau an, der geht heute schon ein bisschen besser. Oje, die geht heute ein bisschen schlechter. Und was das Alleinsein betreffe, sagt sie, sei da ja noch Trudi, ihre kleine Schwester. Trudi, 89 Jahre alt, lebt ein Stockwerk über Irene, auf der Pflegestation. Vor fast 50 Jahren hatte die Mutter auf dem Sterbebett ihrer älteren Tochter das Versprechen abgenommen,



**BEIM SPAZIERGANG** im Waldgarten lässt Irene Peluchar das Heim für einen kurzen Moment hinter sich.

Trudi niemals alleine zu lassen. „Ihr müsst immer zusammenhalten. Ihr werdet einmal niemanden haben.“ Es ist ein Akt der Verbundenheit, aber auch einer der Pflichterfüllung, wenn sie sich als die Ältere bis heute kümmert um die kleinere Schwester. Kurz nach acht Uhr morgens frühstücken die beiden gemeinsam, tauschen sich aus über die aktuelle Befindlichkeit. Oft sitzen sie wortlos nebeneinander. Trudi, die nicht mehr gut gehen kann und, anders als die Schwester, Hosen trägt, schlicht, keinen Lippenstift, keinen Goldschmuck, sitzt bei ihrer Schwester im Zimmer und liest Zeitung. Irene geht gewissenhaft ihren Tätigkeiten nach, misst ihren Blutdruck. Dann sieht sie kurz auf. „Mausi, brauchst du etwas?“, fragt sie. „Nein, nein“, murmelt Trudi und lächelt, „wir haben ja uns.“ „Ja, Mausi.“

„Totenhaus“ nennt sie ihre Welt nach 18 Uhr. Sie sagt es mit „verständnisvoller Wahrnehmung.“ Es gibt Braten mit Kartoffelpüree zum essen. Aber kaum legt einer der Bewohner die Gabel auf den Tisch, kommt ein Pfleger. Na, Sans fertig? Kummans, i bring sie aufs Zimmer. Auch das Personal macht Feierabend. Natürlich, Irene Peluchar weiß das. Aber dann ist alles wie ausgestorben. Leerer Flur, geschlossene Fenster, kein Mucks. „Dann wird es still im Haus. Furcht-

bar still.“ Totenstill. „Und draußen scheint noch die Sonne. Da muss man schon sehr stark sein.“

Aber Irene Peluchar hat keine Angst vor dem Tod, denn „Franz wird mich als Erster empfangen.“ Sie hat sich längst darauf eingerichtet, alles geplant. „Wenn ich mich von dieser Welt verabschiede, werde ich nur eine Sache mitnehmen.“ Sie blickt zu dem Farbdruck, der über ihrem Bett hängt. Ihre Mutter hatte ihn in den Zwanziger Jahren weihen lassen und kniete davor, wenn sie Kummer hatte. Es zeigt einen lächelnden Jesus, der als Schafhirte vor einem Haus an die Tür klopft. Pastelltöne, Sonnenstrahlen, die durch Wolken brechen. Die Künstler der Romantik hätten es nicht besser machen können. Sie hat testamentarisch festgelegt, dass der Druck mit ihr ins Grab kommt, „auch wenn er zerbröselt.“

Ganz selten nur wird sie wehmütig und erlaubt sich auszubrechen. Dann nimmt die alte Dame ihr Fernglas aus dem braunen Lederbeutel, ein Geschenk von Franz für das gemeinsame Wandern in den Alpen, und steigt auf den Hügel im Waldgarten des Heims. Sie geht zu ihrem Lieblingsbaum, bleibt stehen, betrachtet ihn eine Weile mit Wärme in den Augen und sagt laut: „Schön bist du heute.“ Dann geht sie den

schmalen Weg bis zum höchsten Punkt des Gartens, stellt sich neben das Wegkreuz, setzt das Fernglas an und späht lange auf den gegenüberliegenden Hügel. Dorthin, wo früher ihr Gartenhäuschen mit den duftenden Rosen stand. Sie sieht schlecht. Häuser und Nadelbäume verschwimmen vor ihren Augen zu Farbkleksen, mal rostfarben, mal dunkelgrün. „Ich glaube, das dort drüben ist mein Birnbaum.“ Eine Sekunde nur, dann hat sie sich wieder im Griff. Sie lässt das Fernglas sinken, geht zurück, vorbei an dem Wegkreuz, vorbei an ihrem Lieblingsbaum, zurück ins Heim. Dort wird sie das Abendessen mit ihrer Schwester einnehmen, in der Kapelle beten und über den leeren Flur zurück ins Zimmer 23 gehen, leise wie sie es immer tut, sich den Lippenstift abwischen und vor dem Einschlafen noch einmal an Franz denken. ■



Im selben Jahr, in dem **STEPHANIE DE LA BARRA** 1990 in Wien geboren wurde, starb dort Franz Peluchar, Irenes Mann. Wie lange 23 Jahre sein können, weiß die Autorin. Ein ganzes Leben.

# „EINE ART, DIE SEELE ZU ZERSTÖREN“

Isolationshaft wird in vielen Ländern angewandt: kein Kontakt, keine Gespräche, keine Informationen aus der Außenwelt. In der BRD waren es vor allem RAF-Mitglieder, die in den 1970er und 1980er Jahren von anderen Häftlingen isoliert wurden, in der DDR sperrte die Stasi ihre Gefangenen in Einzelhaft. Doch auch heute werden immer wieder Strafgefangene ‚abgesondert‘, so der juristische Begriff, manchmal für Monate, manchmal für Jahre. Wegen der psychischen Schäden, die eine dauerhafte Isolierung hervorrufen kann, wird die Einzelhaft in Deutschland kritisch diskutiert. Die folgenden zwei Beispiele berichten über Isolationshaft in der DDR und in Syrien.

## „ICH VERLOR DAS ZEITGEFÜHL“



**MIKE MICHELUS**, geboren 1966, wurde mit 19 Jahren in der DDR zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil man in ihm einen Systemfeind vermutete. Die ersten drei Monate verbrachte er in Isolationshaft in Pan-kow. Danach wurde er nach Hohenschönhausen verlegt, später nach Rummelsburg und Karl-Marx-Stadt (heute Chemnitz), bis ihn die BRD freikaufte. An seinem 20. Geburtstag wurde er entlassen. Michelus lebt heute in Hechingen, Baden-Württemberg.

„Die ersten Tage habe ich immer noch geglaubt, gleich würde jemand die Zellentür aufmachen und mich gehen lassen. Für mich handelte es sich um ein großes Missverständnis. Drei Monate haben sie mich schmoren lassen, ohne mir zu sagen, wie es ausgeht und wie lange es noch dauern wird. Diese Ungewissheit hat mich total fertig gemacht und dieses Abgeschirmt sein von der Außenwelt. Ich durfte zu niemandem Kontakt haben, nicht mal zu einem Anwalt oder meiner Mutter, ich war total ausgeliefert. Irgendwann setzte eine gewisse Resignation ein, ich fand mich mit der Situation ab. Fast jeden Tag wurde ich verhört. Ansonsten saß ich in meiner Zelle. Knapp drei Quadratmeter groß war die. Sie nannten es

Isolationshaft, obwohl ich einen Zellengenossen hatte. Viel hat das nicht ausgemacht. Man hat kurz seinen Lebenslauf erzählt und dann machte jeder sein Ding. Jeder hat auf seine Weise mit dieser Unsicherheit zu tun gehabt, da hatte man sich nicht viel zu erzählen.

Allmählich verlor ich das Zeitgefühl. Durch die dicken Fenstergläser konnte man gerade so erkennen, ob Tag oder Nacht war. Um mich herum waren immer irgendwelche Geräusche, aber in meinem Kopf wurde es ganz ruhig. Ich versuchte, meinen Geist wach zu halten. Zum Glück bekamen wir Bücher, ich las alles, was ich in die Hände bekam. Oft flüchtete ich mich in Traumwelten ohne es zu merken – ich stellte mir tagelang vor, wie ich Götterspeise kochen würde, wenn ich erst wieder frei käme. Ob erst eine rote Schicht, dann die grüne und zum Schluss die gelbe, oder anders herum. Darüber konnte ich ewig nachdenken. Oder ich überlegte, wie ich mein Schlafzimmer schwarz malen und dann ein Bett in die Mitte des Zimmers stellen würde. Dort läge ich mich hinein und würde abwarten was passiert. Ich habe mich da so hineingesteigert, dass ich alles um mich herum vergaß. Wenn der Wärter plötzlich in der Zelle stand, war es jedes Mal ein unschönes Erwachen: Ach ja, ich bin ja im Gefängnis.

Nach drei Monaten wurde mein Fall verhandelt, Gregor Gysi vertrat mich. Ab da an war es einfacher, ich wusste endlich, woran ich war. Ich wurde dann nach Hohenschönhausen verlegt in eine Mehr-Personen-Zelle mit zehn bis fünfzehn Gefangenen. Da fand man immer irgendjemanden zum Quatschen, wir hatten Aufgaben, man war beschäftigt.

Nach der Entlassung hatte ich jede Nacht Albträume. Ich saß in meiner Zelle eingeschlossen unter der Erde und konnte nicht raus. 2009 habe ich meine alte Zelle in Hohenschönhausen besucht. Auch wenn es fast 27 Jahre her ist, habe ich immer noch ein Problem mit geschlossenen Türen, sehr zum Leid meiner Arbeitskollegen.“

ANNIKA KIEHN

EINE HALBE  
MINUTE MIT  
JEMANDEM  
SPRECHEN.  
DEN REST  
DES TAGES  
NACHDENKEN  
ÜBER DAS  
SCHICKSAL  
UND GRÜNE  
GÖTTERSPEISE.

## „DIE FLÖHE WAREN MEINE EINZIGEN FREUNDE“



**HABIB SALEH**, 65, syrischer Oppositioneller. Als Journalist schreibt er seit Jahrzehnten gegen das Assad-Regime an. Fast 18 Jahre verbrachte er deswegen in syrischen Gefängnissen. Während des „Damaszener Frühlings“, zu Beginn der Amtszeit von Baschar-al Assad im Jahr 2001, organisierte er Salons für Intellektuelle in seinem Haus. Als eine der Führungsfiguren der Bewegung saß er daraufhin fünf Jahre in Einzelhaft. Seit Herbst 2011 lebt er als politischer Flüchtling in Berlin.

In meiner Zelle war es sehr eng, ich konnte mich kaum bewegen, nur auf dem Bett liegen. Der Raum war zwei Meter lang und 1,90 Meter breit. Es gab ein Bett, einen Stuhl, eine Dusche und ein WC. Einmal am Tag durfte ich für eine halbe Stunde nach draußen in den Gefängnishof. Immer alleine. Ich dehnte mich, ging ein paar Schritte, atmete frische Luft. Danach musste ich zurück in meine Zelle mit der schweren Metalltür und den dicken Riegeln. Durch eine Klappe reichten die Wächter das Essen, dann

konnte ich mal eine halbe Minute mit jemandem reden. Sonst war ich alleine mit meinen Gedanken. Ich qualte mich mit der Frage, ob meine Frau vielleicht einen neuen Mann gefunden hatte oder ob sie von Assads Truppen vergewaltigt worden war. Ich war depressiv, dachte über mein Leben nach und mein Schicksal. Wenn ich so auf dem Bett lag, schrieb ich manchmal meine Erinnerungen auf. Doch hinterher spülte ich sie in die Toilette, weil die Wache alles kontrollierte.

Am schlimmsten waren die Flöhe in meiner Bettdecke. Es waren Millionen! Nachts wachte ich ständig auf, schüttelte sie mir aus den Kleidern und konnte vielleicht noch eine Stunde schlafen, bis es mich wieder überall zwickte. Aber sie waren die einzigen Freunde, die ich hatte.

Manchmal, wenn die Wärter es zuließen, konnte ich nachts mit den anderen Gefangenen sprechen. Unsere Einzelzellen lagen nur zwei Meter voneinander entfernt, in einem speziellen Trakt. Wenn wir laut riefen, konnten wir einander durch die Wände hören. Ab dem zweiten Jahr in Haft durfte ich zweimal im Monat Besuch empfangen und bekam sogar ein kleines Radio in die Zelle. Ich hörte ein paar libanesische Sender, syrisches Radio war verboten.

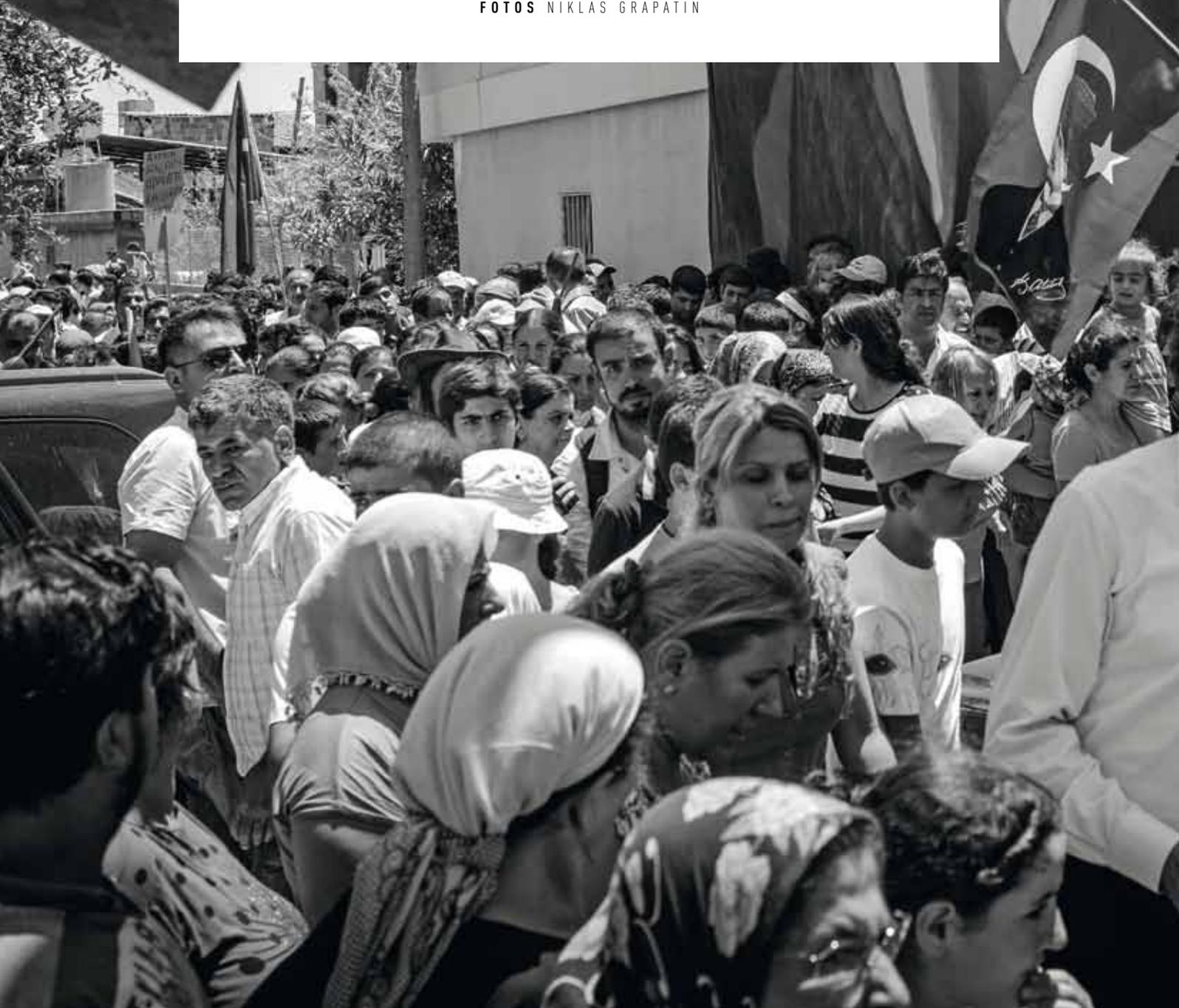
Die Isolationshaft ist eine Art, die Seele zu zerstören. Es waren schwarze Jahre, sehr schwarz. Die Autoritäten versuchten so, uns zu brechen. Aber man hat mich nicht mundtot gemacht. Nachdem ich entlassen war, habe ich weiter geschrieben und kam wieder ins Gefängnis. Assad hat uns nicht besiegt, wir setzen uns weiter für ein demokratisches Syrien ein. Ich möchte jetzt nicht mehr an die Jahre im Gefängnis denken. Ich habe anderes zu tun, muss Kontakt halten nach Syrien und die Revolution unterstützen. Keine Zeit für Depression, es ist Zeit zu handeln.

JENNY BECKER

# „WIR ALLE SIND ALI“

*Der Student Ali Ismail Korkmaz wurde bei einer Demonstration  
in der türkischen Stadt Ekişehir von Sicherheitskräften  
zusammengeschlagen und starb.  
Nach seinem Tod wurde er zu einer Ikone der Protestbewegung.*

TEXT NICOLE GRAAF  
FOTOS NIKLAS GRAPATIN





# E

ine Welle von Menschen brandet an jenem Sonntag im Juni durch die Universitätsstadt Eskişehir. An die dreitausend Demonstranten ziehen durch die Straßen. Sie klatschen und rufen: „Dies ist erst der Anfang!“ Über ihnen scheppert es von Balkonen, auf denen Anwohner gegen Töpfe hämmern. An anderen Tagen füllen sich die Cafés nahe der Anadolu-Universität bis spät in den Abend mit Studenten, doch an diesem sind fast alle auf der Straße. Unter ihnen ist auch Ali Ismail Korkmaz – ein schwächlicher Neunzehnjähriger mit wachem Blick, der gerade sein Studium begonnen hat: Englisch auf Lehramt. Er nimmt zum ersten Mal an einer Demonstration teil.

Die Welle hat das ganze Land erfasst. Es begann im Gezi-Park von Istanbul, wo Umweltschützer sich vor ein paar Bäume stellten, die für ein Bauprojekt weichen sollten. Binnen weniger Tage füllte sich der benachbarte Taksim-Platz mit Unterstützern, und plötzlich protestieren mehr als zwei Millionen im ganzen Land: Studenten, Künstler, Intellektuelle, Schwule und Lesben, Kurden und Aleviten – all jene, die unzufrieden sind mit Erdogans autoritärem Führungsstil. Sie wollen sich nicht länger vorschreiben lassen, wo und wann sie Alkohol trinken dürfen, ob und wie viele Kinder sie bekommen, und sie wollen mitbestimmen, was mit dem öffentlichen Raum geschieht, den die Regierung mehr und mehr privatisiert.

„Es reicht“, schreibt Ali in diesen Tagen auf seiner Facebook-Seite über ein Foto, das ihn mit ernster Miene zeigt. Er gehört keiner politischen Gruppe an, ist kein „Krawallmacher“, wie der Ministerpräsident die Protestler bezeichnet. „Als wir sahen, was in Istanbul passierte, wollten wir auch nicht schweigen“, sagt sein damaliger Mitbewohner. Die Zeit scheint reif, um etwas zu verändern.

Dass die Situation eskalieren könnte, erwartet niemand. Eskişehir ist nicht Istanbul. Die Stadt im Landesinneren der Türkei hat etwas Idyllisches. Statt Staus und Großbaustellen prägen Fußgängerzonen, unzählige kleine Parks und eine Flusspromenade voller Cafés und Restaurants das Stadtbild. Mehr als zehn Prozent der rund 600 000 Einwohner sind Studenten.

Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – füllen auch dort an jenem Abend Demonstranten die Straßen und ziehen zur Zentrale der Regierungspartei AKP. „Überall ist Taksim, überall ist Widerstand“, rufen sie. Ali ist mittendrin. ▶

Das AKP-Gebäude liegt in einem älteren Stadtteil, zwischen Lebensmittelläden und Geschäften mit Handwerkerutensilien. Vor der Parteizentrale stehen einige Hundertschaften Polizisten der protestierenden Menge gegenüber. Ob sie zuerst angegriffen haben oder ob Steine flogen, kann später niemand mehr mit Sicherheit sagen.

Die Polizisten treiben die Menge mit Wasserwerfern auseinander und jagen Flüchtenden hinterher. Selbst drei Blocks entfernt müssen Anwohner ihre Fenster schließen, so viel Tränengas liegt in der Luft.

Ali wird verfolgt, rennt in eine Seitengasse, links ein Hotel, rechts ein paar Läden, am Kopfe eine Bäckerei. Davor stellen sich ihm sechs Männer in den Weg. Sie reißen ihn zu Boden und prügeln mit Stöcken auf ihn ein. Er krümmt sich schon auf dem Gehsteig, da tritt einer nochmal zu. Als er sich aufrappelt, schlagen sie ihn erneut. Er schafft es wegzurennen, aber kommt nicht weit, bis ihn weitere Schläger attackieren.

Eine Überwachungskamera zeichnet auf, wie am anderen Ende der Gasse mehrere Männer den Weg versperren. Sie tragen Gasmasken und Funkgeräte. Mit Schlagstöcken attackieren sie Demonstranten, die sich in die Gasse verirrt haben. Um 0:16 Uhr bricht die Aufnahme ab, die folgenden 18 Minuten fehlen. Ob es diese Männer waren, die Ali noch einmal zusammenschlugen, bleibt ungeklärt.

Ali kann seinen rechten Arm nicht bewegen, sein Kopf dröhnt, er ist kaum bei Sinnen, als Freunde ihn ins Krankenhaus schaffen. Der Arzt erkennt nicht, wie schwer er verletzt ist und schickt ihn sogar noch zur Polizei, wo er eine Aussage über den Vorfall machen soll. Als er fast 24 Stunden nach der Attacke endlich versorgt wird, hat bereits eine Gehirnblutung eingesetzt. Er wird mehr als einen Monat im Koma liegen, bevor er am 10. Juli stirbt.

„Wäre er gleich richtig behandelt worden, wäre er vielleicht noch am Leben“, sagt Gürkan Korkmaz. Er macht nicht nur die Schläger, sondern auch den Arzt für den Tod seines Bruders verantwortlich. Er ist Anwalt und fest entschlossen, die Schuldigen vor Gericht zu bringen.

Die Nachricht von Alis Tod verbreitet sich binnen Minuten übers Internet. Vor dem Krankenhaus versammeln sich rund dreitausend Menschen, den Trauerzug in Alis Heimatstadt Antakya begleiten fast doppelt so viele, unter ihnen zahlreiche Studenten aus Eskişehir, auch wenn Antakya gut zehn Autostunden entfernt liegt. Die meisten haben ihn nicht gekannt.

„Es hätte jeden von uns treffen können“, sagen jene, die bei der Demonstration dabei waren. An die 200 Protestler wurden in jener Nacht verletzt.

Verwandte und Freunde haben den Sarg in die rote Halbmondflagge der Türkei gehüllt und tragen ihn in den Innenhof des Hauses, in dem seine Familie lebt. Die Frauen rufen im Rhythmus ihrer klatschenden Hände: „Ali Ismail ist

unsterblich.“ Die Mutter schreit ihren Schmerz heraus, sie kann sich nicht mehr auf den Beinen halten und muss die zwei Kilometer zum Friedhof im Auto gefahren werden. „Weine nicht, Mama, deine Kinder sind hier“, rufen die Studenten, die hinter dem Wagen hergehen.

„Ali, ach Ali!“ Seine Mutter kann kaum über ihn sprechen, ohne dass ihr die Tränen in die Augen schießen. „Mein Sohn konnte keinem Insekt etwas tun. Sie haben ihn einfach totgeschlagen.“ Er war das jüngste ihrer vier Kinder, ein Nachzügler. Sie redet von ihm wie von einem Heiligen.



DAS UNIVERSITÄTSVIERTEL, in dem die Demonstration begann. Ali wohnte gleich um die Ecke

„ES HÄTTE  
JEDEN VON  
UNS TREFFEN  
KÖNNEN“

Sie sitzt auf einer großen Terrasse auf dem Stoffsofa, auf dem ihr Sohn so gerne lag, hat die Hände in den Schoß gelegt und starrt vor sich hin.

Unten im Hof, unter einem Dach aus Weinreben, sitzen Tanten, Onkel, Cousins und Nachbarn; sie kommen fast jeden Tag. An den Wänden hängen überlebensgroße Bilder von Ali.

Die Familie wohnt in einem Vorort von Antakya, dem antiken Antiochien, einer der ältesten Städte der Welt nahe der Grenze zu Syrien. Seit jeher leben in der Region Menschen verschiede-

ner Völker und Religionsgruppen zusammen. Wie viele dort bekennt sich Alis Familie zum Alevitentum, einer mystischen Strömung des Islam.

In der Türkei wurden die Aleviten lange Zeit unterdrückt. Erst nachdem Staatsgründer Atatürk die Trennung von Politik und Religion durchsetzte, erhielten sie relative Gleichberechtigung. Deshalb sind viele Aleviten glühende Verehrer Atatürks, so auch die Familie Korkmaz. In Alis Zimmer hängt eine Uhr mit dessen Porträt. Er hatte sie auf fünf nach neun angehalten, dem Todeszeitpunkt Atatürks.

Alevitische Gruppen engagieren sich stark bei der Protestbewegung, denn bis heute leiden sie unter Anfeindungen radikaler Sunniten. Bis auf einen waren alle, die während der Proteste getötet wurden, Aleviten – auch wenn das Zufall ist, denn die Konfession sieht man ihnen nicht an. Doch viele misstrauen dem sunnitischen Ministerpräsidenten Erdoğan und fühlen sich von seiner Regierung missachtet. „Er lässt neue Moscheen bauen, aber für unsere Gebetshäuser gibt es keine Unterstützung“, sagt einer von Alis Cousins.

Ali fand, die Menschen missbrauchen Religion nur für politische Zwecke. Er bezeichnete sich als Atheisten und meinte, jeder solle so leben, wie er will. Er war sogar gegen das Kopftuchverbot an türkischen Universitäten, obwohl es ein Erbe seines Idols Atatürk ist. Auf Facebook schrieb er:

„Mein Land ist die Welt. Alle Menschen sind meine Brüder. Meine Religion ist Gutes tun.“

„Ali war anders.“ Jeder, der von ihm erzählt, erwähnt das als erstes. Er schimpfte mit seinem Vater, wenn der Dinge kaufte, die ihm unnützlich erschienen, sammelte Bücher für Dorfschulen und setzte sich zu Alten in Seniorenheime, um ihnen vorzulesen.

„Warum er?“ fragt seine Mutter immer wieder. „Ich will wissen, wer das getan hat.“ Ihre Forderung hallt nach Alis Tod wie ein Echo auf den Demonstrationen wieder. In Eskişehir und Antakya rufen die Menschen nicht mehr „Widerstand für den Gezi-Park“, sondern „Widerstand für Ali.“ Längst haben sich auch die Motive verschoben. Viele haben sich erst aus Protest gegen die Polizeigewalt angeschlossen. Landesweit wurden fast 5000 Menschen verletzt. Vor Ali starben noch vier weitere Demonstranten, keiner älter als Mitte zwanzig. Einen tötete ein Autofahrer, der absichtlich in einen Demonstrationszug raste; zwei wurden von Polizisten erschossen und einer – er stammte auch aus Antakya – starb wie Ali durch eine schwere Kopfverletzung.

Von den großen Zeitungen und TV-Sendern berichten nur wenige über die Opfer der Protestbewegung, aus Angst vor Staatszensur oder weil sie regierungstreuen Unternehmern gehören.

Die Familie hofft, dass sich noch Zeugen melden. Deshalb versuchen Unterstützer nun mithilfe sozialer Medien über die Hintergründe aufzuklären. Sie wollen Druck ausüben, damit ▶



**GLÜCKLICHE ZEIT** Ali mit seiner Schwester bei der Hochzeit ihres Bruders Gürkans vor einem Jahr

**IM INTERNET** schauen Gürkan Korkmaz und seine Frau Videos von Solidaritätsveranstaltungen an. Im Oktober bekommen sie einen Sohn. Er wird Ali Ismail heißen





**DIE ANGEHÖRIGEN** der fünf Todesopfer treffen sich vor einer Kundgebung in Ankara. Nur wenige Medien berichten darüber. Hinten: Alis Eltern, rechts: Die Mutter von Medeni Yildirim, einem kurdischen Jungen, der bei Protesten erschossen wurde

**WÄHREND SEIN COUSIN IHN RASIERT,** plant Gürkan Korkmaz bereits die nächste Aktion für seinen Bruder. In der 40-tägigen Trauerzeit tragen die männlichen Angehörigen den Bart ungeschnitten



die Polizei die Ermittlungen nicht verschleppt, wie so oft in Fällen staatlicher Gewalt.

Drei junge Social Media-Journalisten sind aus Istanbul angereist, um ein Video über Ali zu drehen, eines von unzähligen, die im Internet kursieren. Manche sind untermalt mit Arabesque-Musik, die bereits ohne Bilder zu Tränen rührt.

Sie stellen ein Stativ mit einer Handkamera in seinem Zimmer auf. Die Eltern haben es wieder so hergerichtet, wie er es verließ, als er nach Eskişehir ging. Es sieht aus wie ein Museum. An einem Kleiderständer hängt sein marin-blauer Bademantel mit dem Emblem seiner Lieblingsfußballmannschaft Fenerbahçe Istanbul, so als hätte er ihn am morgen nach dem Bad erst dort aufgehängt. Über dem Bett und auf der Kommode zeigen unzählige Fotos Aufnahmen aus Alis Kindheit.

Sein älterer Bruder Gürkan hat sich ein Bild von ihm auf den Oberarm stechen lassen. Er ist eigentlich nicht der Typ für ein Tattoo, wirkt ein wenig bieder mit seiner eckigen Brille, dem schwarz-weiß karierten Hemd und der leicht unteretzten Statur. Sein Bart wuchert; während der Trauerzeit wird er ihn nicht schneiden.

Er sitzt auf dem Bett seines Bruders und spricht davon wie gerne Ali anderen half, wie sehr er Gewalt verabscheute und wie er starb. Er wirkt routiniert, denn er hat all das schon dutzende Male erzählt. „Es macht mich fertig, nochmal und nochmal zu berichten, was passiert ist“, sagt er. Er tut es trotzdem, fährt nach Eskişehir, Ankara oder Istanbul und spricht dort bei Bürgerforen; Gürkan Korkmaz ist zur öffentlichen Person geworden. Über 40 000 Menschen folgen ihm auf Twitter – mehr als der Regierungspartei.

„Ich bin Jurist, daher sollte ich Vertrauen in unser Rechtssystem haben“, sagt er. „Aber ich weiß jetzt, dass das anders läuft.“ Selbst der Polizist, der den Demonstranten in Ankara erschoss, wurde bislang nicht verhaftet, obwohl ihn jemand mit dem Handy gefilmt hatte. Dennoch, Gürkan wird nicht locker lassen: „Notfalls werde ich bis vor den europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ziehen“, sagt er.

Für Ali war sein älterer Bruder Vaterersatz und Vorbild; acht Jahre trennen die beiden. Ali fragte stets ihn um Rat, auch, wo und was er studieren sollte. Der Vater war während ihrer Kindheit fast nie zu Hause. Er arbeitete in Saudi-Arabien auf dem Bau, damit es der Familie gut ging und die Söhne studieren konnten. Das Haus baute er selbst in den wenigen Monaten, die er im Sommer daheim verbrachte.

Gürkan Korkmaz nimmt ein paar Briefe, die auf der Kommode neben dem Bett liegen, und schaut die Absender durch: aus Istanbul, Ankara, Eskişehir, Izmir, Antalya, sogar einer aus New York – alles Kondolenzschreiben, jeden Tag kommen fünf bis sechs neue. Dann sitzt die Familie auf der Terrasse zusammen und die Briefe wandern durch die Hände.



**GEBROCHEN** Nach Alis Tod stehen viele Menschen seiner Mutter bei. Selbst aus Istanbul reisen Besucher an



**ABWESEND** Dem Vater blieben nach der Rente nur zwei Jahre mit dem Sohn. Er arbeitete fast 30 Jahre lang im Ausland



**KÄMPFERISCH** Der Bruder tut alles, damit die Täter zur Rechenschaft gezogen werden. Er ist Anwalt, doch sein Vertrauen in das türkische Rechtssystem bröckelt

Ein Universitätsprofessor aus Istanbul hat einen opulenten Bildband über Alis Idol Atatürk geschickt. Das Buch ist für eine Bibliothek bestimmt, die die Familie zu seinem Andenken gründen will. Im Wohnzimmer stapeln sich bereits kistenweise Bücher.

Manche Briefeschreiber haben Gedichte verfasst, einige bitten gar um einen persönlichen Gegenstand von Ali, ein Buch oder ein T-Shirt. Der Bruder findet daran nichts Seltsames: „Sein Tod geht allen sehr nahe“, sagt er.

Er nimmt seinen Autoschlüssel, denn er muss einen Studenten aus Istanbul vom Flughafen abholen. Dieser ist seiner Einladung auf Facebook gefolgt, die Familie persönlich zu besuchen. Seit Wochen ist das Haus ständig voller Gäste.

Ali mochte keinen Trubel. Wenn viele Besucher kamen, verzog er sich in sein Zimmer und las. Er interessierte sich für die unterschiedlichsten Themen; zuletzt las er ein Buch über griechische Mythologie und eines über Darwins Evolutionstheorie – die lehnt der Ministerpräsident Erdoğan aus religiösen Gründen ab.

Ali wollte alles genau wissen und hinterfragte es gleichzeitig. Er war ein Unangepasster wie viele in seinem Alter – in der Türkei ebenso wie überall auf der Welt. Als die Proteste losgingen war es, als habe ihm jemand ein Startsignal gegeben.

„Er wollte etwas verändern“, sagt sein Schulfreund Emrah. Wie Ali ist auch er ein nachdenklicher Typ, groß und schlaksig. Wenn Ali in den Ferien nach Hause kam, ging er als erstes zu ihm. Ihr Lieblingsplatz war ein heiliger Ort mit Gräbern religiöser Würdenträger, umgeben von einem Hain knorriger Bäume. Auch wenn ihm der religiöse Zweck des Ortes nichts bedeutete, genoss er die Ruhe unter dem Rauschen der Blätter. Wenn es Emrah schlecht ging, holte er zwei Flaschen Bier und sagte: „Trink und denk an nichts.“ Er spornte ihn an, Englisch zu lernen, um mit ihm zusammen in Eskişehir zu studieren.

Emrah schaut über die grün gekachelte Mauer, auf der sie so oft saßen und Pläne schmiedeten. Von dort blickt man über Antakya. Die Stadt hat zwar nur rund 200 000 Einwohner, gehört jedoch zu den Hochburgen der Proteste.

Nachdem Anfang Juni auch dort ein Demonstrant getötet wurde, kommt es in dem Stadtteil, wo er lebte, fast jeden Abend zu Zusammenstößen mit der Polizei. Immer wieder werden Menschen verletzt.

Einen weiteren Grund zur Unruhe liefert die Haltung der türkischen Regierung zum Bürgerkrieg im benachbarten Syrien. Die Bewohner der Region befürchten, in den Konflikt hineingezogen zu werden. Im Mai starben 46 Menschen bei einem Bombenanschlag in der nahe gelegenen Grenzstadt Reyhanlı. In Antakya glauben viele, die Täter seien Al Qaida-nahe Aufständische aus Syrien, die sich in Flüchtlingslagern an der Grenze verstecken. Sie werfen der Regierung vor, dies stillschweigend zuzulassen.

Auf einer Anhöhe zwischen Antakya und ▶



AM GRAB TRAUERN BRUDER UND FREUNDE Sie können noch immer nicht glauben, dass Ali tot ist

dem Vorort, in dem sein Elternhaus steht, liegt Alis Grab. Gürkan stellt zwei Blumensträuße auf den frisch aufgeschütteten Erdhügel zwischen Gerbera, Gladiolen, rote und weiße Plastikblumen. Er will ein Grabmal aus weißem Marmor anfertigen lassen, mit großem Sockel, wie das eines Kriegshelden. Bisher steckt am Fuß des Grabs ein rotes Schild mit Alis Porträtfoto. Darauf steht: „Wir alle sind Ali, ihr könnt uns nicht alle umbringen.“

Der Spruch ertönt nun als Kampfslogan auf den Demonstrationen. Sie haben etwas Ritualisiert bekommen. Hier wird ein Baum gepflanzt, dort eine Gedenktafel aufgestellt. In der Anadolu-Universität von Eskişehir begrüßt die Erstsemester ein großes Plakat mit der Aufschrift: „Hier studierte Ali Ismail Korkmaz“. Der Park, in dem die Protestbewegung in der Stadt ihren Ausgang nahm, soll nach Ali benannt werden, ebenso wie die Straße, die zu seinem Elternhaus in Antakya führt. Sein bester Freund Emrah hat den Namen bereits an die Häuserwände gesprayt.

Ali und die vier anderen Getöteten sind zu Ikonen der Protestbewegung geworden. Sie waren keine Helden, nur Opfer, sagen manche. Andere bezeichnen sie mit Pathos als: „Märtyrer unserer Revolution.“ Transparente zeigen ihre

„DIE GETÖTETEN  
WAREN  
KEINE HELDEN,  
NUR OPFER“



ALIS LIEBLINGSPLATZ auf einem Hügel über Antakya

Porträts als Scherenschnitt, wie man es von Che Guevara kennt.

Der Druck der Straße zeigt Wirkung: Einige Wochen nach der Attacke auf Ali taucht ein verloren geglaubtes Überwachungsvideo auf. Es zeigt, wie sechs Männer auf Ali einprügeln. Einer von ihnen wird als Polizist in zivil, drei weitere als Angestellte der Bäckerei gegenüber dem Tatort identifiziert und verhaftet.

Auf dem anderen Video, von dem Teile fehlen, können zumindest drei der Schläger einer Antiterrorereinheit der Polizei zugeordnet werden. Anhand des Timecodes müssen sie genau in dem Moment auf Ali getroffen sein, an dem die Aufnahme abbricht. Ohne die fehlenden Sequenzen wird man ihnen das allerdings kaum nachweisen können.

Deshalb lassen die Unterstützer nicht locker. Seit der Attacke ziehen in Eskişehir jeden Samstag Demonstranten durch die Stadt, vom Univiertel bis zur Yunus-Emre-Straße, wo Ali zusammengeschlagen wurde. Passanten am Straßenrand klatschen Beifall, Autos hupen, Insassen winken und stimmen in die Rufe ein. Es sind jetzt andere als damals:

„Mörderpolizisten, ihr werdet die Rechnung bekommen.“

„Schulter an Schulter gegen Faschismus“

Die Straßenbahn zuckelt im Schrittempo hinter den Demonstranten her, bis sie in die Yunus-Emre-Straße abbiegen. Dort klatscht niemand mehr. Im Dunkeln liegt die Gegend gespenstig verlassen da. Die Laternen tauchen die Straße in düsteres Gelb.

Vor der Gasse, in der Ali zusammengeschlagen wurde, macht die Gruppe halt. Nur hundert Meter entfernt bilden Polizisten vor der AKP-Zentrale eine Linie. Sie tragen Helme und Schutzwesten, neben ihnen steht ein gepanzerter Wasserwerfer.

Die Demonstranten zünden Teelichter an, schreiben mit ihnen den Namen „Ali“ auf die Straße. Eine junge Frau legt rote Nelken vor die Eingangstür der Bäckerei. Andere kleben Poster mit Alis Porträt auf die Fensterfront, auf denen steht: „Findet das fehlende Video. Wir wollen Alis Mörder. Ihr werdet für Ali bezahlen.“

Am 10. September stirbt der 22-jährige Ahmet Atakan bei einer Demonstration in Antakya. Auch sein Bild prangt jetzt auf Plakaten. Die Proteste werden weitergehen. ■



NICOLE GRAAF war überwältigt von der Gastfreundschaft der Familie, selbst in einer so schweren Zeit. Sie möchte sich zukünftig als Journalistin in der Türkei niederlassen.

# „MEIN EIGENES GEREDE GEHT MIR MANCHMAL AUF DIE NERVEN“

Kaum einer redet auf Anhieb so druckreif wie Roger Willemsen. Der Publizist und Moderator ist für seine Eloquenz bekannt. Auch im stillen Interview kann er Kluges zu Waschmaschinen, Kniebundhosen und Arafats Waffen sagen.

FOTO ANITA AFFENTRANGER



**PRIVAT EHER RUHIG** Der Publizist Roger Willemsen, 58, sucht die Stille unter anderem beim Pilze sammeln

*Herr Willemsen, mit wem würden Sie gern mal in einer abgelegenen Berghütte eine Woche lang schweigen?*

ROGER WILLEMSEN: Mit Ilse Aigner. Alpines Ambiente, frische Luft, Kniebundhosen und vielsagendes Schweigen – scheint mir idyllisch.

*Nicht jedes Schweigen ist angenehm. In Ihrer TV-Gesprächsreihe 0137 haben Sie unzählige Interviews mit unterschiedlichsten Charakteren geführt. Was war die peinlichste Stille während eines Gesprächs?*

Als ich Arafat fragte, ob er mir seinen Revolver zeigen würde, wurde er sehr einsilbig und sagte: „Ein Präsident zeigt seine Waffe nicht.“ Ich fragte nach, ob er sie als Symbol trage oder weil er sie brauche, er erwiderte: „Beides“. Und das war es.

*Im Messagespräch mit ZEIT Campus sagten Sie einmal: „Das Einzige, was ich tun kann, ist, Frauen besinnungslos zu quatschen.“ Ist Eloquenz Ihr Balzverhalten?*

Warum geben Sie meinem Liebeswerben gleich eine tierische Vokabel? Die Liebe ist nun einmal auch ein Kommunikationsrausch, und die meine ist nicht mundfaul, aber deshalb nicht gleich animalisch.

*Wo wir schon mal beim Thema Liebe sind: Was war für Ihre bisherigen Beziehungen schädlicher: Probleme zerreden oder verschweigen?*

Das Verschweigen wird unterschätzt. Besser, man fragt manchmal nicht: Wie ist Wahrheit möglich, sondern, wozu ist sie nötig?

*Welcher Moment in Ihrem Leben hat Ihnen die Sprache verschlagen?*

Die Hiobsbotschaft, die Enttäuschung, die Desillusionierung, die Todesnachricht – sie alle machen nicht eben redselig. *Und in welchem Moment haben Sie sich nach mehr Stille gesehnt?*

Ich saß in Südafrika vor einer Felsschlucht, die den Namen God's Window trägt und den Blick auf Mozambique freigibt. Inmitten einer tief schweigenden Natur bremsste ein Reisebus und eine Amerikanerin stürzte heraus mit dem Schrei: „Let's have a silent conversation with god here.“ Gott schwieg dazu.

*Das klingt, als hätte diese Frau die spirituelle Stille gestört. Gibt es eine Labertasche, der Sie gern mal den Mund verbieten würden?*

Mag sein, dass mir das Gerede mal auf die Nerven geht, auch mein eigenes, aber jemandem den Mund verbieten? Nein, das wollte ich noch nie.

*Haben Sie ein Ritual, um innere Ruhe zu finden?*

Ich erreiche kontemplative Halbwachzustände beim Essen, kann aber auch in Wiesen liegen oder Pilze suchen, Waschmaschinen zusehen oder Gemälden. *Wieso fällt es uns heutzutage manchmal so schwer, still zu sein?*

Der Strom der Geräusche ist insgesamt oft so laut, dass man vielleicht einfach die eigene Stimme hörbar machen, eine Spur hinterlassen, mit musizieren möchte. Aber mein nicht öffentliches Leben ist eher still.

# ALTE LIEBE ROSTET NICHT



*Sabrina Witte ist im Spreepark aufgewachsen, einem seit 2001 stillgelegten Freizeitpark in Berlin. Seit knapp drei Jahren versucht sie, die Ruine wieder zum Leben zu erwecken – mit Erfolg. Viele erliegen dem Charme des Verwilderten. Das ruft Mitstreiter auf den Plan.*

TEXT LENA SCHNABL  
FOTOS MATTHIAS FERDINAND DÖRING





**ZURÜCKEROBERT** Hier fand früher die Piratenshow statt. Heute fotografieren die Besucher morsche Boote und träumen sich mitten in Berlin in eine andere Welt

A

lle wollen jetzt ihren Zaubergarten. Nachdem er ein Jahrzehnt verlassen lag, suchen heute viertausend Menschen im Berliner Spreepark nach einem Schatz. Sie klicken auf ihren Handys und GPS-Geräten, seilen sich von hohen Pappeln ab und klettern über umgestürzte Dinosaurier. Im Hintergrund steht ein Riesenrad, das nur noch der Wind antreibt. Die Geocacher, moderne Schnitzeljäger, sind aus ganz Deutschland angereist und seit neun Uhr morgens auf der Suche nach Hinweisen, wo sie auf dem stillgelegten Freizeitgelände kleine Schatzkistchen finden können. Ein guter Tag für Sabrina Witte. Im Akkord öffnet sie Bier- und Limoflaschen und schäumt Milch für Cappuccino in ihrem Café am Parkeingang. „Endlich wieder Leben im Park“, sagt sie.



KINDHEIT  
ZWISCHEN  
DINOSAURIERN,  
AUTOSCOOTER  
UND  
ACHTERBAHN

Am nächsten Morgen ist alles wie immer. Achterbahn, Riesenrad und Wildwasserbahn sind verwaist, die Scheiben der Fahrerhäuschen sind eingeschlagen, die Stahltreppen verrostet, die Holzbalken morsch. Es ist wieder still in Deutschlands berühmtester Freizeitrüine, nur das Riesenrad jammert im Wind wie eine schiefe Sirene. Sabrina Witte, 28, ist hier aufgewachsen und verwaltet seit zweieinhalb Jahren den Park. Nur bei Veranstaltungen und ihren wöchentlichen Führungen dürfen Besucher durch das sonst abgesperrte Tor. Die übrige Zeit halten ein Zaun und eine Sicherheitsfirma Einbrecher vom Gelände fern.

Die Wittes sind eine traditionsreiche Schau-stellerfamilie: Dom in Hamburg, Freimarkt in Bremen, Oktoberfest in München – kein Rummel ohne die Wittes.

Nach der Wende tat sich für die Familie der „wilde Osten“ auf: Sabrina Wittes Mutter erhielt den Zuschlag für den ehemals größten Rummel der DDR, ein knapp 30 Hektar großes Gelände direkt an der Spree in Berlin-Treptow. Familie Witte zieht mit ihren fünf Kindern dorthin in den Plänterwald. Der alte „Kultur-

park“ soll zur Attraktion nach westlichem Vorbild werden. Zwei Achterbahnen werden aufgebaut, zwei Kanalfahrten, die größte Wildwasserbahn Europas. Das Riesenrad ist das einzige Fahrgeschäft, das die Wende überlebt hat.

Zwischen Dinosauriern, Autoscooter und Achterbahn wächst Sabrina Witte auf. Die Märchenwelt ist ihr Alltag. Sie hat am Rondell Radfahren gelernt, hat sich mit dreizehn so betrunken, dass sie ohnmächtig neben der Parkbahn lag, hat mit fünfzehn unter der großen Eiche das erste Mal geküsst. Alle ihre Erfahrungen, die sie zwischen vier und sechzehn Jahren gemacht hat, sind für sie mit dem Park verwoben.

Derweil läuft das Geschäft schlecht. Zu hohe Kosten, zu wenige Besucher. 2001 sind die Wittes pleite, der Traum zerplatzt. Mit 15 Millionen Euro Schulden im Gepäck gehen sie nach Peru, Tochter Sabrina ist damals 17. Dort wartet der nächste Traum auf sie. Es wird ein Alptraum.

Die Eltern trennen sich, der Schuldenberg wächst. Um an Geld zu kommen, leiht sich Vater Norbert in zwielichtigen Kreisen große Summen. Zum Tilgen der Schuld will er schließlich einen Drogendeal abschließen. Er lässt 167 Kilo Kokain in den Hauptmast des „Fliegenden Teppich“ einschweißen, dem Fahrgeschäft aus 1001 Nacht. Vater Witte wird in Deutschland verhaftet. Sabrinas Bruder, damals 22 Jahre alt, muss in Peru für zwanzig Jahre ins Gefängnis.

Sabrina Witte kam vor drei Jahren zurück an den Ort ihrer Kindheit. Viele Fahrgeschäfte waren vom Insolvenzverwalter verkauft, Einbrecher hatten Dinosaurierbeine und Schwanenhäule abgetrennt und gestohlen, manche der Gebäude waren abgefackelt. „Man könnte alles wieder aufbauen“, sagt sie, kleines Vogelgesicht, dünn gezupfte Augenbrauen, strenger Pferdeschwanz. Aus der einstigen Wildwasserbahn war ein Biotop geworden, die Fahrbahn eine moosige Wanne. „Funktioniert noch einwandfrei.“ Sie legte den Schalter um, setzte sich in einen der verdreckten Waggons und fuhr los. Als der Waggon unten aufschlägt, schwappt modrige Algenpampe ins Innere. Eine stinkende Welle ergießt sich über sie. „Den Gestank bekam man nicht mehr raus. Die Kleider musste ich in die Tonne hauen.“

Aber trotz Fäule, Rost und Gestank sieht sie blinkende Lichter und hört Freudengekreisch der Besucher. Der Park soll wieder leben. Ihre Familie besitzt schließlich noch den Erbpachtvertrag, den der Berliner Senat den Wittes damals unterschrieb. Sabrina Witte sperrte im Herbst 2009 die verrosteten Tore wieder auf, stellte eine alte Kaffeemaschine in den verschlissenen Holzpavillon am Eingang und nannte ihn „Café Mythos“. „Alle dachten, ich bin bekloppt.“ Nach und nach sprach es sich bei Spaziergängern herum, dass die Tore des verlassenen Parks am Wochenende wieder offen waren. Es kamen mehr Besucher und Sabrina Witte begann, Führungen zu veranstalten.

## „ FUNKTIONIERT NOCH EINWANDFREI “

Sie zieht ihren pinkfarbenen Lippenstift nach und trägt noch mal Rouge auf, bevor sie sich vor die knapp fünfzig Besucher stellt und die Show beginnt. „Keine Sorge, auch Sie werde ich schockieren. Ich werde Ihnen alles erzählen, was ich über diesen Park weiß und mit Ihrer Phantasie und meinem Wissen bauen wir den Park heute wieder auf“, begrüßt sie die rund fünfzig Gäste, die sich für fünfzehn Euro Eintritt die Geschichte dieses Ortes erzählen lassen. Sie spricht mit dieser Stimme, die man aus einem Rummelplatz-Lautsprecher kennt, die es gewohnt ist, melodisch ins Mikrofon zu raunen: Bitte anschnallen, jetzt geht's los!

Einige junge Touristen in bunten Leggings und Hotpants sind gekommen, weil der Spreepark in ihrem alternativen Reiseführer als vergessener „lost place“ mit halblegalem Flair angepriesen wurde. Zwei junge Deutsche wollen wissen, was aus dem Park ihrer Kindheit geworden ist. Eine alte Dame mit Goldkettchen, ▶

**VERWUNSCHEN** Nur am Wochenende öffnet der Park mit seinen Märchenbauten für alle seine Pforten. Eine Führung kostet fünfzehn Euro. Sicherheitsleute kontrollieren auf Fahrrädern das Gelände



**UNBEFUGT** Eigentlich ist der Eintritt außerhalb der Veranstaltungen verboten, aber für viele ist es ein Kick, sich in diesem bizarren Ambiente fotografieren zu lassen. Versteckte gibt es genug

Trekkingsandalen und Gehstock sticht heraus aus der sonst jungen Besuchergruppe. Sie kennt den Park nur aus DDR-Zeiten und staunt, wie sehr er sich verändert hat. Sabrina Witte führt vorbei an Wildwasserbahn, Achterbahn und Riesenrad. „Eine Schande, dass sich die Karussells nicht mehr drehen“, schimpft die Dame.

Sabrina Witte schreit gegen das Gejammer des Riesenrads an. Sie lässt nichts aus, auch nicht die Geschichte mit Peru. Die Oma mit dem Goldkettchen echauffiert sich: „Also wie das Land Berlin das in eurer Abwesenheit hat verrotten lassen... Sagen Sie nur Bescheid, wenn hier die Bagger kommen. Ich werde da sein und mit euch kämpfen.“

Die Gruppe läuft den Betonweg hinter dem Riesenrad entlang Richtung Ausgang. Sabrina Witte bleibt unvermittelt stehen, stellt sich auf die Zehenspitzen und breitet ihre Arme aus. „Das“, ruft sie. „Das ist mein persönlicher Walk of Fame!“ Sie deutet auf kleine Fußabdrücke im Beton. Als er frisch gegossen wurde, ist sie hier durchmarschiert, obwohl die Eltern es streng verboten hatten. Sabrina Witte stellt sich in ihre Kinderfußabdrücke. Sie reißt die Augen auf, tänzelt dann die Spuren entlang und imitiert, wie sie als Kind den Weg ramponierte. „Wenn sie den Park platt machen, werde ich das Betonstück mit meinen Fußspuren ausschneiden und mitnehmen“, sagt sie. Die Zuschauer lachen; die kleine Anekdote gehört wie Achterbahn und Kanalfahrt zu den Höhepunkten der Führung.

Der Park ist eigentlich nur Sabrina Wittes Hobby. Unter der Woche verkauft sie Chili-Kraukauer, Buletten und Bratwurst. Ihre Imbisskette, die Schlemmerhütte, hat Läden in Berlin, Hannover, Hamburg und Holland. „Du baust auf, stehst den ganzen Tag in deinem Geschäft, stinkst abends wie ein Stück Wurst, machst Feierabend, putzt drei Stunden.“ Am nächsten Morgen das gleiche. „Das geht mir tierisch auf den Sack.“ Das erzählt sie nicht während der Führung.

Sie wohnt alleine mit ihren Hunden im Wald am Rande Berlins. Wenn sie entspannen will, liest sie: „Don Quixote. Steh ich total drauf. Kampf gegen die Windmühlen und so.“ Sie sagt, sie brauche etwas, was sie in eine andere Welt entführt. Der Park ist Sabrina Wittes Dulcinea, Don Quixotes Angebetete. Sie sieht im verfallenen Park einen Märchengarten wie ihre Lieblingsromanfigur in einer Bauernmagd ein Edelfräulein. ▶





NeAS

EXIT

ONE

EXIT



**VERTRÄUMT** Das originelle Fahrgeschäft mit überdimensionalem Geschirr steht still, aber Sabrina Witte würde noch gerne am großen Rad drehen

Inzwischen ist der Park als Location begehrt. Musikvideos werden hier gedreht, Pärchen heiraten in den Achterbahnwaggons, Playmates räkeln sich auf den umgestürzten Dinosauriern. Im Sommer wird Theater vorm Riesenrad gespielt. Überlebenstraining, Teambuilding, Fotoseminare. Auch Hollywood-Regisseure haben den Charme des Parks entdeckt. Im Blockbuster „Wer ist Hanna?“ jagt Cate Blanchett ein Kriegermädchen übers Gelände.

Die Veranstaltungen bringen zwar Geld in die Kasse, „doch um alles wieder aufzubauen, brauche ich mehr“, sagt Sabrina Witte. „Deswegen spiele ich Lotto und Eurojackpot wie eine Geisteskranke.“ Allein für die Sicherheitsfirma fallen rund 150 000 Euro im Jahr an.

Auch andere haben das Potenzial des Geländes erkannt. Der Berliner Konzertveranstalter Carlos Fleischmann hätte gerne den Pachtvertrag der Wittes und plant, dort einen Abenteuerspielplatz, ein Programmokino und ein Containerhostel zu bauen. Eine Bürgerinitiative wünscht sich ein Biotop mit Bienenfarm und will das unter Denkmalschutz gestellte DDR-Ausflugslokal „Eierhäuschen“ restaurieren. Auch ein Immobilienunternehmer schaut gierig auf das Grundstück mit Spreeblick.

Sie alle haben vielleicht die Gelegenheit, ihre Visionen wahr zu machen. Der Pachtvertrag,

„SIE WERDEN  
NIE JEMANDEN  
FINDEN,  
DER DAS  
GRUNDSTÜCK  
MIT SO VIEL  
HERZBLUT  
BETREIBT“

der die Wittes noch bis ins Jahr 2061 bindet, soll verkauft werden. Ein erster Termin zur Zwangsversteigerung im Sommer 2013 scheiterte, doch das Gezerre ums Riesenrad geht weiter.

Sabrina Witte sagt: „Ich hab hier die letzten zweieinhalb Jahre gearbeitet wie ein Knüppel. Dreißig Hektar Schienen von zwölf Jahren Unkraut befreit, die Tore wieder aufgemacht. Sie werden nie jemanden finden, der das Grundstück mit so viel Herzblut betreibt.“

Nach der geplatzten Versteigerung steht Sabrina Witte wie jeden Samstag im Park. Sie sitzt auf karierten Kissen vor ihrem Café, trinkt ACE-Saft und zündet sich eine Pall Mall an. Zwanzig Minuten Pause, dann beginnt die nächste Führung. ■



**LENA SCHNABL** liebt den Geschwindigkeitsrausch in Achter- und Loopingbahnen. Für die Geschichte hat sie sich entschleunigen lassen und kämpfte sich durch Unkraut und Brennnesseln.

In meiner Wohngemeinschaft lebt ein Mensch, der kaum spricht.

# W

ir beide meiden diese Momente. Er und ich, nur wir zwei in der Küche. Ich kann mich dann kauen hören. Ihn atmen. Wenn ich mit einem großen Teller Pestonudeln neben ihm sitze, wünscht er mir keinen „Guten Appetit“. Er schaut weg, wenn sich unsere Wege morgens vor dem Badezimmer kreuzen. Und begegnen wir uns zufällig im Stadtzentrum, grüßt er mich nicht.

Stefan\* ist einer meiner Mitbewohner, aber eigentlich lebt er nicht mit uns. Wir teilen uns eine Wohnung, dazu gehört: Eine Küche, ein WC, ein Bad mit Dusche und ein Gang, der unsere Schlafzimmer voneinander trennt. Vor einem Jahr bin ich eingezogen. In all dieser Zeit haben wir uns nie unterhalten. Stefan redet nicht. Und die Kopfhörer in seinen Ohren, die er jeden Tag, jede Minute trägt, signalisieren mir: Sprich mich nicht an, bitte!

Es kann unmöglich an mir liegen. Ich habe oft versucht, ein Gespräch zu beginnen, aber nie habe ich eine Antwort erhalten, und wenn, dann kam nur ein Knurren aus seinem Mund, Beklemmung schlug mir entgegen. Was ich über ihn weiß, reime ich mir aus Beobachtungen zusammen, die ich wie Puzzleteile aneinandersetze. Er ist circa 180 Zentimeter groß, immer

DIE KOPFHÖRER  
IN SEINEN  
OHREN, DIE ER  
JEDEN TAG, JEDE  
MINUTE TRÄGT,  
SIGNALISIEREN:  
SPRICH  
MICH NICHT AN,  
BITTE!

glattrasiert, hat ein unauffälliges Gesicht, muss um die 30 Jahre alt sein. Sein Körper scheint ihm sehr wichtig, er geht täglich joggen. Im Bad verschwindet er mit einem winzigen Handtuch um den Hüften, gerade so tief gebunden, dass es alles Wichtige bedeckt, aber das Tattoo oberhalb der rechten Lende noch sichtbar ist. Für ein paar Monate hatte er eine Freundin, eine großgewachsene Blonde. Sie lächelte höflich, während Stefan sich leise aus der Tür schlich. Ich habe sie länger nicht mehr gesehen. Sie war sein einziger Besuch.

Manchmal höre ich ihn telefonieren, wenn er zur Tür hereinkommt. Neulich kam sogar eine Postkarte für ihn an. Er nahm sie sofort aufs Zimmer und verschloss die Tür hinter sich, wie er sie auch

immer zusperrt, wenn er das Haus verlässt. Stefan hinterlässt kaum Spuren. Ob er physisch anwesend ist, entnehme ich dem Geruch, der durch die Wohnung weht. Es riecht dann nach gebratenem Speck. Ich habe ihn bisher nur das eine Gericht zubereiten sehen: Zu Speckwürfeln zupft er Feldsalat in eine Schüssel, schneidet Schafskäse in mundgerechte Stücke und streut einen Teelöffel pikante Chilisaucen darüber. Das ist so gut wie alles, was ich über ihn weiß.

Manchmal frage ich mich, worüber er wohl lacht? Was ihn aufregt oder traurig werden lässt? Es macht mich stutzig, warum er in einer schäbig alten Wohnung wie der unseren lebt, obwohl er doch arbeitet und Geld verdient. Stefan ist halbtags in einer Apotheke angestellt – in welcher, hat er mir nie erzählt. Dass er gerade seine Doktorarbeit schreibt, habe ich ihm vergangenen Oktober bei der Wohnungsbesichtigung entlockt. Damals hat er mir sogar eine Frage gestellt, mit Skepsis und Abneigung im Blick: „Wenn du Journalistin bist, schreibst du dann für *Glamour*?“

Als ich ihn zu meiner Geburtstagsparty einlud, schenkte er mir statt seiner Anwesenheit genau vier Worte: „Danke, ich bin versorgt.“ Nie zuvor hat er mich so höflich, aber bestimmt abgelehnt. Seither lasse ich ihm seinen Frieden. Er hat gewonnen.

Ich wäre wohl sehr einsam, würden nicht noch zwei andere Menschen mit uns leben. Zwei, mit denen ich beim Tee zusammen sitze und nicht aufstehen will, weil wir

uns so viel zu erzählen haben. Zwei, die mich aufheitern, wenn es mir mal nicht so gut geht. Zwei, die ich auch noch treffen möchte, wenn ich im Oktober wieder woanders wohne.

Zu Stefans Verteidigung muss ich gestehen: Es hat auch Vorteile mit einem Schweiger zu leben. Er meckert nicht herum, wenn ich ihm das Geld fürs Internet erst Monate später auf den Tisch lege. Er wird nicht böse, wenn ich das Geschirr nicht sofort abspüle. Und vielleicht war es ja doch ein Gruß, damals, als ich ihn im Stadtzent-

WAS ICH ÜBER  
STEFAN WEISS,  
REIME ICH  
MIR AUS  
BEOBACHTUNGEN  
ZUSAMMEN.

rum traf. Er lächelte mich zwar nicht an, aber er sah mir kurz in die Augen. Und ich kann es nicht beschwören, aber es kam mir so vor, als zeigten seine Mundwinkel für den Bruchteil einer Sekunde ganz leicht nach oben.

# „WAR DA WAS?“

*Es gibt sie wirklich: Geisterjäger. Nicht nur in Filmen oder Serien, auch im richtigen Leben. Allein in Deutschland suchen knapp 30 Gespensterclubs in Burgruinen und Herrenhäusern nach übersinnlichen Phänomenen. Wer sie begleitet, darf auf Gruseliges hoffen.*

FOTOS AMADEUS WALDNER







VOR 900 JAHREN ERBAUT Im Mittelalter war Burg Wolfstein Schauplatz von Scharmützeln und Brandschatzungen.

Eine Fledermaus fliegt über den Hof der Burgruine Wolfstein. Der Mond taucht hinter der Turmspitze auf. Still ist es und dunkel. Genau der richtige Ort, um mit Geisterjägern die Nacht zu verbringen. Ob Gespenster, Poltergeister oder weiße Frauen – die Geistertruppe sucht nach allem, was zwischen alten Gemäuern spuken könnte.

Der Ort: Burg Wolfstein, knapp 900 Jahre alt, in der fränkischen Oberpfalz gelegen und Schauplatz mittelalterlicher Scharmützel und Brandschatzungen. Die Geisterjäger: Tagsüber gehen sie normalen Berufen nach, sitzen im Büro oder bauen Computer zusammen. Nachts klettert die Truppe durch Ruinen oder eilt zu alten Damen, die aus Angst vor Klopfgeräuschen nicht schlafen können.

Ich treffe die vier Geisterjäger vor der Burg. Zwei Männer, Alex und Daniel und die beiden Frauen,

Doris und Nadine, tragen uniform schwarze T-Shirts, bedruckt mit ihrem roten Logo: Ghosthunterteam Bayern. Im Internet präsentieren sie sich mit gruseligen Namen: Hexana, Trasgu, Black Angel und Harritor. Aber hier in der Runde, mit Zigaretten im Mundwinkel, könnten sie auch Mitglieder eines Kegelvereins sein.

Doch was treibt die vier nachts in eine Burgruine? Ist es der Nervenkitzel, wie bei einem guten Gruselfilm? Zumindest was die Ausrüstung angeht, kann die Truppe jedem filmischen Vorbild standhalten. „Die Ghostbuster sind Amateure gegen uns“, sagt Alex, Mitte 40, Computerfachmann, während er auf dem Burghof, zwischen Turm und Rittersaalruine, die Basisstation aufbaut. Er holt ein technisches Gerät nach dem anderen aus silbernen Alukoffern. Innerhalb einer halben Stunde verwandelt sich die Ruine in ein Geisterüberwachungsgebiet. Alex zeigt auf den Monitor. Nacheinan-

der schaltet er die Infrarotkamera dazu, sie übertragen Bilder aus jedem Winkel der Burg. Die Daten werden auf dem Laptop gespeichert und später zuhause ausgewertet. „Langweilig, stundenlang eine Mauer anzustarren“, sagt Alex. „Aber wir wissen nie, ob wir nicht doch was einfangen.“

In der Rittersaalruine bastelt Daniel, Anfang 20 und im richtigen Leben Trockenbauer, derweil die einzelnen Bestandteile seines Schatentesters zusammen: Ventilator, Kamera und Lasergrid. Eingeschaltet, huschen die vielen Laserpunkte mit der Schwenkbewegung des Ventilators über die Mauer. Wozu soll das gut sein? Daniel: „Wenn ein Nebel oder eine Gestalt durchgeht, gibt es einen Schatten, den ich auf Band habe.“ Nadine, Mitte 20, hantiert mit einem Infrarot-Thermometer, das aussieht wie eine der Phaser-Pistolen von Raumschiff Enterprise. Sie zielt auf eine Mauer, drückt ab und die Temperatur erscheint auf dem Display. Ob Wind,

WIE  
SPRICHT  
MAN  
GEISTER AN?  
AM BESTEN  
FRAGT MAN:  
WER  
SEID IHR?



**JEDER WINDHAUCH WIRD REGISTRIERT** Geistjäger-Chef Alex („Trasgu“) führt Protokoll. Die Truppe ist mit modernster Technik ausgestattet. Infrarot-Kameras übertragen Bilder aus jedem Winkel der Burg. Wer etwas entdeckt, funkt die anderen an. Daniel („Harritor“) macht flüsternd Meldung.



„WIR WISSEN NIE, WAS WIR EINFANGEN.“ In einer besonders dunklen Ecke müssen noch einmal Geräte aufgebaut werden. Alex und Daniel installieren einen Windmesser.

Luftfeuchtigkeit oder Temperatur, alle Daten werden in ein Protokoll eingetragen.

Mit einer Ernsthaftigkeit, als ginge es um wissenschaftliche Untersuchungen, laufen sie von einer Ecke der Burg zur anderen, messen, filmen und fotografieren. Gibt es denn wirklich Geister? „Ich glaube halb daran“, sagt Alex. „Zuerst suchen wir nach natürlichen Ursachen.“ Er berichtet, wie sie von älteren Menschen gerufen werden, die soviel Angst haben, dass sie nicht mehr schlafen können. „Da klopft was, es rauscht oder knarzt. Dann messen und untersuchen wir so lange, bis wir sie beruhigen können.“ Am Ende war es doch der Wind, die Diele, Wasser in der Heizung oder Schall, der sich überträgt. Kein Geist. „Die älteren Herrschaften sind erleichtert und mir macht es Spaß“, sagt Alex. Geld nimmt die Truppe nicht. Im Gegenteil, sie wollen einen Verein gründen. Nur das Finanzamt muss noch von der Gemeinnützigkeit ihrer Geisterjagden überzeugt werden.

23.30 Uhr: Zur Geisterüberwachung gehört auch der Empfindungstest, der direkte Gespensterkontakt. Dafür ist Doris zuständig. „Ich habe einfach den richtigen Draht. Erklären kann ich es nicht, vielleicht bin ich sensibler als die anderen.“ Zusammen mit Nadine geht sie in die ehemalige Vorratskammer der Burg. „Warum hierher“, frage ich sie. „Gefühl“, sagt Doris. Sie stellt sich in eine Ecke und richtet eine Kamera auf sich.

Nadine steht etwas weiter weg. Sie filmt Doris und misst gleichzeitig die Temperatur, 24 Grad, und die Luftfeuchtigkeit, 55 Prozent. „Wozu?“, flüstere ich zu Nadine. „Geister sind Energien, die selber Energie brauchen. Deswegen wird es kälter, oder die Akkus entleeren sich, wenn sie kommen“, wispert sie zurück.

Doris legt los. „Wer seid ihr?“, fragt sie in die Stille. „Gebt mir ein Zeichen.“ Nichts. Doris versucht es wieder. Es bleibt ruhig. Plötzlich: „Die Kamera hat sich von allein auf Standby geschaltet.“ Sie wartet, macht die Kamera wieder an. Doris fragt weiter: „Wart ihr das?“ und „Könnt ihr das wiederholen?“ Nichts passiert. Derweil kontrolliert Nadine die Messgeräte: „Temperatur um zwei Grad gesunken.“

Auf ein Mal krümmt sich Doris. „Mir wird schwindelig.“ Sie hält es nicht mehr aus. „Da ist etwas“, sagt sie. Nadine wird es auch unheimlich, schnell gehen sie zu den anderen. Ich bleibe zurück. Was soll an dieser Ecke besonders sein? Vorsichtig nähere ich mich, kann aber nichts erkennen. Ich lehne mich an die Wand, schließe die Augen. Plötzlich wird mein Arm kalt. Es fühlt sich an, als liefe mir ein Schauer über die Haut. „Wo bleibst du?“ Auf einmal steht Doris vor mir und schimpft: „Erste Ghostunterregel: Wenn es dunkel ist, geht niemand mehr allein irgendwohin. Viel zu gefährlich.“



„WENN ALLES  
STILL IST,  
GESCHIEHT  
AM MEISTEN.“

SØREN KIERKEGAARD

# KONTAKTE

## DIE AUTOREN

Absolventen der Zeiteinspiegel Reportageschule



**FELIX AUSTEN**  
austenfelix@gmail.com  
0176 47792965



**BARBARA BACHMANN**  
Barbara.Bachmann@rolmail.net  
0176 85993631 / 0039-3481541337



**JENNY BECKER**  
jennybecker.mail@gmail.com  
0176 64195040



**STEPHANIE DE LA BARRA**  
s.c.delabarra@gmail.com



**NICOLE GRAAF**  
storiesofasia@gmail.com  
0176 99009092



**KARL GRÜNBERG**  
gruenberg@posteo.de  
0163 7185475



**ANNIKA KIEHN**  
annikakiehn@yahoo.de  
0176 23494935



**FRIEDERIKE MAYER**  
mayer.friederike@gmx.de  
01577 896 1660



**TOBIAS OELIG**  
tobias.oellig@gmail.com  
0179 11 11 959



**MARTA POPOWSKA**  
m.a.popowska@gmail.com  
0176 61030128



**LENA SCHNABL**  
lena.schnabl@gmail.com  
0178 537 0914



**ARIANA ZUSTRA**  
ariromana@googlemail.com  
0151 21 60 48 58

## DIE FOTOGRAFEN

Studenten der Hochschule Hannover



**MATTHIAS FERDINAND  
DÖRING**  
fotografie@matthiasdoering.com  
0177 360 86 28



**FABIAN FIECHTER**  
mail@fabianfiechter.de  
0176 70301307



**SAMANTHA FRANSON**  
franson@gmx.de  
0173 6538830



**FRANZISKA GILLI**  
info@franziskagilli.com  
0176 78317756



**NIKLAS GRAPATIN**  
mail@niklasgrapatin.de  
01577 1748307



**FERNANDO GUTIÉRREZ  
JUÁREZ**  
info@fernandogutierrez.de  
0157 73021118



**CHRISTOPH KELLNER**  
christoph.kellner@outlook.com  
0176 946 72 333



**MAX KESBERGER**  
max@maxkesberger.com  
0170 65 87 663



**AMADEUS WALDNER**  
amadeus.waldner@googlemail.com  
0157 73973249



## Generation Zukunft: Elektrisch fahren ohne Emissionen.

Mit Energie aus der Steckdose macht das Autofahren richtig Spaß. Deshalb gewinnt der Elektroantrieb mehr und mehr Freunde. Viele Modelle unserer Marken Mercedes-Benz, smart, Fuso und Freightliner fahren bereits mit Strom. Voll elektrisch und umweltschonend. Mit dem größten Angebot an alternativen Antriebssystemen bei Pkw und Nutzfahrzeugen ist Daimler Schrittmacher für das emissionsfreie Fahren.

[www.daimler.com](http://www.daimler.com)

**DAIMLER**